

Die
Gleichnisse des Evangeliums

Von

C. E. van Koetsveld



do not have

4-

Die Gleichnisse des Evangeliums

als

Hausbuch für die christliche Familie

bearbeitet von

C. E. van Roetsveld

Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Holländischen übersetzt

von

Dr. Otto Kohlschmidt

Pfarrer in Mönchenholzhausen bei Weimar

Mit einem Vorworte

von

D. F. Hippold

Professor an der Universität Jena

und einem biographischen Abriß

von

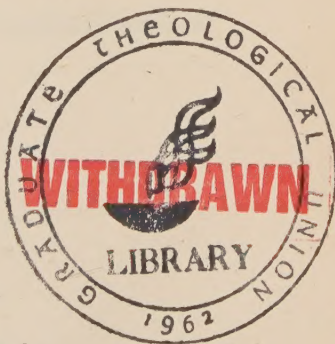
Übersetzer

2.—5. Tausend

Leipzig

Verlag von Friedrich Jansa

1896



BT

375

K62715

~~BT 375~~
~~K 81~~

1896



PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY

10480

Seiner Königlichen Hoheit
Dem Großherzog von Sachsen

und

Ihrer Königlichen Hoheit
Der Frau Großherzogin von Sachsen
Königlicher Prinzessin der Niederlande

ehrfurchtsvoll gewidmet

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Vorwort zur ersten Auflage

Alle diejenigen, welche auch nur einigermaßen mit der holländischen Litteraturgeschichte vertraut sind, bedürfen an dieser Stelle kaum noch eines einführenden Wortes über den Verfasser des im Nachstehenden der deutschen Leserkwelt zugeführten Werkes. In den drei letzten Jahrzehnten hat sich die Zahl der deutschen Gelehrten, welche der holländischen Litteratur und obenan der holländischen Theologie ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben, außerordentlich vermehrt. Neben den großen Führern der Leidener Schule — Scholten, Ruenen, Rauwenhoff — sind auch eine Reihe anderer Theologen in Deutschland heimisch geworden. Auch das ältere, größere Werk unseres Verfassers über den gleichen Gegenstand der „Gleichnisse des Heilandes“ ist von der deutschen Kritik überaus günstig beurteilt worden. Die nachmalige Neubearbeitung des gleichen Gegenstandes, welche hier in deutscher Ausgabe geboten wird, wendet sich jedoch nicht sowohl an den engeren Kreis der theologischen Fachleute, als vielmehr an die christliche Gemeinde als solche. Es ist dieser allgemeinere Zweck, dem auch wir nachkommen zu sollen glauben, wenn wir hier wenigstens die wichtigsten Personalien über C. E. van Roetsveld¹⁾ vermerken. Bietet sein reiches Lebenswerk doch zugleich einen der interessereichsten Abschnitte aus der holländischen Kultur- und Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts!

Noch heute,²⁾ obgleich in der Mitte der Achtziger, steht Dr. van Roetsveld — wie bei uns eigentlich nur Döllinger und Hase im gleichen Alter — noch unermüdet in voller Amtsthätigkeit. Noch immer versammeln seine sonntäglichen Predigten eine im Vergleich zu deutschen Verhältnissen erstaunlich große Hörerschaft um seine Kanzel. Noch immer ist er einer der angesehensten Redner bei den Versammlungen kirchlicher Vereine, sofern dieselben christlicher Liebesthätigkeit gewidmet sind und sich jenes Parteigetriebes enthalten, das er in allen seinen Formen stets gleich fern von sich zu halten gewußt hat. Noch immer

¹⁾ Es dürfte vielleicht nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß das holländische *oe* dem deutschen *u* entspricht, der Name des Verf. also wie das deutsche Rutsfeld ausgesprochen wird.

²⁾ 1892. v. R. starb am 4. Nov. 1893. (Anm. d. Uebers.)

erfreut die von ihm begründete musterhafte Idiotenanstalt im Haag sich seines Rates und seiner Beihilfe. Noch immer sehen die Sitzungen der Direktoren der gelehrten „Haager Gesellschaft“ ihn in ihrer Mitte, und seine Referate über die aus allen Ländern eingesandten Preisarbeiten sind um ihrer Gründlichkeit und Unbefangtheit willen kaum weniger geschätzt, als die des auch in dieser Arbeit so hervorragenden Ruenen. Noch immer bringt die Kerkelijke Courant fast allmonatlich van Roetsvelts Mittheilungen und Aufforderungen bezüglich der westindischen Kirche. Noch immer ist er neben dem gemeindlichen Pfarramt in der Stellung des Hospredigers thätig, welche nicht nach preussischen Parallelen beurteilt werden darf, vielmehr eher an die amerikanische Gewohnheit erinnert, Männer von litterarischem Ruhm mit Gesandtschaftsposten zu betrauen. Dem warmen Patrioten ist in dieser Stellung die furchtbar schwere Aufgabe geworden, in den Jahren 1879—1890 an den Gräbern der letzten fünf Fürsten des oranischen Mannesstammes — Prinz Heinrich, Prinz Wilhelm, Prinz Friedrich, Prinz Alexander, König Wilhelm III. — seines Amtes zu warten. Die bei diesem Anlaß gesprochenen Worte haben im In- und Ausland um ihres an das israelitische Prophetentum erinnernden ethischen Gehaltes willen ungewöhnliche Beachtung gefunden¹⁾. Seither ist die tröstlichere Arbeit an die Stelle getreten, am religiösen Unterricht der jugendlichen Königin Anteil zu nehmen.

Die gleichen Charakterzüge, wie in seinen umfassenden amtlichen Aufgaben, finden wir nun aber auch in seiner über mehr als 60 Jahre sich erstreckenden und weit ausgedehnten litterarischen Thätigkeit ausgeprägt. Man kann den Mann und den Schriftsteller gleich sehr als Typus des holländischen Nationalcharakters bezeichnen. Ebendarum hat er von seinen frühesten Schriften an den tiefsten Bedürfnissen des Volkslebens in so hervorragender Weise entgegenzukommen vermocht. Die seinem Erstlingswerke von befugtester Seite zugesprochene Zukunftsaussicht hat sich vollauf bewahrheitet: „Wir dürfen unserem Verfasser eine große Zukunft versprechen; holländische Zustände, mit einem holländischen Kopfe gedacht, mit einem holländischen Herzen geschrieben, können der Sympathie sicher sein. Es ist viel gesunder Verstand, es ist viel fröhlicher Sinn in diesen Blättern, es unterliegt keinem Zweifel, daß sie einem Bedürfnis des Geistes entstammen.“

Es sind Worte aus einer Rezension über die erste Ausgabe der Schetsen uit de pastorij van Mastland, die wir hier anführen. Die für die holländische Litteratur epochemachende Zeitschrift De Gids begrüßte durch ihren Begründer E. J. Potgieter das bescheidene kleine

¹⁾ Nachdem bereits die einzelnen Reden in einer sonst nur bei amerikanischen Kanzelrednern üblichen Weise von den Tagesblättern aller Parteien nachgedruckt worden waren, hat der Verf. sie schließlich zusammen herausgegeben in dem würdig ausgestatteten Bändchen: Bij de Graven van Oranje-Nassau. Vijf Toespraken in de Nieuwe Kerk te Delft. Amsterdam, J. van Goltzema, 1891.

Buch sofort als eine Parallele zu Oliver Goldsmith's Vikar von Wakefield¹⁾. Im Gegensatz zu dem abgemessenen, wichtigthuenden, steifen Typus des herkömmlichen Geistlichen wünsche man menschlich-vertraulich einem Freunde als Individuum zu begegnen, wie in Voß' Luise und in Goethe's Hermann und Dorothea. „Ich würde mich sehr täuschen, mein Leser, wenn dies Buch dies Verlangen nicht erfüllte.“ So Potgieter. Und dann kennzeichnet er in dem noch wenig bekannten Buch eines ungenannten Verfassers die einzelnen Eigenschaften, die dasselbe bereits seit Jahrzehnten zu einem der unvergänglichen Schätze der klassischen Litteratur seines Heimatlandes gemacht haben. „Es liegt Taft in der Wahl des Gegenstandes — Beweis das kleine Blatt Kirchengeschichte, welches wir in den Skizzen seiner Vorgänger im Pfarramt, seiner Vorgänger auch in demselben Studierzimmer empfangen“²⁾.

Wir glauben auch unseren Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir dieses „kleine Blatt Kirchengeschichte“ aus der einleitenden Skizze „Der Schreiber auf seiner Studierstube“ hier einschalten:

„Wenn ich der Geschichte dieses Zimmers gedenke — wie viele belangreiche und heilige, wie viele ernste und traurige Erinnerungen verbinden sich mir da nicht miteinander! Ich habe die große Tafel in der Kirche studiert, auf der die Namen meiner Vorgänger stehen (der meinige noch nicht; denn der Maler wartet, bis ich verzogen oder gestorben bin, dann geht das Ganze mit einer Mühe ab) — ich habe dabei als gelehrten Kommentar die Berichte und Ueberlieferungen der greisen Dorfbewohner zu Rate gezogen, und jetzt stelle ich mir vor, wie hier, unbeachtet auf der großen Weltbühne, so viele Geschlechter aufeinander gefolgt sind. Hier schrieb, kurz nach dem Bau des Pfarrhauses, der gelehrte, aber ängstliche Adisius seine umsichtig aufgestellten Predigten, in welchen doch hochweise Presbyter, durch einen Eiferer unter den benachbarten Kollegen unterstützt, die arminianischen Irrlehren ausfindig zu machen mußten; hier durchwachte er Nächte über seiner Verteidigungsschrift, bis er endlich hinwegstiehe vor Arbeit und vor Kummer, nur von den Einfältigen und Armen betrauert. Hier schrieb sein Nachfolger, ein heftiger Kontra-Remonstrant, gelehrte Schrift-erklärungen, welche niemand von seinen Zuhörern recht begriff, die aber die Gemeinde erbauten, weil die „Vokale“ in derselben sie priesen. Hier saß ein halbes Jahrhundert später Vater Volhemius und zitterte vor Entrüstung, während er den Sabbath gegen die Coccejaner handhabte und auf scharfe Worte für seine kräftige Nutzenanwendung bedacht war. Aber hier schrieb auch der fromme und treuherzige Riporius

¹⁾ Der zeitschriftliche Aufsatz ist in Potgieter's Gesammelte Werke mit aufgenommen, in der Rubrik Kritische Studien VIII, S. 70—87.

²⁾ Nach ihrer allgemeinen kirchengeschichtlichen Bedeutung hat die gleiche Skizze ihre Verwertung gefunden in meiner Schrift über „das einheitliche Prinzip des Protestantismus“ (Bern 1885, S. XI f.).

seine christlichen Lehrreden nieder, von welchen die Greise noch jetzt mit Rührung sprechen, wenn sie die Erzählungen ihrer Mütter noch einmal wiedererzählen und sich der Zeit zu erinnern suchen, wo sie noch Kinder waren. In spätern Zeiten sah dieser Tisch wieder ganz anders aus: an Stelle der schweren Folianten und Quartbände, welche die Kraft des Eichenholzes auf die Probe stellten, lag ein bunter Haufe von Zeitungen, Hefen und neuern Philosophen, und der behende Noltenz, der mit der lateinischen Endung seines Namens auch mit einem Male alles, was er für alte Vorurteile hielt, ablegen wollte, spitzte seinen Verstand, um eine Bibelstelle zu finden für seine Predigt über die Rechte des Menschen Und jetzt, nach so manchem Wechsel, den dies Zimmer erlitten hat, sitze ich hier, bis auch mein Name auf die Tafel in der Kirche kommt, und all mein Denken und Schreiben und Sprechen, meine Hirtenpflege und meine Jugendirrtümer eingeschlossen sind in das Fleckchen zwischen den Worten: „ . . . , eingeführt . . . Mai 1838, verzogen oder gestorben . . .“ Unterdeffen kommt es mir vor, als ob alles, was früher in diesem Zimmer gedacht und gesprochen ist, mich hier noch umgiebt und in meinen Ohren klingt wie die Töne einer Aeolsharfe, bald rührend und wehmütig, bald wieder erhebend und tröstend, und meine eigenen Erinnerungen werden nirgends so wach als hier, wo schon so viele Ideen, trübe und freudige, kluge und thörichte, mir durch den Kopf gegangen, und Tausende von Seiten und Millionen von Buchstaben aus meiner Feder geflossen sind. Und durch all das Menschliche hindurch, welches die Erinnerungen früherer Jahre so gut wie die meinigen verunstaltet, schwebt der Geist des Evangeliums als der beschirmende Engel der Menschheit, über dieser einsamen Studierstube, von welcher die Verkündigung desselben seit Jahren und Jahrhunderten ausgeht.“

Es sind speziell die Geschehnisse der holländisch-reformierten Kirche in ihren wechselnden dogmatischen Streitigkeiten wie in ihrer unveränderlichen ethischen Grundlage, welche den Hintergrund dieses Pfarrhausgemäldes bilden. Die Gegensätze von Gomaristen und Arminianern, von Boetianern und Coccejanern, von Cartesianern und Spinozisten u. s. w. u. s. w. gehören glücklicherweise nur noch der gelehrten Dogmengeschichte an, genau ebenso wie die alten Jenaer Streitigkeiten zwischen Placianern und Strigelianern, und die ganze Reihe der Kämpfe der deutschen Lutherkirche gegen Adiaphoristen, Kryptokalvinisten, Synkretisten, Pietisten und Mystiker u. s. w. u. s. w. Allerdings hat das 19. Jahrhundert so gut wie die Restauration der Jesuiten auch die Restauration der alten Streittheologie des sich selber zerfleischenden alten Protestantismus erlebt, und die Folge davon ist eine noch stets zunehmende Entfremdung von der Kirche gewesen. Nur um so mehr aber haben wir von einer Auffassung zu lernen, welche sich mit der gleichen liebevollen Objektivität in die mannigfachen aufeinander folgenden wie nebeneinander hergehenden Ausprägungen des Christentums zu versetzen weiß. Welch ein Meister darin gerade van Roetsveld ist, beweist besonders auch sein prächtiger

Essai über den Apostelkreis in seiner Einheit wie in seiner Verschiedenheit als Vorbild der späteren kirchlichen Entwicklung.

Aber wir dürfen uns an dieser Stelle um so weniger in allgemeinere Betrachtungen verlieren, da wir zunächst noch der Potgieter'schen Kritik von van Roetsveld's Jugendwerk in ihren weiteren Beobachtungen folgen möchten. Schon die dem oben mitgetheilten Monolog folgende Unterredung des Pfarrers mit seiner Frau im Studierzimmer läßt nämlich dem Eindruck des strengen Kritikers zufolge unser Herz warm werden für den Mann und Vater, während er sich selbst zeichnet. Und doch ist sie von einer geistvollen Persiflage des herkömmlichen Lese-publicums nicht frei, und steckt ein Stück Schalk in der Selbstcharakteristik des Verfassers. Vor allem aber: „Der Mann bleibt immer Künstler“. Alle einzelnen Persönlichkeiten — in der Verschiedenheit ihrer Charaktere zugleich Zeugnisse seiner Menschenkenntnis — treten lebendig hervor: die Kollegen, die Dorfmagnaten und der Dorfrentner wie die Handwerker und die Armen und wie die Kinder im Unterricht. Zugleich aber birgt das humoristische Gewand eine Fülle der ernstesten Zeitfragen¹⁾. Warum bleibt die Predigt so oft fruchtlos, und gerade je glänzender sie ist, desto mehr? Warum wirkt der Unterricht so wenig erziehlich? Woran fehlt es der Ausbildung der Pfarrer auf der Universität? Alle solche Fragen werden nun nicht in abstrakter Weise beantwortet, sondern auf dem Wege der eigenen Erfahrung des Verfassers, wie er beispieelsweise „vom Fragen zum Unterrichten, vom Auseinandersetzen zum Erzählen gekommen ist.“

Auch für die Selbstcharakteristik Potgieter's ist diese Rezension von Roetsveld's ein lehrreicher Beitrag. Die Art und Weise, wie er in der Skizze von Schneider und Schmied auf dem Dorfe den ewigen Gehalt des Gleichnisses vom Pharisäer und Zöllner neu erprobt sieht²⁾, gehört zu den schönsten Zeugnissen seiner christlich-religiösen Lebensbetrachtung. Aber an diesem Ort kann nur noch darauf hingewiesen werden³⁾, daß es derselbe Potgieter gewesen ist, welcher in jener — durch das fast gleichzeitige Erscheinen von Beets' Camera obscura, von Frau Bosboom-Touffaint's Huis Lauernesse, von Hazebroet's Waarheid

¹⁾ Der Nebentitel lautet denn auch: Ernst en luim uit het leven van den nederlandschen dorpseleeraar. Die Art der Verbindung von „Ernst und Laune“ würde freilich in dem deutschen „Scherz und Ernst“ ins Gegentheil verkehrt.

²⁾ Die treffende Skizze ist (unabhängig von der noch zu erwähnenden Schollenbruch'schen Uebersetzung) unter dem Titel „Pharisäer und Zöllner im Bauernfittel“ in Gelzer's Protest. Monatsbl. 1866 ins Deutsche übertragen und gleichzeitig mit dem jetzigen Werke in der „Lehrerzeitung für Thüringen und Mitteldeutschland“ neu abgedruckt.

³⁾ Ein Lebensbild Potgieter's aus meiner Feder erschien bald nach seinem Tode in den Mannen van beteekenis in onzen tijd (Haarlem, Kruseman & Tjeenk Willink) 1875. Demselben ist später noch eine eingehende litterarische Charakteristik in der Zeitschrift Tijdspiegel von 1882 gefolgt. Zu einer deutschen Ausgabe dieser Arbeiten habe ich leider noch nicht kommen können.

en droomen und von van Roetsveld's Pastorij van Mastland eröffneten — Periode des größten Aufschwungs der holländischen National-Litteratur zugleich der unabhängigen scharfen Kritik eine Stätte geschaffen hat. Denn es verweist uns dies zugleich auf die denkwürdige Thatsache, daß genau die gleichen Eigenschaften, welche Potgieter in van Roetsveld's Erstlingswerk aufspürte, seiner nachmaligen litterarischen Thätigkeit von dem strengsten Kritiker des jungen Holland nachgerühmt werden. Das Urtheil Busken-Huet's¹⁾ ist dabei um so bezeichnender, weil er dem positiv religiösen Standpunkte van Roetsveld's nichts weniger als sympathisch gegenüberstand. Trotzdem erklärt der Verfasser des genialen kunstgeschichtlichen Werkes *Uit het land van Rembrandt*, welches der deutschen Sensationsbrochure auch in der Wahl des Titels voranging, den Haager Pfarrer rückhaltlos für den Vater der holländischen Novelle und bezeugt nachdrücklich: „Es steckt in diesem Prediger gerade das, wofür er nicht angesehen werden will, ein Dichter, ein Maler, ein Romanschreiber.“ Und darin hat Busken-Huet zweifellos recht, daß der litterarische Ruhm, der sofort der Erstlingschrift van Roetsveld's zu theil wurde, der allgemeinen Litteraturgeschichte in noch höherem Grade angehört als dem Felde der Theologie. Es ist darin dem holländischen Dichtertheologen nicht viel anders als unserem Herder ergangen.

Aber das Lebenswerk van Roetsveld's ist überhaupt viel zu umfassend, um uns nicht die Selbstbeschränkung aufzuerlegen, aus dem großen Ganzen nur das herauszugreifen, was speziell für den theologischen und pädagogischen Gesichtspunkt in Betracht kommt. jene klassischen „Skizzen aus dem Pfarrhause“ durften dabei freilich um so weniger fehlen, wo schon die erste (leider vielfach ungenügende) Uebersetzung von dem niederrheinischen Pfarrer Schollenbruch (dem späteren verdienstvollen Schulrath in Straßburg) von den deutschen kirchlichen Blättern geradezu als das Muster einer Pastoraltheologie, wie sie uns fehle, begrüßt wurde. Aber eine Betrachtung der zahlreichen novellistischen Schriften van Roetsveld's wäre nur dann am Plage, wenn dieselben dem deutschen Publikum ähnlich zugänglich wären, wie dem seiner Heimat. Ohnedem braucht es an dieser Stelle nicht wiederholt zu werden, was bereits anderswo²⁾ über die Persönlichkeit und Wirksamkeit des Mannes bemerkt wurde, welchem der Schreiber dieser Zeilen die unerschütterliche Grundlage seiner eigenen Theologie dankt.

¹⁾ Litterarische Fantasieen. II. S. 46—75.

²⁾ Vgl. Gelzer's Protest. Monatsbl. 1865: „Ein Wort des Friedens“ (über *Het apostolisch evangelie* von v. R.); den Vortrag über „Die Gleichnisse Jesu und das Gottesreich in der Gegenwart“ (3. Aufl. 1870); das Sendschreiben an v. R. über die katholische Frage als Einleitung zu der Monographie über die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande, 1877; sowie wiederholt im Anhang der Schriften über das Naturbild in den Reden Jesu (1886), die psychiatrische Seite der Heilthätigkeit Jesu (1888) und Engels- und Satansidee Jesu (1891).

Wir begnügen uns daher hier mit dem Hinweis auf seine doppelte Bearbeitung der Gleichnisse.

Das ältere standard work über De Gelijkenissen van den Zaligmaker hat innerhalb der großen Leben=Jesu=Litteratur des 19. Jahrhunderts eine noch stetig wachsende Bedeutung gewonnen¹⁾. Exegeten, Historiker und Dogmatiker sind darüber der gleichen Meinung. Was zuerst in der Schweiz von Männern wie Alb. Zimmer und C. Langhans bekundet wurde, ist in der deutschen Theologie gerade in dem hervorragendsten wissenschaftlichen Werke über die Parabeln, das sie bis heute besitzt, zum Ausdruck gebracht worden. Die für die zukünftige kritische Untersuchung über die Quellen der uns vorliegenden Parabeltexte grundlegende Monographie Jülicher's „Die Gleichnisreden Jesu“²⁾ nennt das van Roetsveld'sche Werk geradezu „das imposanteste Buch über Parabeln, das bis jetzt geschrieben ist“, und bald nachher noch „das unübertreffliche“ Buch. Dabei motiviert er dieses Urteil in einer Weise, die nicht nur für das damalige gelehrte Werk, sondern auch für die spätere volkstümliche Bearbeitung von Bedeutung ist. „Mir ist kein Buch bekannt, das so meisterhaft gründliche Forschung und gewinnende Darstellung, in den Anmerkungen eine Fülle von Gelehrsamkeit und im Text eine Klarheit der Gedankenentwicklung mit einander verbindet, das so ausgezeichnet der Wissenschaft dient und zugleich im edelsten Sinne Erbauung stiftet. Mit unermüdlichem Fleiß ist zusammengetragen, was zur Erklärung der einzelnen Worte und Sätze, zur Beleuchtung der naturgeschichtlichen, kulturellen und historischen Fragen, welche die Gleichnisreden des N. T. etwa nahe legen, nützen kann; alles der Form oder dem Gedanken nach Parallele aus anderen Reden Jesu oder den übrigen Büchern der Bibel, aber auch Profanschriftstellern der verschiedensten Völker kommt zur Geltung; kein dogmatisch beengtes Sorgen zieht den ganz allein der Schrift ergebenden Mann von der Wahrheit ab; wunderbar fein weiß er vor unseren Augen, als müßte es so sein, die einzelnen Fäden aus dem vornehmen Gewebe dieser Bildreden bloßzulegen, zu entfalten und sie dann um unser Herz und Gewissen zu schlingen; trotz des ungemeinen Umfangs ermüdet der Leser nicht, sondern fühlt sich gezwungen, dem bestellten Interpreten, dem Priester der humansten Reden des Heilands immer ehrfürchtiger zu folgen.“

Das Jülicher'sche Votum ist um so bezeichnender, wo er in der Behandlung der kritischen Vorfragen von einem ziemlich verschiedenen Standpunkte ausgeht. Den eben angeführten Worten fügt er nämlich ausdrücklich bei: „Wie schade, daß dieser Mann es nicht gewagt, an

¹⁾ In der — den inneren Fortschritt inmitten der äußeren Kämpfe aufweisenden — Uebersicht über die doppelte Leben=Jesu=Bewegung des 19. Jahrhunderts in meinem Handbuch (Band III § 16 und § 27) ist der van Roetsveld'sche Beitrag dazu (S. 422) speziell mit demjenigen von Reim in Parallele gestellt.

²⁾ Freiburg 1886. S. 287/8.

dem Text Kritik zu üben, daß er von der Ueberlieferung sich die Hände binden läßt.“ Auch dieses Urtheil wird dann wieder näher begründet: „Sein feiner Takt führt ihn oft bis hart an die Linie, wo die Allegorisierung der Parabel verworfen wird — aber weil Matth. 13, 18 ff. und 13, 37 ff. im Evangelium stehen, fürchtet er der Willkür zu verfallen, wenn er ein besseres Verständniß der Jesuworte anbietet, als der Evangelist es uns gab.“

Wie weit diese letztere Möglichkeit überhaupt besteht, möge hier außer Betracht bleiben! Nicht ohne Grund freilich beklagt Jülicher an dem einzigen methodischen Werke über die Parabeln, welches unsere Litteratur besitzt, demjenigen von Goebel (das zweifelsohne ganz anders hätte ausfallen können, wenn der Verfasser seinen holländischen Vorgänger gekannt hätte), „daß er keine Quellenkritik treibt, sondern den Stoff behandelt, als empfinde er ihn direkt von Jesu Lippen.“ Schon die starken Differenzen bei den verschiedenen Berichterstattern sollten vor der verhängnisvollen Verwechslung der Offenbarung Gottes in Christo mit der Inspiration der Sammler, Uebersetzer, Bearbeiter endgiltig warnen. Andererseits aber wird die überkünstliche Quellenkonstruktion von B. Weiß, (von der Jülicher mit so großem Lob redet), wohl nirgends so sehr ad absurdum geführt wie bei dieser in sich geschlossenen Poesie ohne gleichen.

Rehren wir aber von den deutschen Parallelen noch einmal kurz zu dem holländischen Meister zurück! Die von dem — durch seine eigenen pädagogischen Arbeiten rühmlich bekannten — Uebersetzer gebotene Bearbeitung der aus jenem umfassenden gelehrten Werke erwachsenen populären Schrift über die Parabeln erinnert ohnedem daran, daß van Roetsveld bereits auch in anderer Beziehung auf deutschem Boden Nachfolger gefunden hat. Der von ihm in seiner „Hausbibel“ eingeschlagene Weg ist seither in der so populär gewordenen Glarner Bibel weiter verfolgt worden. Auch seinen zahlreichen pädagogischen Schriften wird es um so weniger an Nachfolge fehlen, je ernster die über das Bedlig'sche Schulgesetz entbrannten Wirren zur Prüfung der ausschließlich konfessionalistischen Unterrichtsweise auffordern. Obenan aber ist und bleibt es die unserem Verfasser eigenartige Vertiefung in die Religion Jesu selbst, von welcher wir für weite Kreise auch des deutschen Volkes den reichsten Segen erwarten. Wohin die Verwechslung dieser eigenen Ideen des Herrn mit den Lehrbegriffen späterer Zeiten für weite Schichten dieses Volkes geführt hat, sollte doch schon Strauß' „Alter und neuer Glaube“ klargestellt haben. Legt man statt der für seinen Zweck ihm so gute Dienste leistenden Formeln des Apostolikums über Christus die unerfindlichen Worte Christi selber der Fragestellung „Sind wir noch Christen?“ zu Grunde, so dürfte auch bei vielen von denen, welche durch die Strauß'schen Trugschlüsse eingekullt wurden, die Antwort etwas anders ausfallen. Aber freilich bleibt auch hier das Wort wahr: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ In dem gegenwärtigen Stadium

subjektivistischer Quellenkritik muß man sich nur zu oft fragen: Wenn nun irgend ein neu-modisches Lesebuch die schönsten dichterischen Schöpfungen unserer Klassiker ohne Namen der Dichter selbst brächte — würde man dann etwa auch die Sammler oder Abschreiber für die Macher halten, oder nicht vielmehr unwillkürlich empfinden, einem gottbegnadeten Genius gegenüberzustehen? Die Schlußfolgerung hieraus auf die erhabenste Poesie aller Zeiten wird gewiß jeder Leser dieses Werkes selbst machen, es aber dann auch bei van Roetsveld wie bei Herder für mehr als einen bloßen Zufall erkennen lernen, daß die großen Dichter zugleich auch die besten Ausleger der biblischen Poesie geworden sind.

* *

Ein zukunfts-sicheres Wort des edlen Fürsten, zu dessen goldenem Hochzeitstag dieses kleine Werk einen Doppelgruß aus dem Kreise der Weimarer Pfarrgeistlichkeit und aus dem Heimatlande der innigst verehrten Landesmutter darbringen möchte, hat eine ererbte Aufgabe der ernestinischen Dynastie darin gefunden, gleichzeitig die Lutherkanzel und die Herderkanzel zu schützen. Das hohe Fürstenhaus Weimars hat seit den Tagen des zuerst von Johann dem Beständigen unterzeichneten Speierer Protestes und des daraus erwachsenen Augsburger Bekenntnisses unter den schwersten eigenen Opfern unserem Volke die Segnungen der Reformation zu wahren verstanden. Genau ebenso konnte die klassische Dichterperiode des 18. Jahrhunderts nur unter der schirmenden Hand Karl Augusts zu ihrer unvergleichlichen Blüte gelangen. Aber muß nicht dem einen wie dem andern Rückblick heute noch ein weiterer beigelegt werden? Was wäre in dem Jahrhundert der Restauration, was wäre zumal in jenem Jahrzehnt von 1848—58, wo der preussische Staat von den Wegen Friedrichs des Großen so weit abwärts geführt worden war, aus dem Erbe gleich sehr des 16. und des 18. Jahrhunderts geworden, wenn nicht gerade in solchen Zeiten das Thüringer Ländchen mit seiner von dem Bekenner-Fürsten begründeten Universität kräftiger wie je den alten Geist wach erhalten hätte? Es ist allbekannt, wem wir in erster Reihe dies danken. Da aber das, was einmal in der unvergleichlichen Art Hase's gesagt wurde, durch jede andere Redeweise nur abgeschwächt werden könnte, so möge hier einfach aus der Widmung seiner Kirchengeschichte im Jubeljahr der Universität das Dankeswort an seinen Landesherrn wiederholt werden, welches die seit-her verlaufenen 34 Jahre stets aufs neue bestätigten: „Wie verschieden sind sie doch, Johann Friedrich und Karl August! Der eine

groß in Gottesfachen, der andere groß in den edelsten Geschäften der Menschheit, jeder in eine bedeutende Zeit gestellt und die Bestimmung derselben erfüllend, werden sie beide einander als ebenbürtig auch dem Geiste nach erkannt haben, der Großmütige und der Hochherzige. Zwischen beiden hohen Ahnenbildern stehen Euer Königl. Hoheit jugendkräftig mitten inne, beide verstehend und, soweit einem Menschen verliehen ist, in schöner Eigentümlichkeit einend, was jeder von Beiden gehabt und gewollt hat.“

Ueber den ungewöhnlich reichen Segen, welcher dem Weimarer Land in so vielfacher Hinsicht unter der Regierung Karl Alexanders zugeflossen ist, muß an dieser Stelle geschwiegen werden. Hier muß es genügen, dem Dankeswort, welches Hase noch im Beginn dieser Regierung darbringen durfte, einen in Hütte und Palast gleich tief empfundenen Dank anzureihen. Denn wo nur irgendwelche hohe Ideale in Frage kamen, hat unsere erlauchte Landesfürstin thatkräftige Schöpfungen angebahnt und gepflegt. Obenan wissen die religiös-kirchlichen Anstalten unseres Landes davon zu erzählen, was die Erbin der großen oranischen Traditionen für ihre zweite Heimat im Thüringer Lande gethan hat, in wie geistesmächtiger Weise sie dieselben mit dem ernstnismischen Erbe zu einigen gewußt hat.

Die tiefste Quelle all des Segens, welchen das hohe fürstliche Paar um sich verbreiten durfte, erkennt dasselbe in dem Evangelium unseres Herrn Jesu Christi.

Möge das bei einem solch freudigen Anlaß dem deutschen Leserkreise als eine Gabe aus Niederland dargebotene bescheidene Werk an seinem Theil dazu beitragen, auf dem einen Grunde weiter bauen zu helfen, neben dem kein anderer gelegt werden kann!

Jena, Oktober 1892

F. Hippold

Vorwort zur zweiten Auflage

Nach dem erstmaligen Erscheinen der deutschen Ausgabe des vorliegenden Werkes ist in zahlreichen Besprechungen, die dasselbe in der Fachliteratur wie in der Tagespresse gefunden hat, der Wunsch geäußert worden, die deutsche Leserwelt mit des Verfassers Leben und Wirken genauer bekannt zu machen. Dieser Wunsch durfte zumal bei einer für weitere Kreise berechneten Ausgabe um so weniger unberücksichtigt bleiben, als gerade die hier gebotene Arbeit van Roetsvelds reich ausgestattet ist mit Erinnerungen und Erfahrungen persönlicher Art, die durch eine nähere Bekanntschaft mit des Verfassers Lebensumständen vielfach erst in die rechte Beleuchtung treten werden. Gerechtfertigt erscheint dieser Wunsch auch aus dem Grunde, daß van Roetsveld nicht nur als theologischer Schriftsteller weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus seitens vieler Fachleute volle Anerkennung, ja Bewunderung gefunden hat, sondern daß er auch als Verfasser zahlreicher pädagogischer Werke bei den deutschen Schulmännern Beachtung verdient. Aber auch was van Roetsveld als Erzähler und Belletrist in geradezu vorbildlicher Weise geleistet hat, erhebt ihn ebenso für diejenigen Kreise, die ihre geistige Nahrung nicht in rein theologischer oder pädagogischer Litteratur zu suchen gewohnt sind, zum Range eines Führers, der in echter Humanität nichts Menschliches für fremd achtend den reichen Inhalt des Menschenlebens, durch scharfe Beobachtungsarbeit unterstützt, in immer interessanten Formen zur Darstellung zu bringen weiß, ohne je dem realistischen Zuge, der alle seine Schriften durchweht, Konzessionen zu machen, die einer wahrhaft idealen und ethischen Weltanschauung keine Förderung angebreiten ließen. Darin sind denn auch alle seine Beurteiler einig, daß in der Einwirkung auf alle Kreise, denen eine sittliche Gedankenrichtung nicht gänzlich außerhalb des Fassungsvermögens liegt, selten eine Persönlichkeit der neueren Litteraturgeschichte mit gleichem Erfolge thätig gewesen ist. Und wenn gerade in diesen Tagen seine Freunde und Verehrer in seinem Heimatlande dem vor zwei Jahren Heimgegangenen in pietätvoller Dankbarkeit ein Denkmal über seinem Grabe errichten, wenn die Beteiligung an der Bestattungsfeier aus allen Schichten der Bevölkerung der bei der Be-

stattung eines Fürsten gleichkam, und auch die nichttheologische Tagespresse fast aller Parteirichtungen ihm die ehrenvollsten Nachrufe widmete, so scheint auch die deutsche Leservelt ein Anrecht zu haben, wenigstens mit einem kurz entworfenen Lebensbilde dieses seltenen Mannes bekannt zu werden, um auch an seiner menschlichen Erscheinung gebührenden Anteil nehmen zu können.

Unter Benutzung der ihm von den Hinterbliebenen zur Verfügung gestellten Nachrichten sowie der ausführlichen Würdigung von Prof. Dr. J. ten Brink hat Prof. J. J. Prinz in Leiden in den Biographien der „Gesellschaft für Niederländische Litteratur“ zu Leiden im März 1894 eine biographische Skizze gegeben, der hier im Folgenden, da sie das Thatsächliche enthält, nachgegangen werden kann, indem auf die dortgenannte weitere über van Roetsveld erschienene Litteratur an dieser Stelle verwiesen werden darf.

Cornelis Eliza van Roetsveld wurde in Rotterdam am 24. Mai 1807 als jüngerer Sohn des dortigen Kaufherrn Cornelis van Roetsveld geboren. Seine Mutter, Alida geb. Wolff, wird als eine ernsthafte und nachdenkende Frau geschildert, während sein Vater als eifriger Patriot altliberaler Richtung in seiner Vaterstadt in hohem Ansehen stand. Schon von Kindheit an lebte in Cornelis Eliza der Wunsch, Pfarrer zu werden, und seine Erziehung hat schon frühzeitig auf seinen Lebenslauf bestimmenden Einfluß ausgeübt. Nach einer Vorbereitungszeit in einer Privatschule wurde er, 13 Jahre alt, Schüler der Erasmianischen Schule, zu deren fleißigsten Schülern er bis zu seinem Uebergang zur Universität Leiden, Ostern 1825, gehörte. Unter den Lehrern seiner Gymnasialzeit hat der spätere Groningensche Prof. Dr. P. van Vimborg Brouwer durch Einführung in die Schönheit des griechischen Altertums den nachhaltigsten Eindruck auf ihn gemacht.

Während seines fünfjährigen Studiums auf der Universität Leiden, wo er unter seinen Studiengenossen in allgemeiner Achtung stand, zog ihn unter seinen Lehrern besonders der geistvolle Van der Palm an. Aber auch die Vorlesungen von Prof. Beerlkamp über allgemeine Geschichte und später die von Hengel und Rist wurden fleißig von ihm besucht. Seine Richtung ist immer mehr exegetisch und historisch gewesen als dogmatisch und spekulativ. Die naturgeschichtlichen Vorlesungen von Prof. J. van der Hoeven förderten jahrelang sein Interesse für diese Stoffe, für welche sich auch in seinen späteren Schriften eine unverkennbare Vorliebe zeigt (vgl. sein Bekenntnis auf S. 1 des vorliegenden Buches).

Nach Beendigung seiner Studienzeit und mit gutem Erfolg abgelegtem theologischen Examen erhielt er am 3. Oktober 1830 seine erste Anstellung als Pfarrer in Westmaas, nachdem er sich am 17. September desselben Jahres mit Anna Maria geb. Croes verheiratet hatte, die ihm bis zu ihrem am 4. Oktober 1873 erfolgten Tode eine treue Lebensgefährtin gewesen ist. Sein Oheim und väterlicher Freund, der Pfarrer Vorijn in Schipluiden, dem er in der zweiten Skizze aus dem

Pfarrhaus zu Mafiland ein ehrendes Denkmal setzt, hat ihn in das geistliche Amt eingeführt. Westmaas ist ihm zu einer wahren Uebungsschule geworden, und die ebengenannte Schrift, die zugleich auch eine prächtige Selbstbiographie über die ersten Jahre seines Amts- und Ehelebens bietet, ist ein bereitetes Zeugnis besonders für den Ernst, mit dem er sein Werk aufsaßte. Im Jahre 1835 erhielt er eine Berufung nach Berfel und Rodenrijs, wo er einen seinen Fähigkeiten mehr angemessenen Wirkungskreis fand und in Einmütigkeit und Liebe drei Jahre lang wirken durfte. Aus Gesundheitsrücksichten mußte er aber bereits nach dieser Zeit die von Sumpfsiebern heimgesuchte Gegend verlassen und folgte 1838 einer Berufung nach Schoonhoven. Dort machte er nach seinem Bekenntnis mit dem kleinstädtischen, aber auch geselligen und herzlichen Leben, der solchen kleineren Kreisen eigen ist, Bekanntschaft; aber seine noch immer wankende Gesundheit, die bei angespannter Thätigkeit manches zu wünschen übrig ließ, scheint die Ursache gewesen zu sein, daß keine weitere Berufung innerhalb von elf Jahren an ihn erging. Indes ist dieser elfjährige Aufenthalt an demselben Orte für sein Auftreten als Schriftsteller um so förderlicher gewesen.

Bereits in Westmaas schrieb er ein Buch über das Gebet der Frommen im Alten Testament, dessen erster Teil im Jahre 1834 erschien und dem im Jahre 1840 noch ein zweiter folgte. Aus Tagen eigner Krankheit in Berfel erschien 1838 sein durch den Erfolg in Krankenstuden und Sterbehäusern so reich gesegneter „Krankenfreund“, dessen Herausgabe von seinen Kreisbrüdern dringend gewünscht wurde. Umgearbeitet wurde das Buch 1844 aufs neue und später noch zweimal gedruckt. Eine deutsche Bearbeitung ist vom Schweizer Pfarrer Ernst Müller 1880 bewirkt worden (Leipzig, Friedr. Jansa). Zu ernsthaftem Nachdenken fordert der 1840 zum ersten Mal und 1844 bereits in 6. Auflage erschienene „Sylvesterabend“ auf, der viele dankbare Herzen gefunden hat. Hatte van Roetsveld durch diese Arbeiten bereits für das religiös empfängliche Publikum den richtigen Ton getroffen, so werden doch seine bisherigen schriftstellerischen Leistungen nach berufenerm Urtheil weit in den Schatten gestellt von einem Werke, das von seinen Biographen als das eigentliche große Ereignis seines Lebens bezeichnet wird, es waren seine anfänglich anonym erschienenen „Skizzen aus dem Pfarrhause zu Mafiland“ mit dem Nebentitel „Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Niederländischen Dorfpfarrers“. ¹⁾ Dies Buch fand nicht nur in seiner Heimat, in der es bis zur Zeit die zehnte Auflage erlebte, einen wunderbaren Anklang, sondern auch in England und seit 1865 durch eine deutsche Uebersetzung Schollenbruchs (2. Aufl. 1868) einen großen Kreis von Verehrern. ²⁾ Ueber die

¹⁾ Schoonhoven 1843, bei dem dem Autor zeitlebens in treuer Freundschaft verbundenen Verleger S. J. van Nooten.

²⁾ Eine neue deutsche Bearbeitung befindet sich soeben in Vorbereitung. Leipzig, Friedr. Jansa.

Bedeutung dieses eigenartigen Werks ist in der Vorrede zur ersten Auflage der „Gleichnisse“ von berufener Seite in eingehender Würdigung das zutreffende Urteil bereits gesprochen, auf welches darum hier verwiesen werden kann. In den Jahren 1847—88 sind aus des Verfassers Feder fast hundert Novellen und Skizzen hervorgegangen, in welcher Zahl die Beiträge zu einer Reihe von Zeitschriften, für die van Roetsveld ständiger Mitarbeiter war, noch nicht inbegriffen sind. Erziehung, Armenpflege und philanthropische Ideen geben ihm dabei den Vorwurf ab. Seine Erzählungen schlagen immer einen ernsthaften, auf sittliche und religiöse Ziele gerichteten Ton an und bergen in sich nicht wenige, die geradezu als Juwelen der novellistischen Litteratur bezeichnet werden können, um derentwillen er nicht mit Unrecht in seinem Vaterlande als der Entdecker eines neuen novellistischen Genres und vor allem als Vater der Dorfgeschichten gefeiert worden ist. Ein lebenswürdiger Humor ist den meisten als eine feine Würze beigemischt, aber das Motiv der Liebe zu den Armen und Leidenden wird dabei nie aus den Augen gelassen.

Im Jahre 1849 fand seine Thätigkeit in Schoonhoven ihr Ende durch die Berufung des Haager Kirchenrats zum Pfarrer in der Hauptstadt, welcher van Roetsveld nach längerem Zögern am 22. April desselben Jahres Folge leistete. Die auf ihn gefallene Wahl muß als eine äußerst glückliche bezeichnet werden. Seine schönste Lebensaufgabe fand er auch hier im Beruf des Pfarrers, von der er sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit nicht im geringsten abziehen ließ. Eine bis in die höchsten Tage seines Alters treu zu ihm stehende, ja selbst sich stetig vermehrende Gemeinde dankte ihm für seine immer wohlgedachte und kernvolle Predigt, von deren Geist die 1851 veröffentlichten „Zwölf Predigten“ Zeugnis ablegen. Seine Predigtweise verschmähte gänzlich den Reiz der äußeren Zugaben der Kanzelberedsamkeit, ebenso wenig wurde sein Vortrag durch ein besonders wohlklingendes Organ unterstützt. Dafür entschädigte aber reichlich der immer bedeutende Inhalt seiner Rede, eine Frucht ersten Bibelstudiums, reicher Menschenkenntnis und tiefen Nachdenkens.

Interessant waren seine Predigten immer dadurch, daß sie die zeitbewegenden Ereignisse in besonnener Würdigung ihrer bleibenden oder vorübergehenden Bedeutung zu berücksichtigen mußten. Beweis dafür sind die von ihm erschienenen Predigten aus dem Jahre 1848, aus der Aprilbewegung des Jahres 1853, aus den Kriegszeiten von 1864—66 sowie den Kämpfen von 1870. Auch andere in das Leben seines Vaterlandes oder seiner Gemeinde tiefer eingreifende Ereignisse haben ihren Niederschlag in zahlreichen von ihm veröffentlichten Zeitpredigten gefunden. Was alle diese Predigten auszeichnet, ist der klare Blick und das nüchterne Urteil, die Signatur einer die Erscheinungen vorsichtig abwägenden Persönlichkeit, die allem Neuen gegenüber jedem Fanatismus abhold ist. Dieser Charakterzug hat ihn auch von der sogenannten modernen Richtung der Theologie seines Vaterlandes zeit-

Lebens ferngehalten, ja er hat ihr um seiner Gemeinde willen zu Zeiten auch aktiven Widerstand entgegengesetzt.

Dieser Thätigkeit für die Gemeinde der Erwachsenen trat eine liebevolle Beschäftigung mit der Jugend zur Seite, und auch hier wirkte er bei Beschaffung der Unterrichtsmittel schöpferisch. Neben der Herausgabe von Karten für den Unterricht in der biblischen und kirchlichen Geschichte sprechen je zehn Kinderpredigten aus dem Alten und dem Neuen Testament¹⁾, sowie eine große Reihe von Kinder- und Weihnachtserzählungen, abgesehen von einer nicht geringen Anzahl Unterrichtsbücher besonders für die ersten Schuljahre, für seine wunderbare Begabung als Lehrer der Jugend.

Ueber dieser mehr auf die Allgemeinheit gerichteten Wirksamkeit kam die spezielle Seelsorge an den Einzelnen, die er besonders in regelmäßigen Hausbesuchen übte, keineswegs zu kurz. Die darauf verwendete Zeit und vielfache Mühe, sein Verkehr mit Menschen aus den untersten und höchsten Gesellschaftsklassen, die dadurch reichlich gebotene Gelegenheit, zurechtzuweisen, fortzuhelfen und ein Wort der Anregung, Ermunterung und des Trostes zu sprechen, brachten ihm inneren Lohns genug, lieferten ihm immer neuen Stoff für seine litterarische Thätigkeit und gaben ihm Veranlassung zu allerlei praktischen und philanthropischen Einrichtungen. Das Steinbacher Asyl, dem er in den Jahren 1852 bis 1884 als Vorstandsmitglied diente, die von ihm 1853 gestiftete Idiotenschule, für die er wiederholt auch litterarisch thätig war, seine Teilnahme an den Bestrebungen des „Roten Kreuzes“, der Missionsgesellschaft in Rotterdam, seine Bemühungen um den Bau einer fünften und sechsten Kirche im Haag, seine Einrichtung von Kindergottesdiensten daselbst, sein Wirken für die ost- und westindischen Kirchen, seine Mitgliedschaft bei der Synode der niederländisch-reformierten Kirche bieten für diese Seite seines unermüdlischen Schaffens hinreichende Belege, für welche auch die äußere Anerkennung des königlichen Hauses durch die Verleihung des Ordens vom Niederländischen Löwen nicht ausblieb.

Ueber seine streng wissenschaftlichen Untersuchungen, die in den „Gleichnissen des Heilandes“, seinem theologischen Hauptwerke, niedergelegt sind (2 Tle. 1854—1868), mit welchen zuerst Prof. D. Rippold die deutsche Theologenwelt bekannt machte, bitten wir das in der Einleitung zur ersten Auflage hierüber Gesagte nachlesen zu wollen. Die hier vorliegenden „Gleichnisse des Evangeliums“ sind, wie schon dort bemerkt, eine verkürzte Bearbeitung in einfacherer Form. Eine in drei Teilen 1860—67 erschienene „Christliche Hausbibel“ suchte einem auch bei uns lebhaft gefühlten Bedürfnis nach einer solchen Auswahl biblischer Schriften gerecht zu werden. Auf Grund dieser und anderer wissenschaftlicher Arbeiten wurde er zum Mitglied der „Haager Gesellschaft zur Verteidigung der Christlichen Religion“, als deren Mitdirektor und Archivar er lange Jahre hindurch thätig war, ernannt.

¹⁾ Die über N. T.liche Texte in deutscher Uebersetzung erschienen 1895 Leipzig, Friedr. Janja; die über A. T.liche Texte daselbst in Vorbereitung.

Auch über seine Berufung zum Hofprediger, die an den bereits Siebzigjährigen im Jahre 1878 erging, über das Vertrauen, das er bei König Wilhelm III. besaß und über den Anteil, den er an der religiösen Unterweisung der jungen Königin Wilhelmine nahm, indem er für den von der königlichen Mutter selbst geleiteten Unterricht die beiden Bücher schrieb „Die Kinder in der Bibel“ (1889) und „Die Frau in der Bibel“ (1891), ist schon in der ersten Vorrede das Nötige gesagt worden.

Den in Leid und Freud erprobten Seelsorger schmückte das Komthurkreuz der Eichenkrone und der Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken, der ihm vom Großherzog von Sachsen verliehen wurde.

Im Jahre 1890 durfte der mehr als Achtzigjährige das sechzigjährige Jubiläum seiner Amtsthätigkeit inmitten seiner Gemeinde feiern, ohne daß sein Auge dunkel geworden oder seine Kraft verfallen war. Manche Betrübnis ist über sein Haupt hinweggezogen, mancher schwere Schlag hat ihn getroffen; aber sein kindliches Vertrauen und die Frische seines Geistes vermochten sie nicht zu erschüttern. Noch im September 1893 wohnte er einer Sitzung der vorgenannten Haager Gesellschaft bei, und auf einen Trinkspruch, der dabei auf sein hohes Alter anspielte, antwortete der rüstige Greis, daß nicht immer der älteste an Jahren der nächste zum Sterben sei. Doch seine Stunde war nahe. Nach einem kurzen Unwohlsein ist er am 4. November 1893, im Alter von 86 $\frac{1}{2}$ Jahren, tiefbetrauert von seiner Gemeinde und von den Seinigen, sanft und still entschlafen und unter dem Geleit von tausenden dankbaren Herzen bestattet worden.

Eine wunderbare Harmonie klingt durch dieses reichgesegnete Leben hindurch, und die reifen Früchte, die es gezeitigt, müssen uns auch dann noch Bewunderung abnötigen, wenn wir die Höhe des ihm vergönnten Alters, seine bevorzugte Stellung und das außerordentliche Maß der ihm verliehenen Kräfte in Anschlag bringen. Sie liefern den Beweis, wie er seine Zeit auszukaufen verstand, zumal er sich dem geselligen Verkehr nicht entzog und an den Freuden und Sorgen seines Freundeskreises wie seiner Familie treuesten Anteil nahm.

Aus seinem Leben wie aus seinen Schriften tritt bei aller Bescheidenheit, die ihn sich nie in den Vordergrund drängen ließ, eine große Selbständigkeit und Charakterfestigkeit hervor; eine geistige Unabhängigkeit, die sich weder durch Lob noch Tadel der großen Menge beeinflussen ließ. Aber auch die jeweiligen theologischen Richtungen konnten die eigenartig ausgeprägte Persönlichkeit nicht gänzlich in ihre Kreise ziehen. Sein Standpunkt zur Bibel ist sein ganzes Leben hindurch der gewesen, daß er sie selbst immer in den Mittelpunkt all seines religiösen Unterrichts stellte, und daß zu ihrem Verständnis seine Wahrheitsliebe, seine Humanität, sein eingehendes Studium den rechten Weg wiesen. Mit dem Inspirationsbegriff in der herkömmlichen Bedeutung des Wortes konnte er sich nicht befreunden, einer vorsichtig und pietätvoll geübten Kritik hat er auch im vorliegenden Buche Raum gönnnt.

Ueber allem stand ihm fest, daß die wahre Religion keine Lehre ist, die sich in Dogmen ausspricht, sondern Leben, Leben aus und in Gott, durch den Glauben an Christus, den Heiland der Sünder. Ein tief-frommes Gemüt, das sich nie in Aeußerlichkeiten oder peripherischen Dingen verlor, hat ihn stets auch dem Standpunkt des Gegners gerecht werden lassen und auch in ihren Reihen hat seine freimütige, ehrliche Ueberzeugung Verständnis gefunden. Er war gesund und wahr auch in seinem religiösen Leben und ist in treuem Glauben an seinen Herrn und Heiland, an dem er von Kindheit auf mit ganzer Seele hing, als ein Mann, der den Frieden lieb hatte, zum Frieden eingegangen.

Mönchenholzhausen, November 1895

D. A.

Inhalt

	Seite
Vorwort	V
Erste Abtheilung: Der Ackerbau (S. 1—38)	
I Der Säemann (Matth. 13, 3 ^b —8. 19—23; Mark. 4, 3—8. 14—20; Luk. 8, 5—8. 11 ^b —15)	1
II Die aufsprießende Saat (Mark. 4, 26—29)	10
III Das Unkraut unter dem Weizen (Matth. 13, 24 ^b —30)	15
IV Der Knecht, der vom Acker kommt (Luk. 17, 7—9)	20
V Der reiche Narr (Luk. 12, 16—21)	24
VI Der Schatz im Acker (Matth. 13, 44)	29
VII Die Senfsaaten (Matth. 13, 31. 32; Mark. 4, 30—32; Luk. 13, 18. 19)	33
Zweite Abtheilung: Der Weinbau (S. 39—81)	
VIII Der rechte Weinstock (Joh. 15, 1—8)	39
IX Die bösen Weingärtner (Matth. 21, 33—41; Mark. 12, 1—9; Luk. 20, 9—16)	44
X Der Feigenbaum im Weinberge (Luk. 13, 6—9)	54
XI Die zwei ungleichen Brüder (Matth. 21, 28—31 ^a)	60
XII Die Arbeiter im Weinberge (Matth. 20, 1—15)	66
XIII Die alten und neuen Weinschläuche [der neue Lappen auf altem Kleide] (Matth. 9, 17; Mark. 2, 22; Luk. 5, 37—39)	74
Dritte Abtheilung: Die Viehzucht (S. 82—96)	
XIV Der gute Hirt (Joh. 10, 1—16)	82
XV Das verlorene Schaf (Matth. 18, 12—14; Luk. 15, 4—7)	89
Vierte Abtheilung: Die Fischerei (S. 97—111)	
XVI Das Fischnetz (Matth. 13, 47. 48)	97
XVII Die köstliche Perle (Matth. 13, 45. 46)	105
Fünfte Abtheilung: Das häusliche Leben (S. 112—160)	
XVIII Der Sauerteig (Matth. 13, 33; Luk. 13, 20. 21)	112
XIX Der bittende Freund (Luk. 11, 5—8)	120
XX Der verlorene Sohn (Luk. 15, 11—32)	125
XXI Der reiche Mann und der arme Lazarus (Luk. 16, 19—31)	143

Sechste Abtheilung: Feste und Hochzeiten (S. 161—204)

XXII Das Gastmahl [Tischreden; das große Abendmahl] (Luk. 14, 16—24)	161
XXIII Die klugen und die thörichten Jungfrauen [Brautzug; Hochzeitsfest; die verschlossene Thür] (Matth. 25, 1—13)	176
XXIV Die königliche Hochzeit und der Gast ohne Hochzeitskleid (Matth. 22, 1—14)	188
XXV Die wachsamten Knechte und der getreue Haushalter (Matth. 24, 45—51; Mark. 13, 33—36; Luk. 12, 35—38. 42—48) . . .	196

Siebente Abtheilung: Geld- und Rechtsachen (S. 205—266)

XXVI Die Talente (Centner) und die Pfunde (Matth. 25, 14—30; Luk. 19, 12—27)	205
XXVII Der harte Knecht [Schalksknecht; die beiden Schuldner; auf dem Wege zum Richter] (Matth. 18, 23—24)	220
XXVIII Der ungerechte Haushalter (Luk. 16, 1—9)	233
XXIX Der verlorene Groschen (Luk. 15, 8—10)	248
XXX Der Turmbau [die beiden Kriegsheere] (Luk. 14, 28—30) . . .	254
XXXI Der Richter und die Witwe (Luk. 18, 2—8)	260

Achte Abtheilung: Die Religion (S. 267—293)

Einleitung	267
XXXII Der Pharisäer und der Zöllner (Luk. 18, 9—14)	271
XXXIII Der barmherzige Samariter (Luk. 10, 30—35)	279

Schluß (S. 294—303)

XXXIV Die spielenden Kinder auf dem Markte (Matth. 11, 16. 17; Luk. 7, 31. 32)	296
XXXV Der Besessene (Matth. 12, 43—45a; Luk. 11, 24—26)	300

Stellenregister	304
---------------------------	-----

Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt,
ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Neues
und Altes hervorträgt.

Matth. 13, 52.

Erste Abtheilung

Der Ackerbau

I

Der Säemann

Matth. 13, 3^b—8. 19—23. Marc. 4, 3—8. 14—20. Luc. 8, 5—8. 11^b—15.

Die Natur ist mir von früher Jugend an lieb gewesen, noch lieber als die Menschenwelt, die ich auch nur wenig kennen lernte, ob schon ich mitten im großen und dicht bewohnten Rotterdam lebte. Eine halbe Stunde weit vor der Stadt hatte ich ein ganz, ganz kleines Gärtchen, eigentlich nur ein Eckchen Erde bei unserm Gemüsehändler. Und wie Kinder zu thun pflegen, so wollte ich auch allerlei und von allem pflanzen und säen, auf jedes kleinste Plätzchen, wo es nur möglich schien.

Wie freute ich mich, als das Gesäte aufging und ich die zarten, grünen Köpfschen vorsichtig aus der Erde emporlugen sah, als ob sie fragen wollten: „Bin ich hier wohl sicher?“ Aber es traf sich wohl auch, daß die Saat nicht aufging, oder noch öfter, daß alles in buntem Gemisch durcheinander grünte: hier kahle Fleckchen, und dort wieder Pflänzchen so dicht zusammengedrängt, daß sie sich gegenseitig im Wachsen hinderten. Und der Bauer, in dessen Garten ich mein Beetchen bearbeitete, sagte: „Junges Herrchen! das kommt daher, daß Ihr den Boden nicht gut vorbereitet und nicht gleichmäßig besäet habt.“ — Und dann zeigte er mir, wie ich mit meinem kleinen Spaten erst die Erde umgraben, darauf dieselbe mit dem Rechen ebenen und dann, am liebsten bei regendrohendem Wetter, die Sämerei so gleichmäßig als möglich darüber streuen mußte, um schließlich mit dem Rechen noch einmal leicht und sanft darüber hin zu arbeiten. Aber das Werk ging mir noch sehr unvollkommen von der Hand. Von der Zeit an habe ich nie mehr von „dummen und lumpigen Bauern“ gesprochen: denn auf dem Acker sind wir ebenso dumm und lumpig wie sie in der Stadt.

So wie ich dies damals in den Tagen meiner Kindheit im Kleinen lernte, so that man es im Großen bereits vor Jahrtausenden.

Nichts hat sich weniger verändert als der Landbau. Die Erfindung des Pfluges und der Egge, des Sätuches und der Sichel verliert sich in die Zeit der Kindheit des Menschengeschlechts. Bereits der erstgeborne Mensch, Kain, ward nach der Bibel ein Ackermann. Und mit dem Gerät, das dort später beschrieben wird, oder wie es in den Pyramiden und Gräbern Aegyptens vor dreitausend Jahren abgebildet ist, würde auch heute noch der Landmann seinen Acker bewirtschaften können.

So wurde zuerst der Pflug erfunden, der im Anfange noch weiter nichts als ein frummes Stück Holz war, das später mit Pflugfchar und Segg bewehrt wurde. Da begann auch der Mensch die allzuschwere Arbeit den Tieren aufzuerlegen, die stärker waren als er selbst. Meist sind dies, vor allem im Osten, die Ochsen, auch wohl die Esel, bei uns meistens die Pferde. Der Pflug ward nach seiner ursprünglichen Einfachheit und nach der Erfindung der Metallbearbeitung alsbald ein zusammengesetztes Werkzeug. Durch Pflugeisen oder Segg wird die Furche in den Boden geschnitten, durch die Pflugfchar umgestürzt, durch den Rüster, den der Pflüger in der Hand hält, wird wie durch ein Steuerruder alles regiert, und es ist der Stolz des Ackermanns, wenn die Furchen alle liniengerade und ebenmäßig dahinflaufen. Dazu muß er einen sicheren Gang und ein geübtes Auge besitzen. Darum sagt Jesus: Wer die Hand an den Pflug legt, sehe nicht zurück nach dem, was hinter ihm ist. Ein Spruch, der wohl mehrfach Anwendung findet, wie bei jeder gewöhnlichen Arbeit, so auch im sittlichen Leben; und den Jesus selbst für die Arbeit im Himmelreiche gebraucht, dessen Vate nicht mit Unmut auf das zurücksehen soll, was er dafür hinter sich liegen ließ, oder auf dem ausruhen darf, was er bereits geleistet hat. In letzterem Sinne sagt auch Paulus, daß er vergesse, was dahinten ist, und sich strecke zu dem, was da vorn ist, und jage nach dem Kleinod seiner Berufung.

Aber vergessen wir den Landmann nicht. Was der kleine Spaten für mein Beetchen war, ist der Pflug für sein Land, und was für mich der Rechen war, ist für den Bauer die Egge; schwer und mit scharfen Zinken besetzt, um die umgestürzten Klumpen zu zerkleinern.

Nun ans Werk, Säemann! Aber glaubt nicht, daß jeder Bauer dies verstünde. Es erfordert eine sichere Hand, ein scharfes Auge und eine lange Übung, um nicht zu viel und nicht zu wenig Saat auszustreuen, nichts zu reichlich zu bedenken oder zu kurz kommen zu lassen, sondern den ganzen Acker gleichmäßig zu besäen, sodaß es nirgends zu dicht aufgeht, und nirgends ein Fleck kahl bleibt. Als ich auf dem Lande wohnte, kannte ich Arbeiter, die damit in der Saatzeit einen dreifachen Tagelohn verdienten, und das war ihre Arbeit wohl wert. Der Säemann hat das Sätuch, wie eine aufgeknipte Schürze vor sich gebunden, um bequem in dasselbe hineingreifen zu können. Scharf sieht er vor sich hin, nicht nach der Saat, sondern nach der Spur der gepflügten Furchen, um bei seinem Ausstreiten in

gerader Richtung zu bleiben. Und wenn er ans Ende gekommen ist, beginnt er seine Wanderung aufs neue hin und her und jedesmal in derselben Entfernung von seiner vorigen Spur. So geht er immer fort und ergreift bei jedem Male eine tüchtige Hand voll: mehr oder weniger nach der Sorte, die er sät, aber jedesmal gleichviel.

Und willst du wissen, wie er diese Saat austreut? Sag mir dann erst einmal, wie du läufst. „Mit hastigem oder behutsamem Schritte, voraus oder hinterher.“ Nein! das meine ich nicht; sondern wie bewegen sich deine Füße und Arme? Auf diese einfache Frage wird mancher mit verlegnem Lächeln dastehen. Die Kinder in der Klippeschule wissen jetzt alle, daß der Mond um die Erde läuft und die Erde um die Sonne; aber wie sie selbst laufen, das wissen sogar Erwachsene nicht.

Doch ist die Sache einfach. Wenn die rechte und linke Seite des Körpers sich zu gleicher Zeit nach vorn bewegen würde, so würdet ihr euer Gleichgewicht verlieren und insolgedessen hinfallen. Darum lehrt uns die Natur selbst, wenn wir den rechten Fuß nach vorn setzen, gleichzeitig den linken Arm vorwärtszuschlagen; dadurch bleibt der ganze Körper im Gleichgewicht. So kommt es, daß kleine Kinder so oft fallen und aufstehen, bevor sie durch Erfahrung klug geworden sind. Allein bei ruhigem und vorsichtigem Gehen ist die Bewegung der Arme durchaus nicht nötig. Bei vierfüßigen Tieren kann man das aber immer beobachten; es müßte denn sein, daß sie einen Sprung machen wollten. Sie sind eben in allem, was zum Instinkt gehört, dem Menschen selbst weit voraus.

Aber wir kehren zum Säemann zurück, der von dieser Beweisführung vielleicht gar nichts versteht, aber doch ihr entsprechend handelt. Setzt er den rechten Fuß voraus, dann zieht er von selbst den rechten Arm rückwärts und macht seinen Griff ins Sätuch. Und kommt der linke Fuß nach vorn, dann wirft die rechte Hand die Saat in einem Bogen in die Luft. Ich sah es mehrmals und es war ein schöner Anblick, wenn die Sonne darauf schien, vor allem die blinkende Glanz- oder Leinsaat. Der Säer hat nun aber darauf zu achten, daß er einen festen Schritt innehält, sodaß die ausgestreute Saat einen gleichbreiten Streifen Landes bedeckt. Könnte man die Streifen abzeichnen, so würde man sehen, daß immer der eine ein wenig über dem andern hinläuft, weil auf die Seite weniger Saat fällt als in die Mitte.

Dachtest du wohl, daß in den einfachen Worten: Ein Säemann ging aus, zu säen so viel versteckt liegen könnte? Doch ich muß noch etwas mehr davon sagen.

Er ging aus: — von zuhause natürlich, und des Morgens frühe; denn auf dem Lande verschläft man das Tageslicht nicht so wie in der Stadt. Und er geht nach seinem Lande, seinem Acker, den wir uns aber wiederum nicht wie unsere sorgfältig abgetheilten und geebneten Aecker vorzustellen haben. Im Osten ist der Grund und Boden nicht so teuer wie bei uns und auch nicht so säuberlich abgegrenzt

und bearbeitet. Die eine Ecke des Landes ist fruchtbar, die andre nicht, oder nur weniger. Und warum?

Es giebt dort zulande nur wenige große Straßen; Fußpfade aber machen die Fußgänger sich selbst. Auch bei uns kann man dies auf dem Lande oft sehen. Bisweilen läuft solch ein Fußpfad mitten über eine Wiese oder durch ein Kornfeld. Je mehr Menschen darauf gehen, um so härter wird der Boden. Und ist er nach einem Regen erweicht und schlüpfrig geworden, dann laufen die meisten dicht an der Seite hin und machen so den Pfad noch breiter. Ein malerisches Bild davon finden wir im Evangelium, wo Jesus mit seinen Jüngern durch das Kornfeld geht, und diese Aehren abrupsen, um die Körner auszureiben und zu essen: eine Handlung, welche die Pharisäer als eine greuliche Sabbathshandlung anfochten!

Außer diesen Pfaden, die wenig Frucht erwarten lassen, hat der felsige Boden Palästinas manchen Fleck aufzuweisen, wo nur wenig wächst, andre Plätze, wo Dornen und Disteln die Oberhand gewinnen. Aber der Säemann kann nichts überspringen und unbesäet lassen, und er will dies auch nicht: Die schlechtesten Flecken können doch wenigstens etwas geben, und mit einer Handvoll Saatkorn pflegt er nicht zu geizen. Und so fällt auch ein Teil der Saat auf den hart getretenen Pfad oder neben denselben. Es ist, als ob sie das alle wüßten, die Sperlinge und andre kleine Vögel, die man auch bei uns dem Säemann folgen und um ihn her schwärmen sehen kann. Sie säen nicht, spricht Jesus, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Daß sie nur auch etwas haben von der Frucht der Erde, da diese ganz vom Menschen in Anspruch genommen wird! In dem lockern Lande finden sie so leicht nichts, aber was auf den harten Boden fiel, das picken sie schleunig auf. Und bleibt ja noch etwas liegen, oder drang etwas hinein in die Erde: alsbald kommen die Wanderer und vertreten es. Der Landmann wird hier nichts ernten.

An dem Berge entlang wird es dagegen besser stehen. Da rauben die Vögel und laufen die Menschen nicht. Die Sonne scheint frei und fröhlich auf den Abhang. Und kommen wir über einige Wochen wieder, dann sehen wir das erste Grün.

Aber urtheile nicht voreilig. Der Boden sieht dort wohl schwarz aus und ist auch fruchtbar, aber er ist viel zu flach. Der Pflug ging wohl darüber hin, aber er drang nicht hinein. Denn eine Handbreit unter der Oberfläche ist der harte Fels, in den das Wasser nicht eindringt, von wo also auch keine Feuchtigkeit emporsteigen kann, um die jungen Pflänzchen zu tränken. Der Regen fällt, und die Saat keimt. Die Sonne scheint, und es schießt hervor, viel fröhlicher selbst als alles andre. Aber wenn der Frühregen aufhört und die Sonne heißer brennt und das bischen Erde zu Staub verbrannt hat, lassen die grünen Aehren die Köpschen hängen und bleiben taub. Noch mehr warme Tage, und sie vertrocknen ganz, dorren zusammen und werden zu

Stroh; — wie der Prophet das Glück der Gottlosen so treffend mit dem Grafe vergleicht, das auf dem platten Dache wächst (Jes. 37, 27).

Der Landmann kommt und sieht auch hier keine Ernte. Saat und Arbeit gingen verloren.

Aber dort, auf jenem Stücke des Ackerz, da ist kein Fußpfad, kein Fels, sondern tiefe Erde, wo die Saat gut darauf und hinein fiel und tief in die Wurzel schoß. Ja! aber seit Jahr und Tag wurzeln dort Dornenhecken, die Plage des Landmanns im Osten. Sie sind stark und haben scharfe Stacheln. — Denkt nur einmal an Jesu Dornenkrone, wonach sie noch *spinae Christi* (Christus-Dornen) heißen. Und sie haben auch tiefe Wurzeln, die sich weit im Boden verbreiten und überall wieder aus schlagen, wie die von unsern Bauern so gehaßten Quecken. Sie auszu ziehen, geht also nicht. Der Pflug schneidet sie nur mit Mühe ab. Und sind ihrer allzuviel, so zündet man sie im trocknen Sommer an, wie man's bei uns im Frühjahr mit der Heide macht, um sie dann umzupflügen und Buchweizen hinein zu säen. Doch die Heidesträucher haben keine so tiefen Wurzeln, und wenn sie auch nicht ganz absterben, so grünen sie doch nicht so bald wieder auf. Aber die abgeschnittenen Dornensträucher schießen nach dem ersten Regen wieder kräftig empor und wachsen zwischen den grünen Halmen. Wie alles Leben in der Natur den Kampf ums Dasein kämpft, und immer der Stärkste Sieger bleibt, so streiten auch Korn und Dorn um Standort und Nahrung: der dünne Halm und das zähe Gestrüpp; ihr könnt wohl erraten, wer da der Sieger bleibt. Und wenn die Erntezeit da ist, so findet der Landmann wohl eine dichte Dornenhecke, aber ein Kornfeld findet er nicht.

So war denn seine ganze Arbeit umsonst? Nicht ganz und gar und nicht einmal größtenteils. Es ist auch freier, reiner Boden, ohne Dornen vorhanden; tief, unter dem kein Fels ist, offen und frei, ohne Fußpfade. Da kommt der Landmann, um mit beständiger Freude danach zu sehen; und kommt die Ernte, so setzen die Schnitter dort fröhlich ihre Sichel an.

Aber nicht jeder Teil des Landes ist gleichmäßig ertragreich. Das liegt am Boden, aber auch wohl an Sonne und Wind, die hier freieres Spiel haben als dort. Und so gab das eine Fleck dreißigfältig die Aussaat wieder, und mit einer solchen dreißigfältigen Ernte sind unsere Bauern alle wohl zufrieden. Aber in einem warmen und fruchtbaren Lande kann es noch viel mehr sein, wohl doppelt so viel. Ja, einmal, als Vater Isaak lange genug an einem Orte blieb, um Getreide zu säen, erfreute er sich einer hundertfältigen Ernte (1. Mos. 26, 12).

Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

So schließt Jesus seine einfache Erzählung, und diese Worte besagen viel. Denn hören kann jeder, der nicht taub ist; aber gut zu hören und den verborgenen Sinn der Worte zu verstehen, das ist nicht jedem gegeben.

Selbst Jesu Jünger begriffen ihn nicht. Es war das erste Mal,

daß Jesus seine Unterweisung des Volks in solch eine Parabel ein-
kleidete; und sie fragten ihn, warum er so, in Gleichnissen, zum Volke
gesprochen hätte. Jesus antwortete: Weil es euch gegeben ist, die Ge-
heimnisse des Himmelreichs zu vernehmen, aber ihnen ist es nicht ge-
geben, da sie, nach dem Worte des Jesaja, mit hörenden Ohren hören
und nicht verstehen und mit sehenden Augen sehen und nicht vernehmen,
weil ihr Herz verstockt ist und sie weder hören noch sehen und ver-
stehen wollen, daß sie sich bekehrten und ich sie heilte. — Den sittlichen
Charakter des Gottesreichs verstanden Jesu Volksgenossen noch nicht,
da sie ein irdisches Messiasreich erwarteten. Aber seinen Jüngern
konnte Jesus es auslegen. Denn wer viel hat, dem soll viel gegeben
werden und er soll die Fülle haben. Es war jedoch nicht seine Ab-
sicht, zu einer Geheimlehre, nur für Eingeweihte, in der Art, wie sie
die Heiden besitzen, den Grund zu legen. Was er ihnen jetzt in die
Ohren flüsterte, das sollten sie später von den freien Dächern predigen,
sodass er in Wahrheit später sagen konnte: Im Verborgenen habe ich
nichts geredet (Joh. 18, 20).

Natürlich begriffen die Jünger wohl, daß Jesus nicht das Wort
ergriff, um sie säen zu lehren. Sie selbst nennen es ein „Sprechen
in Gleichnissen“. Aber der Schlüssel der Parabel fehlte ihnen, solange
sie nicht wußten, was mit dem Säemann und vor allem mit der Saat
gemeint sein sollte. Diese ist, sagt Jesus, das Wort Gottes; der
Säemann der, welcher dies Wort spricht: daher in erster Linie er selbst.
Und nun beschreibt er die verschiedenen Hörer, und wir wollen dies
in unserm Stile thun. Wir sprechen also mit ihm:

So höret nun ihr dieses Gleichnis von dem Säemann.

Auch da, wo Gottes Wort nicht offen Widerspruch oder Verwer-
fung erfährt, bringt es keinen Nutzen, wenn es nicht befolgt wird. Es
wird dann bald vergessen, begraben unter so vielem, was wir sehen,
hören und erfahren, bis zuweilen das, was mechanisch noch festgehalten
wurde, bei einer spätern Veranlassung wieder in die Erinnerung
zurückgerufen wird.

Wie nun der Herr selbst oft keine Ohren fand, die hören wollten,
so geht es allen, die in seinem Namen Gottes Wort verkündigen.
Könnten wir nach Schluß des Gottesdienstes an der Kirchenthür die
Gespräche aller hören, die Gedanken aller verstehen, würde dann nicht
bei sehr vielen das anwendbar sein, was Jesus sagt: So wie die
Vögel die eben ausgestreute Saat wegfreßen, so reißt sogleich der
Wölfe das Wort aus ihren Herzen hinweg, auf daß sie nicht
glauben und selig werden? In ihren Sinn ist es eingegangen,
sofern sie es gehört und verstanden haben; aber auch weiter nicht. Es
hat das Herz nicht getroffen, nicht zerschlagen und wieder geheilt.
Ernsthafte Selbstprüfung hat es nicht geweckt. Und das kann auch
schwerlich bei Menschen der Fall sein, die gewohnt sind ein ganz
äußerliches Leben zu führen. Sie haben mit ihrem Kirchgange eine
religiöse Verpflichtung erfüllt und Gottes Wort wohlwollend angehört.

Ist das nicht immerhin schon etwas? Viele thun ja das nicht einmal! Ach, daß sie doch, was sie eben gehört, lieber verworfen oder heftig bestritten hätten! Aber so gehen sie gleichgiltig dahin und sprechen über ganz andre Dinge. Morgen würden sie vielleicht nicht einmal mehr wissen, was oder worüber gesprochen worden ist; nur so viel wissen sie, ob wir es ihnen nach ihrem Sinn gemacht und ob wir viele Menschen in der Kirche gehabt haben. . . . Die Vögel haben die gute Saat aufgepickt, der Fuß des Wanderers hat sie zertreten, und sie trug keine Frucht.

Aber das Kindesherz ist seinführend. Da sehe ich ein heranwachsendes Mädchen aus der Kirche kommen, von der mehr zu erwarten ist. Es wurde in der Kirche über das Wort Jesu gesprochen: Geben ist seliger denn Nehmen. Die Noth der Armen, besonders zur Winterszeit, ist ihr so packend geschildert worden, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. Und sie ist reicher Leute Kind. Wie, wenn sie im kommenden Winter einmal eine solche arme Familie in Schutz nähme und vor allem die Kinder mit Nahrung und Kleidung versähe? Von ihrem wöchentlichen Taschengelde kann sie ganz bequem die Hälfte dafür ausgeben und dieß den ganzen Sommer hindurch aufsparen. . . .

Recht gedacht, Mädchen! Es wird Sommer und es wird Herbst, und der rauhe November jagt Regen und Schnee durch die zerbrochenen Scheiden und die alten Thüren der Armen. Wo bleibt sie nun mit ihrem aufgesparten Schatze? Ach ja, die ersten drei Wochen ging's gut, aber dann wurde es vergessen, und die erst gesparten Pfennige liefen auch durch die Finger. Sie waren nun doch des Aufhebens nicht mehr wert! Es hat's gut gemeint, das liebe Kind. Das Wort hatte sein Herz getroffen, selbst erschüttert, aber es war nicht tief genug eingedrungen. Und wie manchmal ergeht es den Erwachsenen ebenso. Sie erinnern uns an das Korn auf felsigem Boden und an das Gras auf den Dächern, das keine tiefe Erde hat.

Zur Zeit Jesu und seiner Apostel war es die Trübsal und Verfolgung um des Wortes willen, die wie eine brennende morgenländische Sonne diesen Glauben ohne tiefe Erde prüfte und verdorren ließ. In unserer Zeit tritt an ihre Stelle die Bspöttlung in leichtsinnigen Lebenskreisen. Oder die Gluthen der Lebenssonne und die Stürme des Lebensmeeres ertöten den zeitlichen Glauben, der sich gerade durch große Lebendigkeit und starke Empfindung hervorthut, ebenso wie die Saat, die in flacher Erde Wurzel schlug, die allergrößte Eile an den Tag legte. Ach! von wie vielen frommen Empfindungen, von wie manchem wohlgemeinten Bekenntnisse, von wie vielen Thränen beim Abendmahl oder Gelübden an Sterbebetten kann man sagen: „Sie waren nur für eine kurze Zeit.“ Wie so viele hängen sich an eine plötzliche Erweckung oder an einen stürmischen Befehrungsrausch —; sie werden wohl einmal ernstlich aufgeweckt und werden dann sehen, was davon übrig bleibt!

Aber wir gehen wiederum einen Schritt weiter. Es wird viel

gethan in unserer Zeit — und wir verhehlen uns das nicht! — um durch Sonntagsschulen und Kindergottesdienste und durch Schriften ohne Zahl in der Jugend eine göttliche Frucht zu zeitigen. Und das ist um so nötiger, je mehr die täglichen Hausandachten in Abnahme geraten, obschon diese letzteren in jenen Veranstaltungen doch nur einen theilweisen Ersatz finden. Aber wenn ich unter diesen Kindern und weiter auch unter meinen Schülern Umschau halte, dann stiehlt sich bisweilen eine Thräne aus meinen Augen. Denn ich erinnere mich dann daran, wie manches Geschlecht ich schon zu Christus erziehen half, und was aus vielen geworden ist. Doch kann man nicht von ihnen allen sagen: Ihr Glaube ist nur für eine kurze Zeit; er erstickt von selbst, wie das Gras auf den Dächern. Nein! er hat in ihnen einen schweren Kampf gekämpft, den Kampf des Weizens gegen die Dornen. Jesus nennt die Sorgen der Welt und den Betrug des Reichthums und mancherlei Begierde und Wollust des Lebens. Noch wühlen und wüten die leidenschaftlichen Triebe im Herzen des Menschen, und ein starker Glaube ist nötig, sie zu überwältigen. Vom Glauben bleibt bei vielen, die in Sünde und Missethat gefallen sind, kaum noch genug übrig, um in lichterem Augenblicken eine fromme Jugend zu beweinen. Das Ideal ging verloren, und das Tierische im Menschen behielt die Oberhand.

Die Dornen sind aufgeschossen und haben den Weizen erstickt.

Doch wir sprechen und lehren immerzu wie der Säemann, der jedes Jahr aufs neue ausgeht zu säen. Hier und da fällt doch ein Saatkörnchen, das tiefere Wurzel faßt, wo der Boden gelockert und tief ist und frei von Dornen. Der Säemann kommt nach Wochen und Monden zurück, und trifft er auch an manchen Stellen nur ertraglosen Acker an, so ist es doch ein Kornfeld, und er darf auch auf eine Ernte rechnen.

Und was uns betrifft, die den Samen austreuen, so geht bei uns überall der Spruch in Erfüllung: Dieser säet, der andere schneidet. Denn ebenso wie wir in die Arbeit anderer gekommen sind, so wird auch ein anderer ernten, was wir gesäet haben, auf daß sich miteinander freuen, der da säet und der da schneidet (Joh. 4, 36—38).

Aber eine jede Ernte ist nicht eine gleichmäßig reiche, auch in der sittlichen Welt nicht. Es giebt eine dreißig-, eine sechzig-, eine hundertfache. Wo die Religion der Unsittheit steuert und zu aller Zeit die Ehrfurcht vor Gott und die Hochachtung vor Jesus bewahren läßt, da ist mindestens eine dreißigfache Ernte. Durchdringt der Glaube den ganzen Menschen und befeelt sein Denken und Thun zum Segen der Armen und der eignen Familie, da ist sie bereits verdoppelt. Aber wer sich ganz dem Herrn ergiebt und seine ganze Person ihm zum Opfer bringt, der Märtyrer vor der Welt und im Verborgnen, der im heißesten Streite und im größten Leide noch den Himmel im Herzen trägt und vor Augen hat und sagen kann: An Gottes Gnade laß ich mir genügen! während er lebt, um Gutes zu thun, und den Feind selbst zu lieben vermag — ist das nicht die hundertfältige Frucht?

So würden wir weiter fortfahren können und in endloser Verschiedenheit dieses Gleichnis dem reichen Menschenleben anpassen dürfen und würden nicht leicht irgend eine Wirkung des Gotteswortes finden, die ganz außerhalb dieses Gesichtskreises fiele. Aber eine andere Frage muß uns noch für einige Augenblicke beschäftigen: Hat denn der Landmann gar nichts anderes zu thun als zu säen? Und was denn noch weiter?

Im Gleichnisse Jesu nimmt der Säemann den Acker so, wie er ihn findet; und dies thut er heute noch ebenso: denn die Bearbeitung desselben, wie wir sie beschrieben haben, ist nicht seine Sache. Aber der eigentliche Landmann, anderswo „der Herr der Ernte“ genannt, thut mehr. Er untersucht den Boden und pflügt und eggt; und durch die Erfahrung der ersten Ernte belehrt, sucht er den Acker zu verbessern. Wo die Erde zu hart getreten ist, wird sie mit der Spizhacke umgebrochen und der Fußpfad, wenn möglich, abgesperrt. Ist auf dem felsigen Grunde zu wenig Erde, so wird noch mehr aufgetragen und — wie es bei den Weinbergen geschieht — durch ein Gemäuer der griesliche Boden aufgehalten. Und gegen Disteln und Dornen kämpft er einen hartnäckigen Kampf, indem er im Nothfalle das Land ein Jahr ganz brach liegen läßt. Endlich sucht er durch sorgfältige Kultur, Entwässerung und Düngung die dreißigfältige Ernte auf eine sechzigfältige, die sechzigfältige auf eine hundertfältige zu bringen.

So ist's die rege Menschenhand, die das Land nicht bloß bebaut, sondern auch verbessert; und Kanaan selbst, das einst so reich gesegnete und fruchtbare Land, liefert uns jetzt das Bild eines Ackers, dem die pflegende Hand entzogen ist.

Wenden wir dies nun auf den Acker des Herzens an.

Der Acker hat bei den einzelnen Menschen oder bei der großen Menge nicht eine unveränderliche Gestalt, nach der man sich so gut als es möglich ist, richten muß. Entspricht Jesu öffentliche Lehrthätigkeit dem Bilde vom Säemann, und beklagt er sich zuweilen bitter über das verkehrte, so wenig empfängliche Geschlecht, so sehen wir in ihm beim Umgange mit seinen Jüngern mehr den Erzieher, der das Gemüt der Seinen für sein Wort empfänglich macht, obchon es ihm teilweise mißglückt ist.

So auch wir, — je nach dem Einflusse, den wir auf andere ausüben können, und je nach der Größe der Aufgabe, die uns in Sonderheit zugefallen ist — suchen wir den festgetretenen Ackergrund zu lockern, zu vertiefen in der Gewißheit, daß die Erde ihrer ursprünglichen Natur nach doch fruchtbar sein muß. Es nützt nichts, ob wir alle Vögel zu fangen oder dem Wanderer den Weg zu wehren suchten — z. B. indem wir den Sonntag zum jüdischen Sabbath machen, an dem jede Erholung Sünde ist. — Die gute Saat dringt dadurch nicht tiefer in die Herzen. Nein! Die Flatterhaftigkeit und der Leichtfinn, der Mangel an Nachdenken und an sittlichem Ernste muß von Jugend auf bekämpft werden, der scharfe Pflug und die schwere Hacke muß durch die verhärteten Klumpen gehen.

Und sollten wir denn auch nichts thun können, vor allem bei unsern Kindern, um die flüchtigen Regungen zu festigen, auf die man oft zu große Erwartungen setzt? Die erste, jugendliche Frömmigkeit, die Thränen des Mitleids, oder zärtliche Liebkosungen, sie haben auch noch keine Wurzel in sich selbst, sondern sind wie die weißen Milczähne, die im Wechsel der Zeit ausfallen. Uebung und Ausdauer ist da notwendig, und mit Schmerz und Aufopferung will es gelernt sein, nach Gottes Wort zu leben.

Und die zähen Dornen: Die Sorgen dieser Welt und der Betrug des Reichthums, nennt sie Jesus. Aber auch die Armut hat ihre Verführung und die Einsamkeit ihre Gefahren so gut wie die Welt. Es steckt vieles in dem tiefen und räthelhaften Menschenherzen, was erst die Verführung wahrhaft zur Verführung macht. Die Arbeit und das Gebet überwältigen am besten die Leidenschaften; Geduld und Uebung überwinden sie, und doch nie ganz und gar.

Zum Schlusse: Ein jeder sehe zu allererst auf seinen eigenen Acker; dann erst haben wir das Recht, auf dem anderer zu arbeiten. Auch bei uns wird wohl manchmal die gute Saat auf der Oberfläche liegen bleiben — nicht tief genug Wurzel schlagen — oder durch Dornen erstickt werden. Und bringt sie Frucht, so laßt uns dann mit dem dreißig-, ja selbst mit dem sechzigfältigen Ertrage nicht zufrieden sein, sondern nach der hundertfältigen Ernte streben, wie Jakobus 1, 21 schreibt, indem wir mit Sanftmut das Wort annehmen, das in uns gepflanzt wird. Und soweit dies unsere Aufgabe ist, laßt uns, jeder in seinem Kreise, auch an andern fortarbeiten.

Der Acker, wie unrein er zuweilen auch sein mag, ist des Menschen Herz, und das gehört Gott. So pflügen und eggen, so säen und pflanzen wir immer fort, auf Hoffnung für Hoffnung, auch wo eine Täuschung oder Undank uns zu teil zu werden scheint. Wenn einst die Sichel an die Ernte der Erde gelegt wird, dann werden nach dem Worte des Psalmdichters (Ps. 126, 5) auch die mit Thränen gesäet haben, mit Freuden ernten.

II

Die aufsprießende Saat

Marc. 4, 26—29

Ich habe noch immer zu sagen unterlassen, wo der Heiland das schöne Gleichnis vom Säemann erzählte und später seinen Jüngern erklärte. Kehren wir noch einmal kurz dahin zurück, bevor ich weiter erzähle, was Markus allein hier hinzufügt.

Der Herr Jesus hat immer Monate lang das Land durchzogen und überall gelehrt, Tag für Tag. Tausende von Menschen lauschten seinen Worten, denn so hatten sie noch niemanden reden hören; Hunderte zogen mit ihm, um ihn immer wieder hören zu können. Und

aus diesen wählte er sich 12 aus, nach der Zahl der 12 Stämme Israels. Sie blieben immer bei ihm, Tag und Nacht. Dies waren seine ständigen Jünger, die erst später Apostel oder Sendboten genannt wurden.

Aber um deswillen mußten sie auch alles verlassen und konnten nicht mehr für ihren Unterhalt arbeiten. Man kann nicht zweierlei Dinge zu gleicher Zeit thun. Einer war ein Zöllner gewesen und hatte seine Stellung aufgeben müssen. Einige hatten sicher früher das Land bebaut, die meisten lebten vorher, wie es scheint, vom Fischfang. Es waren also weder reiche noch gelehrte Leute. Jesus wollte sie selbst lehren und wie Kinder aufziehen. Und das ging auch bei allen gut, bei allen bis auf einen. Ihr kennt ihn wohl.

Indessen waren sie nicht so ohne weiteres vonhause weggegangen. Sie hatten ihre Sachen in Ordnung gebracht. So wohnten am Galiläischen See zwei wohlhabende Fischer. Wenn ich „Galiläischer See“ sage, oder auch „See Tiberias“, dann meine ich einen großen See, mitten im Lande, durch den der Jordan fließt. Er wird ungefähr vier Stunden lang sein, von Nord nach Süd gemessen, und zwei Stunden breit, doch ist er sehr tief und darum sehr fischreich.

Aber ich kehre zu den zwei Fischern zurück. Jonas war der Vater des Petrus und Andreas, und Zebedäus der des Jakobus und Johannes. Es wird den alten Männern wohl schwer genug gefallen sein, wenn jeder zwei wackere Söhne hergeben, und doch die Fischerei noch mit Erfolg weiter betreiben wollte. Aber gewiß hatten auch sie Jesum lieb und rechneten sich's zur Ehre, daß ihre Söhne seine Jünger wurden. Und mit Hilfe ihrer jüngern Söhne, ihrer Verwandten oder Knechte nahm ihr Handwerk doch seinen Fortgang.

Nun wohnte Jesus auch dicht am See im Städtchen Kapernaum. Er war dorthin übergesiedelt, weil man ihn in Nazareth so schlecht behandelt hatte. Und blieb er auch wohl wenig zu Hause, so kehrte er doch oft dorthin zurück. Er fand dort viel mehr Gehör als in Jerusalem. Wenn er am Strande lehrte, da standen sie dicht aneinander gedrängt. Und wenn einmal ein solches Gedränge entstand, da stieg Jesus wohl in einen der Fischerkähne, auf denen die Jünger sonst fuhren, und da das Fahrzeug dicht am Ufer lag und Jesus eine gute Stimme besaß, konnten Tausende ihn verstehen; und die allzufern standen, hörten es wieder von andern.

Es war ein entzückender Anblick, wenn man von dem See aus nach dem Lande schaute: Hügel und Thäler, die in der Ferne sich zum Gebirge hinauf zogen, mit Buschwerk bedeckt. Und alles, soweit das Auge reichte, auch das, was jetzt wüst liegt, war damals angebaut: die Aecker mit Korn bestanden, weiterhin lichtgrüne Weinberge und dunkle Olivenhaine; auf der Höhe weidende Schafferden und dann, wie die Krone des Gebirges, der Wald.

Ich weiß nicht genau, in welcher Jahreszeit Jesus lehrte. Aber möglicherweise wird's zwischen Oktober und März gewesen sein. Da

ist es bei uns Winter, und es ist viel zu kalt, um draußen still stehen zu können. Aber dann ist es gerade in diesem warmen Lande mildes Wetter und nur des Nachts etwas kalt, so daß das Korn grün bleibt und die Knospen an den Bäumen schwellen, besonders nach einem frischen Regen.

So hat damals Jesus vom Säemann erzählt, aber noch nicht von der Saat. Der Mensch streut sie über die Erde hin. Sie wächst auf einem Flecke besser als auf dem andern, sie bringt allüberall oder vereinzelt, viel oder wenig Frucht zum Gedeihen. Aber wie wächst sie? Davon will ich nun auch noch ein wenig sprechen.

Der Mensch wirft seinen Samen auf das Land, sagt Jesus; er sagt nicht hinein. Das kann der Säemann nicht. Der Same muß von selbst hineindringen, und dann geht die Egge noch einmal leicht darüber hin. Darauf geht der Säemann weg. Er schläft des Nachts und wacht nicht über seiner Saat. Er steht des Morgens frühe auf und geht nicht einmal, um danach zu sehen. Denn er kann nichts dabei thun. Doch sprießt sie auf und wächst und er selbst weiß nicht wie. Der Landmann selbst kann auch nichts davon sagen. Er wird wohl unter der Hand einmal nach ihr sehen und finden, daß sie gewachsen ist. Aber das Wachsen selbst ist nicht sein Werk. Er weiß selbst nicht, wie es geschieht.

Fragst du einen Bauer hier zu Lande: „Sag’ mal, lieber Freund, ist das wahr? Thut ihr gar nichts mehr an dem Acker, wenn ihr ihn einmal bestellt habt?“ — „O gewiß,“ wird er sagen, „sobald die Saat aufgegangen ist, gehen wir mit allen Leuten hinaus und jäten. Wir laufen vorsichtig zwischen der Saat hin und rupfen alles Unkraut aus. Am liebsten kurz vor dem Regen: weil dann die Pflänzchen, die vertreten worden sind, sogleich wieder aufstehen.“

So geht’s bei uns, aber dort zu Lande nicht. Alles grünt so mächtig auf, daß das Unkraut weniger Schaden thut; und die zähen Dornen kann man doch nicht herausreißen. Die Bauern haben’s also dort bequem. Sie thun die ganze Zeit über nichts daran. Wer thut es denn?

Die Erde, sagt Jesus, bringt von ihr selbst Frucht hervor: zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach die vollen Körner in den Aehren.

Habt ihr wohl einmal zu verschiedenen Zeiten im Jahre ein Kornfeld gesehen? Es ist ein herrlicher Anblick, wenn man auf dem Lande wohnt, und es von Tag zu Tag wachsen sieht, oder vielmehr jedesmal bemerkt, wie es weiter emporgewachsen ist; denn man braucht wohl einmal die Redensart, daß man’s Gras wachsen höre; aber ich hab’s nie gehört.

Erst ist es nur eine schwarze Erde, die durch das Zerkleinern der Klumpen so eben als möglich gemacht worden ist. Von der Saat, die sie in sich birgt, sieht man noch nichts. Aber ist das Wetter günstig, so kommt nach und nach ein frisches Grün-Rot

hervor, und sprießt es dichter auf, dann sieht man allenthalben die zarten Sprößchen herauslugen. Und wieder später bietet das Saatsfeld für den Stadtbewohner genau den Anblick einer Wiese, so gleichmäßig grün ist es. Aber wer auf dem Lande wohnt, sieht wohl, daß es Getreide ist, und der Landmann kann schon von ferne an der Farbe die Getreideart unterscheiden. Das ist das Gras, von dem Jesus spricht.

Aber da kommt hie und da, und von Tag zu Tag mehr, ein kleiner Sprößling hervor und trägt ein Büschchen an der Spitze. Sind sie auch von weitem nicht sichtbar, und in der Nähe betrachtet nicht hübsch, so sind's doch kleine Blümchen. Diesen Stengel mit dem Köpfchen, das sich entweder aufrecht hält oder zur Seite neigt, nennt man die Aehre, und bald ist das ganze Feld damit bedeckt. Und die Aehren schwellen, das Blümchen wird eine Frucht. Weizen und Gerste und bei uns auch Roggen. Und wenn sich dann der Wind erhebt, sieht man die biegsamen Aehren sich wiegen und hört, wie sie wogen, als sängen sie von dem Brote, das sie für die Menschen bringen, und von dem guten Gott, der es gibt. Aber die grüne Farbe wird zur gelben und die Aehre wird steif; und geht dann der Wind darüber hin, so wird's ein Rauschen. Das Geläut bekommt einen schärferen Klang und einen höheren Ton, als riefte es dem Menschen zu: „Komm' doch heran! Jetzt ist die Reihe an Dir.“

So geht es bei uns heute noch, gerade wie in dem Lande, in dem Jesus wohnte. Nur schläft bei uns das Korn, das im Herbstes gesät wurde, den Winterschlaf. Dann ist es noch immer Gras; die Aehre wartet des Lenzes.

Aber dann geht es hier wie überall: das grüne Gras, — die Aehre — das volle Korn in der Aehre. Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so scheidt der Mensch bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da.

So brachte die Erde von selbst Frucht hervor. Aber wie thut die Erde dies? Wenn man mir sagt: „Die Fabrik fertigt viel“ — ja, nenne nur, was du willst: — Stecknadeln oder Nähmaschinen, Schuhe oder Schlittschuhe, Nägel oder Kanonen — die Fabrik fertigt sie, aber nicht das schwerfällige und dunkle steinerne Gebäude, mit den hohen Schornsteinen; nein, sondern die Maschinen, die darin stehen. Welche Maschinen aber sind unter dem Erdboden, die die Körner bereiten?

Suchen wir einmal danach! Wenn wir gesät haben, und es hat geregnet, und vor allem, wenn es warmes Wetter ist, dann finden wir unsere Saatkörnchen gequollen und ein Keimchen daraus hervorgeschossen. War es eine Bohne oder eine Erbse, so ist sie oben aufgeplatzt, aber ein Samenkörnchen thut dies nicht. Es hat nicht zwei Lungenlappchen oder Keimblättchen, wie die Erbse und Bohne. Das Keimchen nun dreht sich, wie auch die Saat gelegen haben mag, immer nach unten und saugt aus der Tiefe seine Nahrung. Und dann schießt ein andrer Keim nach oben. Das erste ist die Wurzel, das zweite der Stengel.

Das Saatkorn selbst vergeht, nachdem sie diese genährt hat. Darum sagte Jesus später: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein (Joh. 12, 24). So mußte er auch sterben, damit die Menschen an ihn glauben und selig werden.

Aber um noch einmal auf das Korn zurückzukommen: Welche Dampfmaschine sitzt in dem kleinen Saatkörnchen? Und wie geht dieselbe, während wir früher nichts davon merkten, auf einmal ans Werk, sobald die Saat nur erst Wärme, Feuchtigkeit und Nahrung besitzt? Von selbst geschieht es, sagt Jesus; und er will damit sagen, daß der gute Gott eine Kraft hineingelegt hat, die kein Mensch kennt, und auch niemand verleihen kann.

Versuch es nur einmal ein solches Saatkörnchen nachzumachen! Es geht nicht. Mäuse kann man mit dem vergifteten Mäuserweizen wohl töten; aber ihn säen, das geht nicht.

Als ich noch ein Kind war, da fand ich, daß das Aufgrünen zu langsam ging. Ich rupfte das Gesäte, das eben entkeimt war, aus, um die Keimchen weiter heraus und etwas tiefer zu legen, und die Sprößlinge, die alle aus dem Boden kamen, zog ich etwas in die Höhe und machte die Knöspchen auf. Ja wohl! als ich den folgenden Tag wieder kam, war alles tot und verdorrt.

Doch die Menschen sind in andern Dingen bisweilen ebenso thöricht wie die Kinder. Das wollte Jesus seinen Jüngern abgewöhnen. Darum sagte er von diesem Gleichnisse: Also ist das Reich Gottes.

Die Juden erwarteten in dieser Zeit einen König, der das Gottesreich, das Himmelreich auf Erden stiften sollte. Und wenn auch Jesus nicht nach Art andrer Könige regierte, so hat er doch die größte Macht bekommen über die ganze Welt durch sein Gotteswort, sein Evangelium und sein Kreuz. Aber seine Freunde würden wohl gewünscht haben, daß er sich auf einmal und mit Gewalt zum Herrn des Königreichs machte. Jesus hatte selbst mehrmals Mühe, die Menge daran zu hindern, daß sie ihn nicht mit Gewalt zum Könige machte. Aber nach solch' äußerer Macht trug er kein Verlangen. Die Reiche der Erde vergehen, aber was Gott in den Herzen wirkt, das bleibt. Und es wird so; nur störe man nicht so vormüßig hinein! Es muß seine Zeit haben und wachsen durch die Lebenskraft, die Gott hineingelegt hat. Der Mensch kann nur den Boden bearbeiten und die gute Saat aussäen. Und der, dem diese Aufgabe zufällt, der muß Geduld haben. Zum ersten das Gras, dann die Aehre, und darnach das volle Korn in der Aehre. Und dann kommt der Schnitter: die Ernte ist da!

So wirken Gott und die Menschen zusammen; oder vielmehr: Gott wirkt auch in und durch Menschen; und wir glauben, überhastet nichts, sondern harren aus: So seid denn geduldig, lieben Brüder, schreibt Jakobus (5, 7), bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfangt Frühregen und Spätregen.

III

Das Unkraut unter dem Weizen

Matth. 13, 24b — 30

Wir stehen wiederum am See und Jesus lehrt das Volk. Wie sind die Tausende von Menschen so still und lauschen so andächtig! Wir wollen auch einmal etwas genauer hinhören. Die „Ohren zu hören“ sollen uns nun gut zu statten kommen.

Ein wohlhabender Landmann hatte einen guten Acker; und es war also auch wohl der Mühe wert, ihn gut zu besäen. Dazu war vor allem erst reine Saatfrucht nötig, vom besten Weizen aus vorigem Jahre. Er mustert ihn scharf, ob auch Unkraut mit im Samen ist; aber nein, lauter reine und schöne Weizenkörner. Diese ließ er säen oder säete sie selbst: er säete guten Samen auf seinen Acker. Alles genau so, wie ich's euch bereits beschrieben habe.

Es war Herbst, wie wir sagen würden: September oder Oktober. Aber bei den alten Israeliten konnte man es eher Frühjahr nennen, nach ihrem Neujahrstage und vor dem Frühregen.

Der Acker war bestellt. Die liebe Sonne schien darauf. Ein fruchtbarer Regen fiel. Die Erde brachte von selbst ihr Gewächs hervor, gerade wie sonst.

Als nun die Saat aufging und der Acker grün ward, war der Landmann wohlzufrieden und ebenso waren auch die Knechte, die ihn bestellt, so vergnügt, als ob es ihr eigener Grund und Boden wäre.

Die Saat wuchs eine Zeit lang, und hie und da erhoben bereits die Weizenähren fröhlich ihre Köpfe. Aber da sieht einer der Knechte etwas dazwischen, was ihm nicht gefällt, und er ruft seine Kameraden.

Diese sehen es auch und sehen's mit Schrecken. Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut.

Hier muß ich aber vorerst abbrechen und euch erzählen, was Jesu Hörer wohl wußten, aber ihr nicht wissen werdet.

Steht in unsern Bibeln einfach „Unkraut“, so bezeichnet das ursprüngliche Wort nicht das, was wir so nennen: allerlei Pflänzchen, die leicht wild aufschießen, aber nicht immer da, wo wir sie haben wollen; denn eigentlich ist alles das Unkraut, was von selbst aufgeht, da, wo es nicht aufgehen sollte, auch selbst das, was wir sonst an anderm Orte ansäen. Doch davon ist hier nicht die Rede. Denn wie würde man allerlei Unkraut säen können? Jesus meint eine bestimmte Pflanze, die auch wohl auf unsern Weizenfeldern vorkommt. In Seeland und Friesland, wo der Acker ganz rein gehalten wird, konnte ich sie nicht entdecken, aber in Geldern fand ich sie und nahm eine mit,

um sie meinen Schülern zu zeigen, und wem ich sie nicht zeigen kann, dem will ich sie wenigstens beschreiben.

Unsere Bauern nennen das Unkraut Dolich oder tollen Weizen, auch Töberich oder Schwindelkorn, im Griechischen, bei Matthäus, heißt es Bizanien [Taumellolch, *Lolium temulentum*]. Das Korn hat viel Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Weizenkorn, doch ist's von dunklerer Farbe. Das Pflänzchen ist anfangs dem guten Weizen gleich. Daher kam es, daß das Kraut, das als eine Graspflanze aufsprießende Korn, keinen Unterschied verriet, bevor es „Frucht brachte“. Denn erst die Aehren sind ganz anders. Die des Weizens bleiben dicht zusammengeschlossen. Aber der Dolch schießt in Spießen aus, deren jeder je ein Korn oder mehrere Körner trägt. Sobald das Kraut in die Aehren schoß, waren also Weizen und Dolch leicht zu unterscheiden.

Nun giebt es — so lehren die Bauern uns weiter — Unkraut, welches das Land von selbst aufgehen läßt, weil es jahrelang darin versteckt liegen kann, daher das alte Sprichwort:

Federich und Queden
Sich sieben Jahr verstecken,
Und im achten Jahre drauß
Grünen sie von neuem auf.

Aber der Dolch kommt immer in der Saat mit und wird, ohne daß man's ahnt, zugleich mit ihr gesät. Ein gewiegener Bauersmann verwendet nicht ohne Bangen Saatkorn, das aus dem Süden und Osten angefahren wird, wo man weniger scharf darauf achtet. Und ist er im Zweifel, ob seine Saat wohl rein ist, dann giebt er sich lieber die Mühe, sie mit der Hand auszulesen. Denn kommt der tolle Weizen unter den guten, und wird Brot daraus gebacken, dann bekommt man Kopfschmerz und Schwindel davon, ja, man sagt, daß wohl bisweilen Menschen daran gestorben sind, obschon die Armen in alter Zeit bei Brotmangel es manchmal aßen.

So könnt ihr verstehen, wie sehr die Knechte erschrafen, als sie die Aehren des gefährlichen Unkrauts überall die Köpfe erheben sahen. Und es war auch keine Kleinigkeit! Ueber dem ganzen Acker hin wucherte es zwischen dem Weizen hindurch.

Ihr erster Gedanke war: „Das kann nicht von selbst kommen; der Acker ist zu rein. Vergangnes Jahr war von diesem lieben Gute auch nichts zu sehen. Es muß am Saatkorn gelegen haben. Der Herr ist wohl sehr achtsam darauf, aber ein Mensch kann belogen und betrogen werden.“ Und so freimütig, wie noch jetzt die Arbeiter mit dem Bauersmann verhandeln, kommen auch diese zum Landmann und fragen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und sie zeigen ihm gewiß dabei die Stengel, die sie hie und da gepflückt haben.

Die Saatfrucht war gut, antwortet der Herr, vom besten Weizen, aber daß nun Unkraut dazwischen aufschießt, das hat gewiß der Feind gethan.

Ich habe wohl manchmal meine Schüler gefragt, ob ein Christ Feinde haben darf. Und dann war die erste unbedachte Antwort: „Nein, auf keinen Fall!“ Aber wenn ich dann fragte: „Darf ein Mensch das Fieber haben?“ sagten sie: „Da kann man nicht viel dagegen thun.“ Und doch steht's in gewisser Hinsicht mit diesem ebenso wie mit jenen. Man darf nicht durch Unvorsichtigkeit sich Fieber holen, und man darf durch Unrecht und Leidenschaft sich keine Feinde machen. Aber die Feindschaft, an der wir keine Schuld tragen, können wir ebensowenig fernhalten wie das Fieber, das unerwartet unsern Leib befällt.

Dieser Landmann hatte einen Feind, und das wußte er. Es war ein böshafter Mensch, neidisch auf sein Glück, der darum seine Ernte gern mißrathen lassen wollte. Er hatte hierzu ebensoviele Vögel gesammelt, als der Eigentümer Weizen gesät hatte. Das Säen hatte er von ferne gesehen, und als nun die Knechte schliefen, kam er nachts bei Mondenschein und ging denselben Gang, den der Säemann gegangen war, und streute mit voller Hand seine Saat darüber hin. Als er dies gethan hatte, lief er alsbald davon mit höllischer Freude im Herzen. Wie die Menschen doch so böshaft sein können! Der Hausherr durchschaute nun die böse Absicht, aber es war zu spät. Als ihn die Knechte fragten: Willst du denn, daß wir hingehn und den falschen Weizen ausjäten und zusammenbinden? da antwortete er: Nein, thut es nicht. Ihr würdet, da beides so dicht nebeneinander wächst, leicht zugleich den Weizen mit ausraufen.

Auch bei uns jäten die Bauern nicht mehr, sobald der Acker in Blüte steht. Die Wurzeln von guter und schlechter Frucht sind dann durcheinandergewachsen. Der Boden würde locker, und die Pflanzen herausgezogen oder vertreten werden, es würde mehr verloren als gewonnen.

Aber was dann? Die Weizenernte mutwillig verderben lassen? Nein, das nicht. Allein nur ein wenig Geduld. Laßt beides miteinander wachsen bis zu der Ernte, guten und tollern Weizen!

Nichts weiter? Soll denn der böse Feind sein Ziel erreicht haben, und die ganze Ernte verdorben werden? Denn Saatkörner kann man noch mit der Hand auslesen, aber den ganzen Ertrag des Ackers nicht.

Nein, aber die Ernte soll einen andern Verlauf haben als gewöhnlich. Das wird der Herr mit den Schnittern schon ausmachen. — Aber gehen wir erst einmal aufs Land, um zu sehen, wie die Ernte gewöhnlich ging, und wie es noch zugeht auf dem Erntefelde.

Alles legt da Hand ans Werk, um das Korn nur trocken hineinzubringen, oder im jüdischen Lande, um es auf offnem Felde zu dreschen. Mit dem linken Arme faßt der Schnitter einen Büschel Aehren und in der rechten Hand hat er eine scharfe, gekrümmte Sichel, womit er es dicht am Boden abschneidet. Hat er so einige Händevoll in seinem Arme, dann bindet er sie in eine Garbe zusammen. „Da wird er viele Stricke brauchen!“ denkt ihr vielleicht. Nein Fädchen! Der Schnitter dreht flugs einige Halme von dem noch zähen Getreide um

die andern herum und bindet sie so fest. Das würde ihm ein Städter so geschwind nicht nachmachen. An den Strohschütten könnt ihr's noch sehen.

Aber diesmal soll es anders gemacht werden. Der Ackerbesitzer kündigt das seinen Knechten im voraus an. Er will um der Ernte Zeit zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne: — in den Ofen soll man's stecken. Dann dient's noch zu irgend etwas; — aber den guten Weizen sammelt mir in meine Scheuer.

In der Erntezeit war keine Gefahr mehr, den Weizen zu verletzen oder die Wurzeln loszureißen. Man konnte getrost hindurchgehen, und niemand konnte sich vergreifen in dem, was er ausziehen und was er stehen lassen mußte. Bloß ein wenig Arbeit mehr, und die böse Absicht des Feindes war vereitelt.

In unserm Lande hat man mehr Beschwerde mit einem andern Unkraut, das auch aus unsauberer Saat aufgeht. Die Bauern nennen es Raden (Kornrade, *agrostemma*). „Aber,“ sagte mir einer, den ich danach fragte, „ein ordentlicher Bauersmann wird davon auf die Dauer nicht belästigt, denn bei der Ernte sucht er erst die Pflanzen aus und steckt sie in Säcke, um das Ausfallen der Saat auf dem Acker zu verhüten. Und dann erst binden wir den Weizen, richten die Garben gegeneinander in die Höhe und bringen sie danach in die Scheuer zum Dreschen.“

Der Mann dachte gar nicht, daß die Schilderung, die er gab, dem Gleichnisse des Herrn so sehr ähnlich war. —

Auch diese Parabel hat Jesus, ebenso wie die vom Säemann, seinen Jüngern ausgelegt. Aber da kommen euch wieder die „Ohren zu hören“ zu statten, wenn ihr ihn recht verstehen wollt.

Ich muß wieder damit beginnen, euch in Erinnerung zu rufen, daß die Juden zwar ein Königreich der Wahrheit und Gerechtigkeit erwarteten, aber doch immer ein irdisches Königreich. Die Propheten selbst hatten zu dieser Vorstellung Veranlassung gegeben. Dann sollten alle Bösen ausgerottet werden und ein Himmel auf Erden sein. Man nennt es wohl noch heute manchmal (nach Offb. 20, 4—6) das tausendjährige Reich. Johannes der Täufer erwartete es von Jesus, als er sagte: Er hat seine Worfschaufel in seiner Hand. Er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheune sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer (Matth. 3, 12). Und: Es ist schon die Art den Bäumen an die Wurzel gelegt, darum, welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen (Matth. 3, 10). Aber zu einem solchen Gericht kam Jesus nicht auf die Erde. Er war Heiland und nicht Richter. Sein Wort mußte wie die Saat im Acker bis zur Ernte reifen, bis zur Vollendung dieser Welt. Nun konnten die Apostel wohl leicht nutzlos werden, wenn sie so viel Unkraut auf dem Acker sahen. Der Acker ist die Welt, sagt Jesus, und darin schlingt sich immer das Gute und Böse durch-

einander. Des Menschen Sohn, so nennt Jesus sich selber, säet lauter gute Saat, und thut es am hellen, lichten Tage. Jedermann kann's sehen und hören. Sein Werk ist einer Stadt auf dem Berge, einem Lichte auf dem Leuchter gleich. Aber es geschieht oft des Nachts, wenn die Menschen schlafen, und kein Auge wacht, daß ein böser Geist seinen Rundgang hält und ebendort schlechten Weizen aussäet, wo Jesus den guten ausgestreut. Im Anfang ist man noch ohne Arg. Auch die Bösen wissen sich in günstiges Licht zu stellen. Aber an der Frucht erkennt man sie. Der gute Same sind die Kinder des Reichs, und das Unkraut sind die Kinder der Bosheit, und der Feind, der sie säet, ist der Teufel, und die Schnitter sind die Engel.

Siehe da die Zwölf, die sich um Jesus geschart hatten! Würde jemand daran denken, daß sie einen Verräter in ihrer Mitte bargen? Und daß die Tausende am Seeufer, die alle riefen: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden!“ auch unter denen sein würden, die später vor Pilatus rufen sollten: „Kreuzige, Kreuzige ihn!“

Und so ist es zu aller Zeit gewesen. Keine Gemeinschaft ist vollkommen. Und wenn Jesus sagt, daß die Schnitter, die Weizen und Unkraut scheiden, die Engel seien, dann hätten die Menschen auch niemals den Engeln ins Handwerk pfuschen sollen. Die Sucht, das zu scheiden, was doch zusammen aufwachsen muß, hat schon gewiß die meiste Verwirrung und Erbitterung hervorgebracht, die unfehlbare Kirche, die der größte Tyrann geworden ist, oder die Gemeinde der Erwählten, die man gesucht, aber noch niemals gefunden hat. Das Gotteshaus, sagt Paulus, hat eine doppelte Aufschrift, auf der einen Seite: Wer den Namen Christi nennt, trete ab von der Ungerechtigkeit! und auf der andern: Der Herr kennet die Seinen (2. Tim. 2, 19).

Der Mensch kennt sie nicht. Aber an den Früchten kann man Böse und Gute unterscheiden; freilich sehen wir diese Frucht nicht immer. Wir müssen daher das Beste von unsern Nebenmenschen hoffen und das ertragen, was Gott erträgt. Das alles wirst du später besser verstehen lernen, hoffnungsvolle Jugend! Noch in einem kommenden Jahrhundert wirst du das Gute und Böse, Wahrheit und Lüge in der Welt und in der Kirche vermengt, vereinigt, verwirrt erblicken und auch erfahren, was Salomo sagt: Daß man nicht all' das Krumme gerade machen kann (Pred. 7, 14). Und es ist auch wohl gut so. Denn durch das Unkraut fällt der Weizen noch mehr ins Auge und durch den Schatten das Licht. Und dann — hier verlassen wir den Rahmen des Gleichnisses — der Volsch kann wohl nimmer guter Weizen werden, aber der Böse kann bekehrt, und die Welt kann geheiligt werden in Gemeinschaft mit den wahren Gläubigen.

Und bleibt nun auch die Welt ein gemischter Acker mit guten und tauben Aehren, mit Dornen und Disteln, so mußt du doch auf deinem eignen Acker das auszrotten, was keine Ernte giebt, und zwar je eher, je lieber. Ich höre die Jugend wohl klagen über falsche und ungetreue

Freunde, Betrug und Heuchelei; und die erste erfahrene Täuschung ist sicher schmerzlich. Du hattest es so ganz anders erwartet. Aber gieb dein Schelten auf und überlaß das Urtheil Gott, der alles weiß. Und statt dich zu erbosen und zu sagen: „Nun will ich aber auch keinem mehr mein Vertrauen schenken!“ frage lieber einmal, ob du selbst immer treu und brav gewesen bist; und vor allem, ob du immer Gott gefürchtet und Jesus lieb gehabt, und ob du davon eine Frucht in deinem Leben gezeigt hast. Mit diesen Fragen kann man nie zu früh beginnen. Sonst wirst du später taub auf dem Ohre. — Daß es doch keiner von uns sei!

IV

Der Knecht, der vom Acker kommt

Luc. 17, 7—9

Wir leben in einem freien Lande. Das wird nicht immer genug gewürdigt. Müssen Kinder ihren Eltern gehorchen, so gehen sie doch ihre eigenen Wege, wenn sie erwachsen sind, und dürfen dann thun, was sie wollen, wenn sie nur niemandem etwas Böses thun. Aber dann ist auch niemand verpflichtet, für sie zu sorgen. Jeder muß, wenigstens wenn er nicht reich ist, sein eigenes Brot verdienen, und das geht in unserer Zeit nicht immer ohne Ungemach ab.

Doch es ist ein Vorrecht, frei zu sein. Auch wer sich in eines andern Dienst stellt, thut dies freiwillig und hat ein Anrecht auf eine gute Behandlung. Wenn er diese nicht findet, sucht er sich einen andern Dienst.

Um die Freiheit recht zu schätzen, muß man die Länder kennen, in denen die Muhammedaner regieren. Da würdest du's ganz anders finden. Die Menschen werden da auf dem Markte verkauft, wie hier die Tiere. Ganz unbekleidet zur Schau gestellt, müssen sie sich befühlen und betasten lassen, laufen und rennen; es wird gehandelt und gefeilscht, bis man über den Preis einig geworden ist. Und nicht selten wird die Frau vom Manne getrennt, die Mutter losgerissen von ihren Kindern. Denn wer „das Junge“ kauft, thut es nur, um es aufzufüttern, bis er es mit Gewinn verkaufen kann, ebenso wie es die Bauern mit den Füllen, Kälbern und Ferkelchen machen. Aber so gut wird für diese jungen Menschen nicht einmal gesorgt. Eine oder die andere alte Frau, auch eine alte Sklavin, die eben zu nichts anderm mehr taugt, wird mit ihrer Pflege beauftragt, und später werden die Jungen mit der Peitsche gedrückt. Arbeiten ist alles, was sie lernen. Ja, als in Nordamerika diese unmenschliche Sklaverei unter sogenannten Christen noch herrschte, stand sogar eine Strafe darauf, wenn jemand seine Sklaven lehren lehrte.

Im Altertum war die Sklaverei allgemein, und niemand wußte es besser, als daß es so in der Ordnung sei.

Wo wäre ohne Sklaven die Hausarbeit gethan oder das Feld bebaut worden? Freie Männer arbeiteten nicht gern für einen andern, und auch dann nur im Tagelohn, aber nicht als Diener des Hauses.

So war es auch unter den alten Israeliten. Aber die Sklaverei war da viel menschlicher, als später, wo die Spanier die armen Neger zu Sklaven machten. Vom Verkauf eines Menschen als Sklaven lesen wir in der Bibel, aber nirgends etwas von einem Sklavenmarkte. Es waren mehr Leibeigene, die bei demselben Herrn blieben. Viele waren in dessen Hause geboren. So war es auch bei Vater Abraham. Er sorgte für seine Sklaven, als ob sie seine Kinder wären, und sie dachten nie daran, ihm untreu zu werden oder sich ihm zu widersetzen.

Auch später sorgten die weisen Gesetze, die Gott durch Moses den Israeliten gab, für diese menschenfreundliche Behandlung. Da am Sabbath alle Raht hielten, mußte man auch seinem Sklaven und seiner Sklavin die Ruhe gönnen. Einen Israeliten selbst sollte man nicht lebenslang zum Leibeigenen gegen seinen eigenen Willen machen. Und wollte er es, weil er träge und leichtsinnig war, dann ward er mit einem Ohre an den Thürpfosten genagelt. Das wird wohl nicht oft vorgekommen sein. Wir lesen wenigstens nie etwas davon. — Und auf Menschenraub, den man etwa treiben wollte, um die Beute zu verkaufen, stand sogar die Todesstrafe (2. Mos. 21, 2—6. 16).

Da nun die Lebensweise so einfach war, lebten Herren und Sklaven miteinander als eine Familie, ebenso wie bei uns die Bauern mit ihren Arbeitern, die ihre Brotherren in manchen entlegeneren Gegenden einfach mit ihren Vornamen anreden oder anderwärts höchstens „Bauer“, aber nie „Herr“ nennen.

So hören wir den reichen Boas im Büchlein Ruth seine Schnitter mit den Worten begrüßen: „Der Herr sei mit Euch!“ und sie antworten: „Der Herr segne Dich!“ Und als das Korn gemäht und gedroschen ist, bewirtet er sie, ißt und trinkt mit ihnen und legt sich dann bei einem Kornhaufen zum Schlafen nieder.

Es waren also auch bei den Israeliten keine Gesetze nötig, wie früher bei uns im Osten und Westen gegen Mißhandlung und Tötung von Sklaven. Ja, es konnte wohl einmal vorkommen, daß sie eine allzu hohe Stellung einnahmen und die höchste Macht im Hause besaßen. Darum sagt Salomo: Wenn ein Knecht von Jugend auf zärtlich gehalten wird, so will er darnach ein Junker sein (Spr. 29, 21). — Hieran knüpft Jesus sein Gleichnis und stellt uns zweierlei Behandlung eines solchen Leibeigenen vor Augen.

Ein Bürger des Landes — kein großer Herr — hält sich einen einzelnen Sklaven, der im Hause wie auf dem Felde die Arbeit verrichtet. Heute hat er den Acker zu pflügen, morgen das Vieh zu hüten und des Abends kommt er nach Hause, um seinem Herrn auch da zu dienen.

Stelle dir nun so einen Herrn vor, der zu seinem Sklaven, wenn er vom Acker nach Hause kommt, sagen würde: „Lieber Freund, ich danke dir für alles, was du heute für mich gethan hast. Komm nun

zu mir und setze dich her, damit wir zusammen essen.“ Wenn es ein neuer Knecht ist, der ihn noch nicht kennt, so wird er bei dieser übertriebenen Freundlichkeit verlegen werden und vielleicht sich selber fragen: „Hält mich der Herr für einen Narren?“ Er wird lange nicht zuzulangen und zugleich mit seinem Herrn zu essen wagen. Aber geht es jeden Tag so fort und gewöhnt er sich daran, dann wird er üppig, wie Salomo sagt. Er bildet sich ein, er wäre wohl ganz besonders tüchtig, und sein Herr habe große Verpflichtungen gegen ihn, weil er seinerseits so freundlich ist, ihm alle Arbeit zu verrichten. Und gefällt es ihm einmal nicht, dann stellt er die Arbeit ein und beginnt zu streifen. Sagt sein Herr etwas darüber, dann wird er grob. Und der Herr sieht zu spät ein, daß er durch allzugroße Freundlichkeit und Höflichkeit seinen Sklaven verdorben hat.

Aber wie hätte er denn handeln müssen? Das sagt Jesus uns jetzt.

Der Sklave hat seine Arbeit auf dem Felde verrichtet und kommt nach Haus. Während der Feldarbeit trägt er ein leinenes Untergewand auf dem bloßen Leibe, aber beim Nachhausegehen schlägt er seinen groben, braunen Mantel um die Schultern, um nicht in seiner beschmutzten Kleidung, die ihn nicht einmal vollständig bedeckt, vor seinem Herrn zu erscheinen. Dieser fragt ihn nach der Arbeit, die er gethan. Sie ist vollendet und der Herr sagt vielleicht: „Is ist gut!“, aber lobt ihn oder dankt ihm nicht. Es war gewiß sein bestimmtes Tagewerk und nicht mehr. Der Sklave arbeitet für seinen Herrn ebenso wie sein Ochse und sein Esel, und der Herr sorgt für aller Unterhalt. Das versteht sich alles ganz von selbst.

Aber es wird Zeit zum Essen; denn die Hauptmahlzeit fand bei den Israeliten abends gegen 6 Uhr statt. Das weiß der Knecht und nimmt darum seine Zeit wahr. Er hat auch Hunger vom Arbeiten bekommen, aber er muß noch warten; denn der Herr sagt: Richte nun erst zu, daß ich zu Abend esse. Schürze dich und diene mir, bis ich esse und trinke; danach sollst du auch essen und trinken.

Das Essen war einfach in dieser Zeit, besonders bei den Israeliten, keine „warme Mahlzeit“, wie wir sagen würden, sondern Brot, nur Brot und immer wieder Brot. Am galiläischen Strande aß man wohl auch einen Fisch dazu, den man eben am Spieße gebraten, und sicherlich auch Früchte; ein Becher Wein, oder Wein mit Wasser vermischt, war ein Gericht, das noch nicht einmal täglich auf den Tisch kam. Und so viel Vieh die Israeliten auch besaßen: Fleisch aßen sie ebensowenig alle Tage. So war die Mahlzeit schnell bereitet; und wenn nun der Herr mit seiner Familie sich zum Essen auf den Boden niedersetzte oder legte, dann war es in der Ordnung, daß der Knecht, der die Tafel bediente, seinen Mantel aufschürzte und seinen Gürtel umband.

Mit verlänglichem Blicke schaute er drein. Es ging ihm lange nicht schnell genug, denn er hatte auch Hunger. Doch war er nicht unwillig und murrte nicht. Kam's denn seinem Stande anders zu? Wenn der Herr fertig ist, ißt und trinkt auch er und geht wohlgesättigt zur Ruhe.

Und warum erzählt Jesus nun dies alles? Das sagt er uns selbst. Die Pharisäer — die wir noch näher kennen lernen werden — meinten den Himmel zu verdienen, wenn sie das Mosaische Gesetz und allerlei Zusätze, die sie zugefügt hatten, hielten. Sie thaten sozusagen nichts für nichts, nichts aus Liebe zu Gott und den Menschen. Es war, als hätte sich Gott bei ihnen noch bedanken müssen, daß sie so ganz besonders fromm waren. Und das Volk, das viel nach ihnen schaute, dachte nun auch schon, daß die Juden höhere Ansprüche an Gott stellen dürften als andere Völker, wenn sie nur Moses Gesetze genau befolgten. Dagegen wendet sich Jesus. Er sagt: Dankt ihr auch eurem Knechte freundlichst, daß er gethan hat, was ihm befohlen war? Ich meine es nicht. Also auch ihr, wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: „Wir sind nichts mehr denn unnütze Knechte, wir haben gethan, das wir zu thun schuldig waren.“

Frägt jemand, ob das ein unnützer Knecht ist, der thut, was er schuldig ist? Das wohl nicht! aber insofern unnütz, daß er nicht mehr als die Kost wert ist, ein gewöhnlicher Sklave, wie Paulus von Onesimus sagt, der als ein heidnischer Sklave dem Philemon entlaufen war, aber nun als Christ zurückkehrt. Sklaven oder Sklavinnen, die keine unnützen, gewöhnlichen Knechte waren, konnten bisweilen ihren Herren großen Gewinn bringen (Apgsch. 16, 16).

Und so will Jesus hier auch sagen, daß wir nichts bei Gott verdienen. Alles, was er uns giebt, ist lauter Güte. Selbst wenn wir alles thun könnten, was Gott befiehlt, so wird er uns doch nichts schuldig sein. Oder sind wir, seine Geschöpfe, ihm nichts schuldig? Wir haben alles von Gott. Er hat das Recht, von uns alles zu fordern. Und wie sehr kommt er dann noch bei all' unsrer Arbeit zu kurz! Darum ist es besser, Gottes Kinder zu sein, als seine Knechte, und ihm nicht um Lohn zu dienen, sondern aus Liebe.

Aber wir kommen wohl später noch einmal hierauf zurück und bleiben jetzt noch einen Augenblick bei dem Bilde stehen. Und was können wir da noch aus diesem Gleichnisse lernen? Daß es Menschen in christlichen Ländern giebt, die ihre Diensthboten noch nicht einmal so gut behandeln, wie Jesu Zeitgenossen ihre Sklaven. Und doch sind sie freie Menschen, so gut als wir. Daß sie uns dienen, ist nicht ihre natürliche Pflicht. Sie thun es auch nicht zu ihrem Vergnügen, sondern gegen Kost und Lohn. Sprach nun der Israelit selbst seinem Sklaven freundlich zu und ließ ihn — nur etwas später — von demselben Tische essen, um wie viel mehr sollten wir's thun, da sie als Menschen und Christen mit uns auf gleicher Stufe stehen! Ich hörte nicht selten junge Menschen Knecht oder Magd kommandieren, als ob sie allein etwas im Hause zu sagen hätten, während ihre Eltern die Diensthboten höflich ersuchten zu thun, was es zu thun gab. Und ich dachte dann: „Arme Sklaven in Ost und West, die alle Launen der Kinder zu ertragen hatten!“, und ich freute mich um so mehr, daß sie nun

endlich beinahe in allen christlichen Ländern die Freiheit erhalten haben. Aber unsere Diensthoten vertragen diese Launen nicht, und dazu haben sie das größte Recht. Ein Kind hat nichts zu befehlen. Und auch der Erwachsene, der dies im barschen Tone thut — ich kenne wohl solche Leute! — thut sich selbst den größten Verdruß damit an. Denn wer seine Diensthoten verachtet, als ob sie eine geringere Klasse von Menschen wären, der bekommt zuletzt nichts anderes als eben die niedere Klasse der Diensthoten, die nirgends anderwärts eine Stelle finden. Doch ebensowenig wird der verständige Herr oder die einsichtige Frau die Diensthoten durch allzu große Vertraulichkeit und unzweckmäßiges Gemeinmachen verderben. Auf solche würde das Salomonische Wort von dem üppigen Knecht seine Anwendung finden. Aber wer ihnen väterlicher Freund oder mütterliche Freundin ist, der darf auch auf ihre Treue und Dankbarkeit rechnen. Der Herr, sagt Paulus, der Sklaven hat, bedenke, daß auch er einen Herrn hat im Himmel, und daß in Christus Sklaven und Freie vor ihm gleich sind (Col. 4, 1).

V

Der reiche Narr

Luc. 12, 16—21

Einstmals war Jesus bei einem Pharisäer zu Tische gewesen, und als er dessen Haus verließ, fand er Tausende von Menschen, die auf ihn warteten. Unter ihnen waren auch viele Jünger, die ihm zu folgen gewohnt waren. Zu ihnen sprach Jesus zuerst, um sie zu warnen vor all der zur Schau getragenen Frömmigkeit, die er dadrinnen bemerkt hatte, und sie vielleicht ebenfalls; denn bei solch' einer Mahlzeit stand die Thür offen. Und darauf sprach er ihnen Mut zu, wenn die Welt sie um seinetwillen verfolgen würde. Stand ihr Leben nicht immer in Gottes Hand? Ohne seinen Willen werde kein Haar ihres Hauptes gekrümmt werden, wenn sie nur das suchen wollten, was im Himmel ist.

Doch da drängt sich plötzlich ein Mann durch die Menge, der etwas ganz anderes sucht. Meister, so redet er ihn an, sage doch meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe teile! Welches Erbe gemeint war, und ob der Mann Recht oder Unrecht hatte, erfahren wir nicht. Jesus fragt auch nicht danach; er will es nicht einmal wissen. Aber wie kommt denn der Mann dazu, an Jesus diese Worte zu richten?

Ich will es euch sagen. Die jüdischen Lehrer jener Zeit, die sich Meister oder Rabbi nennen ließen, besaßen kein festes Einkommen, sondern suchten sich durch ihre Geschäftsverbindungen ihren Unterhalt zu verschaffen. Vor allem traten die Gesetzesgelehrten, so genannt von ihrer Kenntniss des Mosaischen Rechts, als Schiedsrichter bei Streitfragen

auf, die man lieber nicht vor den Richter brachte. Ihre Entscheidungen wurden in der Regel beachtet und — bezahlt.

Und so meinte dieser Mann, wenn solch ein berühmter Lehrer wie Jesus seinem Bruder eine Weisung gäbe, von der Erbschaft Rechnung abzulegen und ihm seinen Teil auszusahlen, so würde dieser sie nicht unbeachtet lassen; und gewiß würde er dann dem Meister einen klingenden Beweis seiner Dankbarkeit gegeben haben. Nach Jesu Lehre trug er kein Verlangen, wohl aber nach einer Entscheidung aus seinem Munde. Es ist mir wahrhaftig, während ich dies schreibe, als ob ich meine eigne Erfahrung beschriebe. Wie viele sind, die kein Begehren haben nach unserm Evangelium, wohl aber nach unserm vielvermögenden Einfluß! Meine Stirn legt sich von selbst in Falten und es kostet mir Ueberwindung nicht aufgebracht zu werden, wenn ich dies Wort höre.

Jesu Antwort ist denn auch nichts weniger als ermutigend: Mensch! wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt? — Er wendet ihm hierauf den Rücken zu, und der Mann geht beschämt hinweg.

Aber zur Menge, zu den Tausenden, die ihm folgten, sprach Jesus: Sehet zu und hütet euch vor dem Geize — eigentlich vor der Habgucht, der Begierde immer noch mehr zu haben — denn niemand lebt davon, daß er viele Güter hat, das Leben genießt, durch seine Güter. Man genießt eigentlich nicht, was man zu viel hat, und es ist keine Bürgschaft für unser Leben.

Und nun erzählt Jesus das Gleichniß vom reichen Narren.

Es war ein reicher Mann, deß Feld hatte wohl getragen, so beginnt er. Nach der Einrichtung des Moses sollte jede Familie ihren bestimmten Grundbesitz haben und behalten; aber auf die Dauer war dies doch nicht möglich. Der eine ließ seinen Acker verwahrlosen, der andere erweiterte sein Grundstück, indem er wüstes Land urbar machte. Das eine Geschlecht starb aus und das andere ward sehr zahlreich. Und dann, wer arm wurde, konnte sein Land nicht mehr bewirtschaften und verpfändete oder verkaufte es. So klagt Jesaias wiederholt, daß die Reichen seiner Zeit einen Acker nach dem andern an sich rissen (Jes. 5, 8 u. a.).

Auch dieser Reiche besaß sicherlich mehr als sein ursprüngliches Familiengut. Vielleicht hatte er im letzten Jahre noch neue Ländereien hinzugekauft. Die Ernte war heuer besonders günstig, und dies brachte ihn nun in große Verlegenheit.

Ja, die Reichen haben auch ihre Sorgen, die ihnen zu Zeiten den Schlaf rauben. Sage nicht zu voreilig: „Nun, unter dieser Bedingung möchte ich doch gern all das Geld haben!“ Du kennst diese Sorgen noch nicht.

Unser reiche Mann ist auch voller Sorge. So steht er da auf dem Platze vor seiner hohen und stattlichen Wohnung und überschaut all die Felder mit Garben bedeckt und auf der Tenne die Ochsen, die

im Kreise herumgetrieben werden, um die Körner auszutreten. Und in tiefem Nachdenken überlegt er bei sich selbst: Was soll ich thun? Mehr und mehr Getreide wird hereingebracht, und ich habe nicht, da ich die Früchte meines Landes hinsammle: denn meine Scheuern sind viel zu klein.

„Ach, wäre das eine so große Noth?“ denkst du vielleicht: „Was man zu viel hat, kann man ja auf den Markt bringen und verkaufen, ist's hier nicht, so ist's anderwärts.“

Leicht gesagt, aber in den östlichen Ländern ist das nicht ebenso leicht gethan. Da ist bald Ueberfluß, bald Noth, die fetten und mageren Jahre des Königs Pharao. Ertragreiche Ernten für kommende Jahre aufzuspeichern — Joseph hat es die Aegypter wohl gelehrt, aber es wurde doch selten gethan — dazu gehört ein großes Kapital und große Vorrathshäuser. Diejenigen, die jetzt so auf das Kapital und den Handel schimpfen, müßten nur einmal eine Hungersnot in östlichen Ländern mit durchmachen! Dazu ist es viel schwieriger als bei uns das Getreide auf die Dauer unversehrt zu erhalten. Und zur Versendung nach dem Auslande bot sich wenig Gelegenheit, oder es mußte über's Meer gehen, wie Paulus mit einem Getreideschiffe, das von Alexandrien kam, nach Rom fuhr und, als es Schiffsbruch litt, selbst das Getreide über Bord werfen half. Aber wer im Innern des Landes wohnte, konnte seinen Ernteertrag nicht leicht losschlagen, sowenig wie er in Hungersnot leicht Getreide von anderwärts bekommen konnte. Vater Jakob sandte seine Söhne mit Eseln aus, die auf der Rückreise Kornsäcke tragen mußten. Und da dies zu beschwerlich war, beschloß er sogar selbst nach Aegypten zu gehen, wie auch sein Großvater Abraham gethan.

Der reiche Mann fand also für all sein Getreide keine Abnehmer. Und unterbringen konnte er's auch nicht. Seine Scheuern waren viel zu klein. „Und doch habt ihr Dach und Fach genug,“ ruft der Kirchenvater Ambrosius den Reichen seiner Zeit zu, „den Schoß der Elenden, die Häuser der Witwen, den Mund der Unmündigen.“ Aber an die denkt dieser Reiche nicht. Er denkt nur an sich selber; und solche Egoisten sind häßliche Menschen, die sich schließlich selbst noch am meisten im Dichte stehen.

Nach langer Ueberlegung hat er's gefunden. Er nennt's einen klugen Entschluß. Seine alten Scheuern will er abbrechen, und an deren Stelle andere, viel größere bauen; da drinnen will er all seine Erträge und alle seine Güter, die Wolle seiner Schafe z. B. ebenso wie das Getreide seiner Felder, mit leichter Mühe unterbringen. Und dann will er zu seiner Seele, zu sich selber, sagen: Nun hast du einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, is, trink und habe guten Mut! Keine Armut kann mehr über dich kommen, kein Mißwachs, keine Hungersnot dich wieder drücken.

So sprach der Mann bei sich selbst; aber da vernimmt er eine Stimme, die zu ihm spricht. Es ist Gott, der ihm sagt: Du Narr! diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und weiß wird es sein, daß du für deine Zukunft bereitet hast?

Ihr versteht nun sicherlich alle wohl, warum dieser Reiche bei all seinem Verstande und seiner klugen Berechnung doch ein Narr genannt wird. Nicht weil er größere Scheunen baut, aus denen er bei eintretender Hungersnot den Reichen das Korn verkaufen und den Armen austeilen konnte. Nein! sondern weil er nur an ein müßiges Leben auf Erden denkt, und weil er nur auf viele Jahre rechnet, auf die sich sein Vorrat erstreckt, ohne zu bedenken, daß er das Wenigste von allem für sich selbst in Anspruch nehmen darf.

Also, schließt Jesus, gehet es, wer sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott. Denn dieser Reichtum allein, der Schatz im Himmel, geht uns nie verloren. Die Motten und der Rost fressen ihn nicht, und die Diebe graben nicht nach, um ihn zu stehlen. Ja, selbst der Tod, der immer unsichtbar seinen Rundgang hält und so manchen hinwegnimmt mitten aus dem Leben heraus, vermag dem Menschen diesen einzigartigen Schatz nicht zu rauben.

Doch dies Gleichnis steht nicht nur in der Bibel, sondern es gewinnt auch Leben in der Welt rings um uns, und noch immer spricht der Tod zu so manchem Menschen: Du Narr!

So wahr singt der Psalmdichter (Ps. 39, 6. u. 7):

Geht nicht der Mensch als Schattenbild dahin
Gleich einem Schemen, der verschwindet,
Vergeblich sammelnd mit besorgtem Sinn,
Was Erdenglück begehrlieh findet?
Und niemand ist gewiß, daß einen Tag
Die Güter er genießen mag.

Menschen in Jugendlust, jetzt noch so fröhlich und sorglos! Wenn einst eure Eltern nicht mehr für euch sorgen können, dann erst werdet ihr den Wert des Geldes verstehen lernen. Aber sorgt dann dafür, daß ihr nicht Sklaven desselben werdet; wie das alte Sprichwort sagt: „Er hat das Geld nicht, aber das Geld hat ihn.“

Wie viele Menschen raffen und schaffen jahraus jahrein, um nur einmal sagen zu können: „Habe nun Ruhe, liebe Seele! Trß und trink und sei fröhlichen Mutes, denn du hast ja Vorrat für viele Jahre.“ — Und wenn diese vielen Jahre kommen, haben sie Genuß davon? Wie selten! Sie dachten nur an sich selbst, aber vergaßen dabei, daß sie nicht dieselben bleiben würden. Alt und abgelebt und vielleicht von hungrigen Erben umlagert, was hilft ihnen ihr Ueberfluß, von dem der Mensch doch nicht zu leben vermag?

Und was man vor allem vergißt, ebenso wie der reiche Thor: daß das Leben so kurz und dabei noch so unsicher ist! Wie viele steinalte Leute giebt es bisweilen, die nicht einmal ein Testament machen. Es ist ja immer noch Zeit genug! Und was sie dann für sich selbst bereitet haben, ohne an andere zu denken, weiß wird es sein?

Die Lust zu sammeln, zu haben ist bei manchen so groß, daß sie zur Manie wird, zum Wahnsinn der Leidenschaft. Man bangt, etwas davon wegzunehmen, etwas davon zu genießen. Und so entsteht die

Sucht, vor der Jesus nach der Begegnung mit dem gierigen Erben warnt, die Sucht nach „immer mehr“. Sie ist eine traurige Qual, diese Geldkrankheit. Ihr, liebe Kinder, habt noch keine Vorstellung davon. Der Jugend ist nicht bange, zu kurz zu kommen, und sie genießt den Augenblick zuweilen unbedacht und verschwenderisch. Aber wenn ihr alt geworden seid und vom Leben wenig Genuß mehr habt, wird das Geld vielleicht noch euer Abgott, und ihr haltet daran so fest, als ob es euer Leben verlängern könnte. Und durch Mäßigkeit und Willenskraft werden wirklich die Geizhalse nicht selten alt; aber was haben sie davon?

Ich hatte vor mehr als sechzig Jahren einen Lehrer, der mir die Sprachregeln gut einschärfte und das Geld für seine Unterrichtsstunden gierig in seinem alten Kasten aufsparte. Er war achtzig Jahre alt und hatte, wie man sagt, weder Kind noch Regel. Doch sparte er immerzu und lebte so kärglich, als er nur konnte, im Winter meist ohne Feuer. Als nun die Cholera zum ersten Male in unser Land kam, ergriff sie auch den alten Mann. Zu seinem größten Schrecken holten die Leute, bei denen er wohnte, einen Doktor. Dieser ließ Feuer anbrennen und eine Flasche Wein holen, um ihn zu erwärmen. Aus Angst über diese unerhörte Ausgabe springt der alte Mann aus dem Bette, löscht das Feuer aus und ruft an der Treppe: „Ist der Wein schon geholt?“ „Noch nicht; das Mädchen geht gleich danach,“ ist die Antwort. „Es ist nicht nötig,“ ruft er wieder der Hauswirtsfrau zu, „ich fühle mich schon viel wohler.“ Eine Stunde später starb der Geizhals auf dem Felde der Ehre. Er hatte seinen irdischen Schatz bis zum letzten Atemzuge verteidigt.

Nach Jahren begegnete ich in meiner jetzigen Gemeinde einer alten Dame, die, wie man mir sagte, 80 000 Gulden (= 136 000 M.) im Vermögen hatte. Davon war aber nichts zu sehen. Als ich einst bei ihr die Glocke zog, um zu sehen, ob das steinerne Herz nicht zu erweichen sei, hörte ich schließlich, wie ein Fensterchen aufgeschoben wurde, und ich sah aus der Höhe etwas herunterpendeln. Es war der Hausschlüssel an einem Bindfädchen. Von oben vernahm ich die Bitte, hereinzukommen und den Schlüssel mitzubringen: sie hatte ihr Dienstmädchen entlassen und nun diese Einrichtung ersonnen. Ungebetene Gäste ließ sie nur läuten, und gute Freunde wurden auf diese Weise eingelassen.

Ich stieg hinauf, that aber wieder einen Schritt zurück vor dem Gestank, der mir entgegenkam. „Mutterchen,“ fragte ich, „was steht nur auf dem Feuer, das so übel riecht?“ „Ach, es ist nichts. Wissen Sie, ich habe einen schlimmen Schwären am Halse. Er näßt so, und deshalb muß ich täglich einen frischen Verband anlegen. Aber das läuft ins Geld, und so habe ich den Verband von gestern gereinigt und mache ihn nun noch einmal trocken.“

Ich ertrug den schlimmen Geruch nur, um noch einmal sagen zu können: „So wird das altersschwache Häuschen allmählich abgebrochen. Länger als 80 Jahre haben Sie für sich allein gesorgt, Mutterchen;

Nun, da Sie sich eilen, von ihrem geliebten Gelde zu scheiden, müssen Sie es auch einmal andern zu Nutz anwenden.“ — Bei diesen Worten sah sie mich so verwundert an, als ob ich die größte Thorheit gesprochen hätte, und antwortete dann: „Sachte, sachte! das mögen sie erst nach meinem Tode thun.“

Sie wurde noch älter, aber endlich lag sie doch auf ihrem letzten Krankenbette. Ich sprach ein Gebet an ihrem Lager und ich glaube sicher, daß es ihr gut gefiel, weil es ihr nichts kostete. Aber am letzten Abend gewann der Geldteufel wieder die Oberhand. Morgen sollte der Zahlungstermin für ihre Hausmieter sein, und mit gebrochener Stimme sprach sie zu ihrem Sachwalter: „Denken Sie an den Hauszins!“ Und sie war nicht mehr.

Traurige Beispiele! Kein junger Mensch wird sich vorstellen, daß er jemals so werden könne. Vielleicht ebensowenig, daß er wie der verlorene Sohn das väterliche Erbe auf die schändlichste Art durchbringen werde, wenn ihn das fröhliche Leben auch noch so sehr anlachen sollte. Aber auf beides, auf Geiz und Schlemmerei paßt Jesu Wort: Also gehet es dem Menschen, der nur für sich selbst Schätze sammelt — sei es, daß er sie verschwendet, oder aufspart, — und ist nicht reich in Gott.

Zu säen und zu ernten und in die Scheune zu sammeln, das lehrte Gott den Menschen, und es ist ein Vorrecht vor den Vögeln des Himmels. Haushälterisch zu sein und etwas zu sparen, das muß man lernen von Jugend auf; das kommt einem später sehr zu Nuzen. Aber das Geld hat nur Wert durch den rechten Gebrauch, den man davon macht. So lernt denn vor allem den Spruch Jesu verstehen: Geben ist seliger denn Nehmen! Durch Liebe und Wohlthätigkeit, mehr als durch das „Essen und Trinken“ des reichen Thoren lernt man den eigentlichen Wert des Geldes kennen. Denn dann macht es uns reich in Gott.

VI

Der Schatz im Acker

Matth. 13, 44

Schwere Zeiten habe ich durchlebt, seit ich ein Kind war, und wenn ich jetzt als ein alter Großvater rings um mich auf das jüngere Geschlecht schaue, dann kommt mir wohl manchmal die Weissagung des Propheten Sacharja in den Sinn, daß einst noch sollten steinalte Leute werden, die sich stützen auf ihren Stab, und die Straßen von Jerusalem voll spielender Kinder (8, 4. 5).

Wahrlich! Es sah nicht danach aus, als ob die Leute steinalt werden sollten, und die Kinder wieder fröhlich auf der Straße spielen würden, damals, als Hunderttausende von jungen Männern aufs Schlachtfeld geführt wurden, und es den Bürgern blutsauer ankam, die Kriegssteuern zu zahlen!

Unter die Erinnerungen meiner Jugendzeit fällt auch die an jenes harte Gesetz, das alles verarbeitete Silber auszuliefern befahl, um das nötige Geld münzen zu können. Die kostbarsten Geschirre und Zieraten wurden durch rohe Hände glatt gehämmert und wanderten in die Schmelztiegel. Familienerbstücke aus der Ahnenzeit und Geschenke verstorbener Freunde ohne Unterschied! Man brauchte Geld, und zwar viel Geld: denn Revolution und Krieg verschlangen alles.

Damals sah ich — und überdies ist es mir so oft erzählt worden, daß ich es schließlich gesehen habe — einen feinen, listigen Streich: denn grausame Gesetze veranlassen schlimmen Betrug. Von einer unserer Treppen konnten einige Stufenbretter aufgeklappt werden, sodaß dadurch verborgene Kästchen entstanden. Darinnen wurde alles versteckt. Welch' eine Freude, als die bange Zeit vorüber war, und die silbernen Geschirre wieder ans Licht kamen, über die wir so lange hingelaufen waren!

Aber da niemand so etwas seinem Nachbar sagen durfte, aus Furcht verraten zu werden, was würde daraus geworden sein, wenn unsere Stadt einmal bestürmt worden wäre und die Bewohner aus Haus und Heimat sich flüchtend in der Fremde gestorben wären? Dann wäre das Geheimnis mit ihnen verbannt und begraben worden. Geschlecht auf Geschlecht würde die Treppe auf und ab gegangen sein, ohne nur von fern an den verborgenen Schatz zu denken, an einer Stelle, über die der Fuß hingeleitet. Und wenn dann die Treppe ausgetreten gewesen wäre und das Haus selbst baufällig geworden, dann würde beim Abbruch der Hammer die Stufen zer schlagen haben, und der Käufer des Schuttes oder der Hauseigentümer mit Erstaunen den verborgenen Schatz entdeckt haben.

Und versetze ich mich nun zurück in noch bangere, schrecklichere Tage, als vor drei Jahrhunderten die Spanier hier raubten und mordeten, wie wird man damals nicht alles aufgewendet haben, um alles, was kostbar war, vor diesen Spürhunden zu verbergen! In der Hoffnung auf bessere Tage wurden Töpfe mit Gold oder Silber in der Erde vergraben. Und starben dann die Eigentümer auf dem Schaffot oder schwärmten als Wassergeusen in der Welt umher, dann wurde leicht der verborgene Schatz vergessen.

Noch immer werden von Zeit zu Zeit solche Schätze gefunden; und nicht immer war es die Not, die sie zu verstecken den Anlaß bot. Früher war es viel schwieriger als jetzt, sein Geld sicher unterzubringen, und wer es niemandem anvertrauen wollte, verbarg es hier oder dort in der Erde, um von Zeit zu Zeit einmal danach zu sehen oder etwas davon zu holen. So macht's noch heute der Lappländer, wenn er ein- oder zweimal im Jahre seine Waren zu Markte bringt und das Geld, das er selten braucht, unter Steine oder in Eisplatten versteckt. Und stirbt er unerwartet oder erfolgt eine Verschiebung der Steine oder Eisplatten, dann deckt die Natur bis zum jüngsten Tage seine Sparkasse zu.

Aber was in Kulturländern verborgen ward, die zumal in unserer

Zeit beständig umgewühlt werden, das hat mehr Aussicht, ans Licht zu kommen. Betrüger haben dabei nicht selten auf den Aberglauben und die Habsucht einfältiger Menschen Jagd gemacht. Man glaubte, daß Irrlichter verborgene Schätze verrieten, und vor allem, daß die Wünschelrute den Platz ausfindig machen könne. Diese Rute bestand aus einem Haselnußstöckchen, das sich nach dem vermeintlichen Schätze von selbst herabbog. Natürlich ließen sich die Schatzgräber vorausbezahlen. Das hieß doch nach dem alten Sprichworte: „Gut Geld nach schlechtem Gelde werfen“ (die Wurst nach der Speckseite werfen). Und diese Dinge gehören nicht zu den mittelalterlichen. Vor wenigen Jahren noch ist dies in Paris in allem Ernst in einer der Kirchen in Szene gesetzt worden, und auf Anraten einer Dame mit der Wünschelrute hat man alles aufgegraben, freilich ohne etwas zu finden!

So abergläubisch waren die alten Israeliten nicht. Die Begierde nach Geld war damals wohl ebenso groß wie heute; und das wird wohl auch so bleiben; aber nach Schätzen suchte man damals nicht, wenn man nicht wußte, wo sie lagen.

Der Mann wenigstens, von dem Jesus erzählt, war kein Schatzgräber. Er fand, aus Zufall, wie man sagt, einen Schatz, den man im Acker verborgen hatte, und der gewiß schon so viele Jahre darin versteckt lag, daß niemand mehr etwas davon wußte, und der rechtmäßige Eigentümer schon längst tot und vergessen war. Soviel können wir schon aus diesen Worten schließen, daß der Schatz nicht an einem beliebigen Orte in der Wildnis, in einer Felsenhöhle oder in einem verlassenen Grabe, von einem Flüchtling versteckt worden war, sondern daß ein Einwohner denselben in seinem eignen Acker vergraben hatte. Aber wer nun dieser alte Eigentümer gewesen war, und warum er einen so großen Geldeswert verbarg, bevor er vielleicht wider sein Erwarten starb, — ja, das alles könnt ihr euch vorstellen, wie ihr wollt. Es giebt in der urältesten Geschichte Israels genug Zeiten des Schreckens und der Verwirrung, die auf Tage erworbenen Reichthums, wie zu Salomos Zeit, gefolgt sind, bei denen ihr euch so etwas denken könnt.

Und wer ist nun der glückliche Finder? Zwei Bestimmungen kann ich euch mit Sicherheit geben: erstens ist es nicht der Eigentümer des Ackers, und zweitens ist es auch nicht einer seiner Sklaven oder Tagelöhner, die auf diesem Acker arbeiten. Denn der Eigentümer brauchte ihn nicht zu kaufen, und der Tagelöhner konnte ihn nicht bezahlen.

Nur von einem Pächter würde dies möglich gewesen sein.

Stellt euch nun aber unter dem Finder vor, wen ihr wollt. Und da ein Wanderer bei bloßem Vorübergehen keinen Schatz sehen kann, zumal einen, der viele Jahre sorgfältig verborgen lag, so glaube ich, daß jenes Bild wohl recht hat, welches ihn mit einer Hacke in der Hand darstellt. Er kann einen Stein, der im Wege stand, haben beiseitigen, einen neuen Weg anlegen, oder was immer unternehmen wollen. Er vernimmt vielleicht einen dumpfen Klang als Antwort auf

seine Hackenschläge, oder er gewahrt einen Spalt, einen Erdhaufen. Er macht die Oeffnung breiter, und sieh nur da! vor Schreck fällt ihm die Hacke aus der Hand. Aber dieser Schreck ist ein freudiger. Er steht am Eingang einer Höhle, die unermessliche Schätze birgt.

Sogleich steht sein Plan fest. Diesen Acker muß er haben, er koste, was er wolle, um auch der gesetzliche Eigentümer des verborgenen Schatzes zu sein. Denn grub er ihn auf eines andern Land aus, dann war er ein Dieb. Man hat wohl gefragt, ob das Kaufen unter dem Werte auch wohl ganz ehrlich war. Vielleicht wird man hier die Bemerkung machen können und sagen: Der Kauf war vor dem Gerichte ehrlich, doch vor dem Sittengesetz nicht ganz ehrlich. Aber es will uns eher scheinen, als ob Jesus in seinen Gleichnissen einfach beschreibt, wie es bei Menschen zu gehen pflegt, und unentschieden läßt, ob es gut ist.

Bevor nun jener auf diesen Kauf ausgeht, verbirgt er wieder sorgfältig den Schatz, sodaß niemand einen Argwohn schöpfen kann, auch der Eigentümer nicht. Dieser wird, da der Käufer so begierig danach ist, wohl nicht gerade den billigsten Preis dafür gefordert haben. Sicher etwas mehr, als die dreißig Silberlinge für den Blutacker des Judas Ischarioth betrugen, der auch einen bereits einmal ausgegrabenen und unfruchtbaren Untergrund besaß. Aber hier hat's keine Not! Der Käufer feilscht und handelt nicht. Vor Freude über den Schatz geht er hin und verkauft alles, was er hat: auch Haus und Acker, selbst wenn sie sein väterliches Ertheil sind, auch Festkleider und Zierraten, wenn er nur rechtmäßiger Eigentümer des Ackers werden kann und den Schatz ruhig ausgraben darf. Er kauft diesen Acker und ist für sein Leben geborgen.

Dem Schatz im Acker gleicht das Himmelreich, sagt der Herr.

Es giebt manche Begierden im Menschenherzen, die alle andern überstimmen, wie die schweren Glocken auf den Thürmen die schönste Musik. Unglücklich der, bei dem diese Begierde eine sündige Leidenschaft ist! Nach Gold jagt der Spieler und setzt alles auf eine Karte. Nach Rache dürstet ein anderer, und sollte es sein Leben kosten. Zu einem liederlichen Leben verkauft mancher alles, was er hat. Jede Leidenschaft macht den Menschen zu ihrem Sklaven.

Aber wohl dem, bei dem die allesbeherrschende Leidenschaft auf das Höchste und Ewige gerichtet ist, als eine Begeisterung, die nicht in Schwärmerei ausartet, sondern die durch den Verstand geleitet wird. So ist die Wahrheit das Ideal des Denkers, und Gott selbst das des Gläubigen. Diese Begeisterung findet ihr selten bei den Heiden, deren Religion mehr unter dem Eindruck der Furcht als der Liebe steht. Aber in glänzendem Lichte tritt sie an den Propheten Israels hervor, die verfolgt und gemartert, doch Jehova getreu blieben. Und in der Makkabäerzeit zeigt sie sich an einem großen Theile des Volks, das löwenmütig stritt, aber auch litt mit Geduld und für den Glauben der Väter in den Tod ging. Das elfte Kapitel des Hebräerbriefs zeigt uns die herrlichsten Beispiele dieses Glaubensmutes.

Das ist es nun, was Jesus meint. Das Evangelium schien dem oberflächlichen Betrachter nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Acker zu sein, fruchtbar vielleicht, aber doch nicht viel besser als andre. Und so erscheint es noch manchen, selbst Gelehrten, die unter den Religionen wohl der von Jesu ausgegangenen einen Ehrenplatz einräumen, nicht aber den ersten, geschweige einen ganz einzigen. Mit solchen Anhängern, die nur „Herr, Herr!“ sagen und seine Lehre als die eines weisen Rabbi schätzen, ist Jesu nicht gedient. Wer nicht sich selbst verleugnen und um jeinetwillen alles verlassen kann, ist seiner nicht wert. Und das kann der, der den Schatz im Acker gefunden hat und bereit ist, alles andere darum zu verkaufen, denn der Friede mit Gott und die Aussicht auf das ewige Leben ist ihm unendlich viel wert und Jesus ihm über alles lieb.

Doch das war nicht nur zu seiner Zeit so. Die Tausende von Märtyrern, die durchs Schwert der Römer gefallen sind, von ihren wilden Tieren zerrissen oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden, sie sind Zeugen dafür. Und nicht weniger die Schlachtopfer einer grausamen „Mutterkirche“, vor und in der Reformationzeit. Der Jubelton der Märtyrervlieder klingt uns noch in den Ohren, wie das Gefängnis im Haag noch heute steht, aus dem das Lied der gefangenen Gläubigen erscholl, während ihre Freunde den Märtyrertod starben.

Noch immer giebt es Glaubensboten, die alles verlassen und alles leiden um des Namens Christi willen. Und sind wir nicht dazu berufen, — ach! es giebt in der Stille soviel zu opfern und zu verleugnen, um ihm getreu zu sein. Wer sich dieses Schatzes rühmt und mit großen Worten von seiner Frömmigkeit spricht, der ist es nicht; sondern der, welcher den Schatz verbirgt, um ihn in der Stille aufzugraben, der ist reich in Gott, denn unsere Religion muß uns alles oder nichts sein. Das ist ein sehr ernstes Wort. Ihr jungen Leute, denkt einmal darüber recht sorgfältig nach! Ihr Alten, vergeßt es nicht!

VII

Die Senfsornsaat

Matth. 13, 31. 32. Marc. 4, 30—32. Luc. 13, 18. 19

Zumitten einer sich stets verändernden Welt bleibt sicherlich der Ackerbau noch am wenigsten dem Wechsel unterworfen. Wohnung und Kleidung und Sprache, das Denken und Reden ist so ganz anders geworden. Wir würden uns nicht heimisch fühlen in jenen alten Tagen, und unsere Vorfahren ebensovienig unter uns. Aber noch immer zieht der Pflug in derselben Form seine Furchen durch den Acker, und die Egge macht die Schollen klein. Die Ochsen ziehen sie fort, auch in unserm Vaterlande noch, und mit emsigem Schritte läuft der Landmann hinter ihnen drein und lenkt sie. Derselbe Weizen und dieselbe

Gerste wird mit der gleichen Geschicklichkeit ausgesät, und war eine krumme Siebel zu Jesu Zeit ein geschätztes Werkzeug, so kann sie auch heute noch ebenso gute Dienste thun in der Ernte.

Das Lied der Garbenbinder von dem Gewächs, das durch Früh- und Spätregen gesegnet ward, ist auch in den Ländern des Ostens noch nicht verstummt; und über die Dreschtenne werden noch immer die Ochsen getrieben, denen man zu Israels Zeit dabei das Maul nicht verbinden sollte, oder der Dreschwagen wird eilig über dieselbe rings umhergerollt, bis man jauchzend das Korn in die Scheunen birgt, das man manchmal mit Thränen gesät.

Dies alles ist heute noch wie vor alters. Und was noch unverändert geblieben ist, das ist der Unterschied zwischen Land- und Gartenbau. Der Landmann treibt das Geschäft im Großen. Er behandelt ganze Aecker auf dieselbe Weise und kann einen schmalen Weg nicht vermeiden oder jeden Dornenschößling ausziehen. Das Unkraut, das zuletzt aufgeht, muß er selbst mit dem Korn weiterwachsen lassen bis zur Ernte. Aber der Gärtner ist ein Landmann im Kleinen. Er hat nur ein kleines Arbeitsfeld im Vergleich zu den ausgedehnten Getreidefeldern. Aber seinen Garten bebaut er auch mit aller Sorgfalt und gewinnt daher seinem Boden viel mehr ab. Es sind auch zartere Früchte, die er erzielt, und das Klima und der verschiedene Geschmack bewirkt unter ihnen eine größere Verschiedenheit. Die Minze, der Dill und der Kümmel, von denen die ängstlichen Pharisäer geringwertige Zehnten an den Tempel abliefern, werden in unsern Gemüsegärten nicht mehr angebaut, und unsere Blattkrautarten waren den Alten unbekannt.

Solch einen Kraut- oder Gemüsegarten besaß der Mann, von dem wir jetzt sprechen wollen, und er säete darin ein Senfkorn.

Ihr kennt diese Sämerei wohl, meine Leser? Auch bei uns, vornehmlich aber in Nord-Holland wird sie gesät und im Haushalt in gemahlenem und gemengtem Zustande vielfach verwendet. Selbst der Arzt bedient sich derselben, um das zugkräftige Senfpflaster daraus herzustellen, oder er verschreibt die Senfkörner für einen schwachen Magen. Aber diese bekannten weißlichen Körner sind fünfmal größer als die in Palästina gebräuchlichen schwarzen Senfkörner. Und so kann Jesus sagen, daß es das kleinste unter den Saatkörnern ist, wenigstens unter denen, die damals gesät wurden. Denn der Mohn, aus dem das verderbliche Opium bereitet wird, wird noch etwas kleiner sein. Indessen, es ist kein großer Unterschied. Das Senfkorn ist wie ein kleiner, schwarzer Stechnadelknopf.

Diese Kleinheit war bei den jüdischen Rabbinen sprichwörtlich geworden. Bei ihrer Angst, gegen das Gesetz zu verstoßen, duldeten sie kein „Fleckchen wie ein Senfkorn“, und wer eine Fliege, die in den Wein gefallen war, unglücklicherweise verschluckte, wurde unrein, „und wäre sie auch noch kleiner als ein Senfkorn“. Darum tadelt Jesus die Pharisäer, daß sie die Mücke sehten und das Kamel — eine viel größere Sünde — verschluckten. Muhammed gebrauchte dieses

Bild auch, und zu den sinnreichsten Sprüchen des Koran gehört dieser: „Was gut oder böse ist, und wäre es nicht größer als ein Senfkorn, Gott wird's alles ans Licht bringen.“

Auch Jesus gebrauchte dieses Bild, als er seinen Jüngern einen Glauben wie ein Senfkorn wünschte, ebenso lebenskräftig, und wäre er auch ebenso klein. Dann würde ihnen nichts unmöglich sein.

Solch ein Senfkörnchen nahm denn auch ein Mensch und säete es in seinem Garten. Daß er so mit Absicht dieses einzige Körnchen nahm, läßt uns vermuten, daß er einmal eine Probe damit machen wollte, oder als Zierde hie und da eine fruchtbringende Pflanze aufwachsen ließ und daher nicht auf ganze Beete den Senffamen aussäete.

Dadurch bekam der Same auch mehr Raum innerhalb und mehr Licht oberhalb des Bodens und zog alle Nahrung an sich. Es ist beinahe unbegreiflich, wie viel höhere Beträge eine Pflanze unter solchen Umständen zu liefern vermag. Wenn ihr die landwirtschaftlichen Zeitschriften lest, werdet ihr wohl einmal darin gefunden haben, wie bisweilen eine einzelne Kartoffel, die viel Platz hat, um sich zu bestocken, oder ein Weizenkorn, das nach allen Seiten hin ausschloß, viel mehr Ertrag gab, als wenn dieselben Pflanzen dicht aufeinander gedrängt standen.

So ging es auch mit diesem Senfkorn. Unsichtbar auf der schwarzen Erde, die jedoch fruchtbar und gut gereinigt war, senkte es bei Regen und Tau seine Wurzeln tief hinab und ging bald üppig auf, spreizte wie ein Baum seine Zweige aus, hoch aufgeschossen, und zuerst mit zierlichen gelben Blütenstengeln, später mit Büscheln von Fruchtschoten behangen, so daß die Vögel sich darauf setzten und rasteten, fröhlich spielend und singend; nicht aber um ihr Nestchen darin zu machen, wie man sich's gewöhnlich vorstellt. Die Vögel sind wohl klüger und machen ihre Nester früher, in den Zweigen der eigentlichen Baumarten: denn wie hoch auch die Senfstauden aufschießt, sie bleibt eine Stauden, die kein festes Holz zu bilden vermag.

Ich weiß nicht, ob man mit unserm Senf schon einmal die Probe gemacht hat, wie hoch und breit er bei sorgfältiger Kultur emporwachsen kann. So viel weiß ich, daß er hier zu Lande selten die Höhe von 2 Fuß erreicht. Aber unter günstigen Umständen ist auch das Wachstum im heiligen Lande viel stärker als bei uns. Der Feigenbaum trägt dreimal im Jahre Früchte, der Weinstock lieferte den Rundschaftern eine Riesentraube, der Weizen kann im günstigen Falle einen hundertfachen Ertrag geben. Ich bin darum nicht der Ansicht, daß man, um sich eine deutliche Vorstellung von der Parabel zu machen, seine Zuflucht zu dem sogenannten Senfbaume zu nehmen braucht. Die Hauptsache, die Jesus im Auge hat, ist die Eigentümlichkeit, daß dasjenige, was bei der Saat das kleinste war unter den Gartenkräutern, das größte von allen wird und einem Baume gleicht, ohne darum ein eigentlicher Baum zu sein. Auch diese Eigentümlichkeit war schon von den alten Rabbinen bemerkt worden, und einer von ihnen schreibt, daß er

in seinem Garten eine Senfstaupe hatte, an der Stelle, wo er herein und hinaus zu gehen pflegte, ebenso wie man dort oft einen Feigenbaum pflanzte. Ja, ein anderer erzählt, wie ihm von jemandem 3 Zweige einer Senfstaupe überlassen worden waren, von denen er bald 20 Tassenköpfchen (nach unserm Maß) an Samen erzielte, und von dem Holze wurde die Hütte eines Töpfers gedeckt. Und welcher einen Schatten ein solch frisch aufgeschößnes Gewächs geben konnte, davon legt des Jonas Wunderbaum Zeugnis ab, die Ricinuspflanze, die noch heute in jenen Gegenden unglaublich schnell aufwächst, wenn auch nicht in einer Nacht.

Wir denken uns also auch hier die gewöhnliche Senfstaupe, aber viel höher als bei uns aufgewachsen und mit Blütenbüscheln bedeckt, während die Vögelchen darum fliegen oder auch reisende Körnchen finden, und der Eigentümer seinen Freunden ein Körnchen zeigt, gleich dem, aus welchem die hohe und fruchtbare Staupe hervorsproßt.

Noch immer sehen wir Jesus auf dem hintern Borde des Fischerkahns sitzen, von seinen Jüngern umringt, während die Volksmenge am Strande steht, der allmählich sich zu einer Anhöhe erhebt. Sie erwartet das Messiasreich, und Jesus erwartet es nicht nur, sondern schaut es mit prophetischem Blicke in der Zukunft; aber wie ganz anders! Ein sittliches Gottesreich, das sich über die ganze Welt ausbreitet bis an's Ende aller Zeit. Wie kann er diesen Gedanken seinen besangenen jüdischen Zuhörern klar machen? Und wie wenn er sich beschwert fühlte vom Reichtum seiner Gedanken, beginnt er zu fragen: Wem wollen wir das Reich Gottes vergleichen, und durch welches Gleichniß wollen wir es vorbilden?

Und er gab sich selbst die Antwort durch das Gleichniß vom Senfkorn. Vielleicht schwebte ihm hierbei die sinnbildliche Ausdrucksweise der Propheten Israels vor: z. B. Ezechiels (Kap. 17), wo er ein dünnes Reis schaute, das gebrochen war aus dem Wipfel einer Ceder und gepflanzt wurde auf der Höhe des Berges Israel, und allerlei Vögel wohnten im Schatten seiner Zweige. Aber größer ist der Gegensatz, den der Herr erschaut, größer die Zukunft an Ausdehnung und Reichtum. Diese Zukunft diente zugleich zur Ermutigung seiner Jünger, die im Gleichnisse vom Säemann und vom Unkraut gesehen hatten, wie so viel Samen verloren ging. Nur nicht verzagt! Das Kleinste kann alles ersetzen, was verloren ging. Sieh, das kleine Körnchen, welches die Finger kaum festhalten können, um es in die Erde zu stecken: Welches kräftiges Leben schlummert in ihm! Was kann bei sorgfältiger Pflege nicht alles daraus hervordringen! Es breitet seine Zweige aus, es bietet seine Frucht den Vögeln, die nicht säen, nicht ernten, nicht in ihre Scheuern sammeln und die nun zwischen den Zweigen fröhlich spielen und singen.

Das war ein ganz anderes Gottesreich, als es die Juden er-

warteten. Sie wähten, daß sie unter ihrem Messias die Welt beherrschen würden. In strahlendem Glanze werde sein Thron auf Zion stehen, und alle Völker sollten vor seinen Stufen knien. Und nun, an Stelle dessen — eine Senfkornsaat. So unscheinbar war der Beginn des Reiches, das — nach der Weissagung Daniels — alle früheren Reiche der Welt in den Schatten stellen und vernichten sollte. Erst die Stimme des Predigers in der Wüste, Johannes der Täufer. Danach Jesus, der Zimmermann aus Nazareth, mit einer Schar von zwölf einfachen Bürgern. Endlich derselbe Jesus ans Kreuz genagelt. Und so oft trotzdem eine Gemeinde in seinem Namen gestiftet wurde, erwachte immer aufs neue der Geist der Verfolgung, und der wildeste Sturm wütete gegen die kleine Herde. Doch es war des Vaters Wohlgefallen, ihr das Reich zu geben (Luc. 12, 32). Und bereits im zweiten Jahrhundert konnte der Kirchenvater Tertullian schreiben: „Wir sind von gestern, und wir erfüllen eure Städte und eure Länder, eure Hütten und Paläste; wir lassen euch nur eure leeren Tempel.“

Welch eine Bürgerschaft für die Zukunft, wenn doch die Geschichte der christlichen Kirche uns lehrt, daß diese, wie der Baum, der aus der Senfkornsaat erwuchs, ebenso oft neue Zweige hervorsprossen läßt, als die alten abgebrochen werden! Auch jetzt noch breitet er sich aus nach Osten und Westen und hat auch in unserem Lande tiefere Wurzeln, als mancher meint, und so wie die Vögel auf den Zweigen des Senfkornbaumes Ruhe finden, so finden die schwachen und einfältigen Herzen ihre Zuflucht im Evangelium. Aus Kindermund erschallen dem Heiland der Welt Loblieder, die den gelehrten Unglauben beschämen. Und wenn wir jetzt von den Tausenden von Kirchen und von den Millionen von Gläubigen und von all den christlichen Anstalten und den christlichen Ländern unsern Blick zurückwerfen auf die unansehnliche Senfkornsaat, dann sind wir voll Bewunderung über den scharfen, prophetischen Blick Jesu von Nazareth, und die Gemeinde darf mit Recht das Lied anstimmen:

Der Stein, den man verwarf zum Bauen,
Den man verächtlich liegen ließ,
Ihn darfst du mit Bewunderung schauen,
Den Gott zum Eckstein werden ließ.
Nur Gottes Macht konnt' solches schicken,
Nur seine Hand hat ihn erricht';
Ein Wunder steht vor unsern Blicken,
Wir sehen's, doch ergründen's nicht!

Aber wir wollen nicht außer Acht lassen, daß neben dem Himmelreich als einer Senfkornsaat auch der Glaube als ein Senfkorn steht. Das Christentum kann die Außenwelt nicht als eine Macht durchdringen, wenn es die Herzen nicht eingenommen hat. Sonst wird es zu einem verknöcherten Geseze, einer toten Form, die mit der Zeit in eine Versteinerung übergeht.

Vielleicht ist auch euer Glaube noch so klein, meine lieben Leser, und ihr habt den Stoff nur erst in euch aufgenommen, ohne ihn in eurem Innern ganz verarbeitet zu haben. Wenn er dann nur noch lebt in euch und ihr einsehen lernt, daß er größer werden und Früchte bringen muß: denn an der Pflanze erkennt man die Saat, und an den Früchten den Baum. Ein einziges, winziges Senfkorn ist mehr wert, als ein Feld voll Disteln und Dornen. Denkt darüber einmal ernstlich nach und laßt das kleine Saatkörnchen nicht ersticken!

Zweite Abteilung

Der Weinbau

VIII

Der rechte Weinstock

Joh. 15, 1—8

Wir verlassen den Acker, auf dem wir Zeugen waren, wie man pflügt und eggt, fäet und erntet, und den Garten am Hofe, wo wir das Wachstum der Senfkornsaat bewunderten, um nun auch den Weinbau Palästinas kennen zu lernen. Schade, daß uns vom Delbaum kein Gleichnis aufbewahrt worden ist, wenigstens keins aus Jesu Munde; denn man kann von den Baumfrüchten Palästinas nicht sprechen, ohne Feigenbaum, Weinstock und Delbaum zu nennen. Im Vorübergehen hoffe ich aber doch noch etwas darüber sagen zu dürfen, wäre es auch nur um einen gewissen Delbaumgarten nicht zu vergessen: Gethsemane! Aber bleiben wir zuerst beim Weinstock! —

Wer nur den zierlichen Weinstock kennt, wie er, sich längs unserer Hausmauern hinschlängelnd, seine Ranken ausbreitet oder in Wärmekästen seine Trauben „kochend“ zur Reise bringt, der wird vielleicht fragen, ob das Bild des Weinstocks, welches der Herr entwirft, nicht einen andern Baum darstellt. So einen Weintraubstock habt ihr gewiß noch nie gesehen: einen selbständigen, festen Baum mit einer dichten Blätterkrone, unter der ein Wandersmann Schatten findet!

Aber vergeßt nicht, daß der Weinstock ein Kind des Südens ist, das sich hier bei uns nicht recht heimisch fühlt. Erst spät sprossen bei uns seine Knospen auf, zeigt er Blätter und beinahe unsichtbare Blüten; und oft überfällt ihn der Winter, bevor er seine Früchte, besonders die blauen, zur Reise gebracht hat. Sie prunken dann auch immer nur auf den Tafeln der Reichen. Und wie sehr sie hier nur auf die Wärme warten, sahen wir in manchem vergangenen Jahre, in dem uns warme und trockne Sommerzeit Trauben in Ueberfluß in den Schoß schüttete.

Wie ganz anders war es im Osten! Wenn da der Weinstock seine Wurzeln tief genug geschlagen, und der milde Frühjahrsregen sie ge-

tränkt hatte, dann hinderte ihn die harte Sommerhize nicht, die das Weideland der Steppe verdorren ließ. Reich war die Ernte, die in der Zeit des Laubhüttenfestes eingeheimst wurde. Und hatte das schwanke Stämmchen im Anfang eine Stütze nötig, so stand es nach wenigen Jahren ganz selbständig und fest und breitete die dichte Krone nach allen Seiten hin aus.

Ihr erinnert euch gewiß an die Ranke mit einem Bündel von Weintrauben, welche die 12 Rundschafter im Thale Eskol abschnitten und zu zweien an einem Stocke trugen? (4. Mos. 13, 23). Dies alte Bild vom gelobten Lande hieltet ihr vielleicht für eine Sage — nach dem Modeworte unserer Zeit für alte Erzählungen — oder wenigstens für eine prahlende Uebertreibung jener Männer, da doch schon ein Kind auch das größte Traubenbündel in einem Körbchen fortzutragen imstande ist. Aber selbst in unserer Zeit, in welcher der Acker- und Weinbau dort so sehr verwahrlost ist, soll dies keine große Seltenheit sein. Der Reisende Schulz sah in Palästina Trauben von einer Elle Länge, die 10—12 Pfund wogen und Beeren zeigten, wie kleine Pflaumen. Und dies wird von andern bestätigt. War es deshalb so wunderbar, daß Männer, die in der wüsten Steppe nie so etwas gesehen hatten, voller Staunen die größten Trauben, die sie fanden, abschnitten und die Ranke daran ließen, um sie an einem Stocke zu befestigen, den sie auf den Schultern trugen, damit sie die schöne Frucht nicht beschädigten?

Und zur Rechtfertigung unseres obigen Bildes kann ich hinzufügen, daß derselbe Reisende in der Libanongegend einen frei stehenden Weinstock sah von 30 Fuß Höhe und anderthalb Fuß Durchmesser, dessen Zweige mehr als 50 Fuß weit Schatten verbreiteten.

Es war darum das lieblichste Bild des Friedens, wenn der Geschichtsschreiber sagen durfte, daß ganz Israel lebte unter seinem Weinstocke und seinem Feigenbaume (1. Kön. 4, 25 u. a.). Nicht die Weinberge waren gemeint, in denen nur einige wohnen konnten, sondern die Häuser, die durch diese Bäume beschattet werden, sodaß man die kühlen Stunden gegen Abend genießen kann. Und wenn nun der Dichter des 128. Psalm die Hausfrau mit einem fruchtbaren Weinstock vergleicht und die Kinder mit frisch aufschießenden Delzweigen, so darf man es unsereinem nicht übel nehmen, wenn er sich das so vorstellt:

Dein Ehemahl wird gleichen
Der Rebe an der Wand,
Der grünen, fruchtereichen,
Ein Segen Deiner Hand.

Doch vorerst genug vom Weinstock! Auf die Weinberge kommen wir später zurück. Hier vor allem ist eine anschauliche Vorstellung von den Bildern nötig, um die Bildersprache recht zu verstehen.

Zum ersten Male finden wir denselben in der sinnreichen Fabel des Jotham (Richt. 9, 8—15). Der edle Gideon hatte die Königswürde abgelehnt, aber der Sohn seiner Sklavin wurde von seinen Mitbürgern zu Sichem zum Könige ausgerufen und ermordete Gideons

echte Söhne. Nur Jotham entkam und erzählte dann den Sichemiten, wie einstmal die Bäume einen König verlangten. Delbaum, Feigenbaum und Weinstock lehnten die Ehre ab. „Soll ich lassen von meinem Moste, welcher Götter und Menschen erfreut, um über den Bäumen zu schweben?“ sprach der letzte. — Nur der Dornbusch nahm den Antrag an; aber mit der Drohung, daß von ihm ein Feuer ausgehen werde, das selbst die Cedern des Libanon verzehren solle. So wird Feuer ausgehen von Abimelech und verderben die Bürger von Sichem, und von Sichems Bürgern wird Feuer ausgehen und verderben Abimelech. Und es geschah also.

Aber es ist vor allem das Volk Israel, der Gegenstand der zarten Fürsorge Gottes, das von Dichtern und Propheten oft mit dem edlen Weinstock verglichen wird. (Außer den hier und beim folgenden Gleichnisse angeführten Stellen kann man dies finden: Jes. 3, 14. Jer. 2, 21. 6, 9. 12, 10. Hos. 10, 1. 14, 8.) Dies Bild stand ihnen als eine rührende Erinnerung an bessere Tage vor der Seele, mitten in der Zeit der Erniedrigung und Bedrückung ihres Volks. So z. B. dem Dichter des 80. Psalm, wenn er singt:

Du hast einen Weinstock aus Aegypten geholt
Und hast vertrieben die Heiden und denselben gepflanzt.
Du hast vor ihm die Bahn gemacht
Und hast ihn lassen einwurzeln, daß er das Land erfüllet hat.
Berge sind mit seinem Schatten bedeckt
Und mit seinen Reben die Cedern Gottes.
Du hast sein Gewächs ausgebreitet bis an das Meer,
Und seine Zweige bis an das Wasser.
Warum hast du denn seinen Zaun zerbrochen,
Daß ihn zerreiße alles, was vorüber geht?
Es haben ihn zermüht die wilden Säue
Und die wilden Tiere haben ihn verderbt.
Gott Zebaoth wende dich doch,
Schaue vom Himmel und sieh' an
Und suche heim diesen Weinstock
Und halte ihn im Bau, den deine Rechte gepflanzt hat!

In weltlicherem chaldäischen Stile beschreibt Ezechiel unter demselben Bilde die letzten Tage von Juda, als der König von Babel den Zedekia zu Jerusalem auf den Thron gesetzt hatte, aber das Volk sich noch nicht unterwerfen wollte, und dadurch das Reich Juda unterging. Babels König wird dort dargestellt als ein großer Adler, der ein Cedernzweiglein auf dem Libanon pflückte und es pflanzte, sodaß es ein niedriger Weinstock wurde. Aber dieser richtete sich nach einem fremden Adler hin, das Bild Aegyptens, zu seinem eigenen Verderben (Ezech. 17).

Nach unsern Begriffen geschmackvoller als dies phantastische orientalische Bild ist die Vergleichung des verworfenen Israel mit dem Holze des Weinstocks. Aber wir kommen später wieder darauf zurück. Hier mache ich nur noch darauf aufmerksam, wie aus diesen Bildern hervorgeht, daß nicht allein die Weinberge, sondern auch die einzelnen

stehenden feststämmigen alten Weinstöcke die Zierde Palästinas und die Freude seiner Bewohner waren. Auch aus der dichterisch übertreibenden Darstellung geht so viel hervor, daß der Weinstock dort kräftige Stämme besitzt, und diese Thatsache wird von dem Reisenden, der solche Exemplare noch in unserer Zeit am Libanon sah, durchaus bestätigt.

Der Wein gehörte zum frohen Volksleben, denn die Religion Israels trug nicht den Charakter des Düsternen und Klosterhaften. Besonders machte man bei festlichen Gelegenheiten davon einen allerdings mäßigen Gebrauch, und noch heute heißt es von den Juden, daß sie sich mehr als die Christen schämen, Trunkenbolde zu sein.

Wie sollte nun Jesus, der die Hochzeitsgäste selbst mit Wein versorgte und von ihrer Freude in seiner bildlichen Sprechweise zu erzählen mußte, den edlen Weinstock verschmäht haben? Johannes der Täufer mochte wohl als ein Nasiräer, der nichts genießen durfte, was vom Weinstocke kam, in der Wüste leben; — dem Herrn wurde es gerade von seinen scheinheiligen Gegnern zum Vorwurf gemacht, daß er an einem Festmahle teilnahm und bei dieser Gelegenheit Wein trank. Und warum sollte auch er, der ein Evangelium, eine frohe Botschaft brachte, nicht teilnehmen am geselligen Leben eines Hauses, in dem er die Mahlzeit mit seiner lehrreichen Unterweisung würzte?

Doch nicht lange und nicht oft wurde ihm solche Rast vergönnt. Bald — es ist am Donnerstag Abend — sitzt er zum letzten Male mit den elf Getreuen beisammen, nachdem der Verräter sie verlassen hat. Vor ihm steht der Weinbecher, den er als Sinnbild des neuen Testaments in seinem Blute bezeichnet. Bei diesem Mahle war es, als er sprach (Joh. 15): Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingärtner. Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird er wegnehmen, und einen jeglichen, der da Frucht bringet, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe.

Ihr sehet, dies ist nicht die gewöhnliche Form eines Gleichnisses: denn dabei hat man zuerst das Bild ganz vor sich, und dann erst beginnt man den Schlüssel oder den verborgenen Sinn desselben zu suchen. Man nennt darum diese Art der Darstellung eine Allegorie oder fortlaufende Vergleichung. Der Eigentümer verwendet auf seinen schönen und kräftigen Weinstock alle seine Sorgfalt. Die saftlosen und vertrockneten, unfruchtbaren Ranken nimmt er hinweg. Sie lassen sich leicht entfernen, und die guten Ranken säubert und beschneidet er, damit sie noch mehr Frucht brächten. Denn es ist eine Eigentümlichkeit, die der Weinstock besitzt: die dünnen Ranken tragen die Frucht, nicht der harte Stamm oder die in Windungen sich drehenden Ausläufer. Jesus hätte sich in gleicher Weise niemals mit dem Delbaume vergleichen können, und noch viel weniger mit dem Feigenbaume, wo die Frucht am Holze selbst ansetzt, und nicht an den schwächeren Aesthen.

Er ist also der wahre, der echte und edle Weinstock. An ihm findet der Landmann nichts zu thun; nur an den Ranken. Eine

Vorbedingung ist dabei, daß sie, welche die Früchte tragen, am Weinstock bleiben; denn aus sich selbst vermögen sie keine Frucht zu zeitigen. Dazu muß ihnen der Saft aus dem Weinstocke selbst zufließen. Darum ermahnt Jesus seine Jünger, daß sie in ihm, mit ihm durch den Glauben aufs engste verbunden bleiben. Denn ohne ihn können sie nichts thun.

Hierauf schildert nun Jesus das Los der Ranken, die den Weinstock verlassen oder als unnütz abgeschnitten werden. Sie verdorren schnell; man sammelt sie, wirft sie ins Feuer und sie werden verbrannt.

In Palästina, wo jeder täglich sein Brod selbst bäckt, war kein Ueberfluß an Brennstoffen. War der Norden des Landes walddreich, so war es gerade der fruchtbarste Teil keineswegs. Daher diente das verdorrte Gras, die Disteln und Dornen und, wie ein früheres Gleichniß lehrte, der falsche Weizen und die Spreu der Dreschtenne als Feuerungsmaterial. In derselben Weise fanden also auch die verdorrten Ranken des Weinstocks Verwendung.

Dies erinnert uns an eine andere Eigentümlichkeit dieses Gewächses, der Eschiel in geistigem Sinne Erwähnung thut (Kap. 15). Der edelste aller Fruchtbäume gab, wenn man ihn fällte, das schlechteste Holz. Dies ist beim Propheten das Bild der vollständigen Erniedrigung und Verwerfung des Weinstocks Jehovas, des Volkes Israel. Was wird, so fragt ihn sein Gott, aus dem Holze des Weinstocks unter allem Zweigholze, das unter den Bäumen des Waldes ist? Nimmt man wohl Holz davon, um eine Arbeit zu fertigen? Nimmt man es wohl zu einem Nagel (Galter), um daran zu hängen allerlei Gerät? Siehe, man übergiebt es dem Feuer zum Verzehren! Wenn aber das Feuer seine beiden Enden verzehrt hat, und auch das Mittelfte desselben verbrannt ist, wird's dann wohl noch zu einer Arbeit taugen? Siehe, da es noch ganz war, konnte man keine Arbeit daraus machen, wie sollte denn nun, da es das Feuer verzehrt hat, und es verbrannt ist, noch eine Arbeit daraus verfertigt werden? Denn das zähe Weinrankenholz verbrannte nicht sogleich ganz, das Mittelfte, fester und saftreicher, zuletzt, aber am allerwenigsten waren dann noch die halb verkohlten Stücke zu etwas anderm verwendbar.

Um nun noch einmal zu Jesus zurückzukehren: diese Vorstellung, die in jener Allegorie zum Ausdruck kam, finden wir öfters im Evangelium wieder. Homer ist für die Griechen der Dichter ihrer Götterwelt, Buddha der Weise Indiens, Confucius Chinas Sittenlehrer, Moses der Gesetzgeber des jüdischen Volkes, und Muhammed für seine Anhänger der große, schlagfertige und sieggewohnte Prophet. Aber alle, so beliebt und berühmt sie im Altertum waren, haben ihre Zeit gehabt. Was sie hinterließen, war für die Thrigen ein unschätzbarer Schatz, und folgende Geschlechter blieben daran gebunden. Aber sie selbst sind verschwunden vom Schauplaze der Weltgeschichte und haben keinen Einfluß mehr darauf. Ihre getreuesten Anhänger bauen auf

ihre Person die Hoffnung auf Seligkeit nicht. Die Weisheit konnte bei Jesus Sirach (24, 23) sagen, sie sei einem Weinstocke gleich, aus dem liebliche Ranken sprossen; Jesus ist der Weinstock selbst, und nicht seine Lehre gleichbedeutend mit höchster Weisheit. Als der Christus, Gottes Gesalbter, ist er das lebendige Haupt der Kirche. Zwischen ihm und den Seinen bleibt die enge Beziehung bestehen, die wir Lebensgemeinschaft nennen und welche in dem Bilde vom Weinstock und seinen Reben ausgedrückt wird.

Und wiederum, meine Leser, kommt es hier, wie bei dem Acker, auf die Früchte an. Es giebt Reben, die scheinbar fest am Weinstock bleiben, ihn nicht loslassen und woran doch kein einziges Träublein gedeiht; kräftige und starke Schossen bisweilen und reich an Blättern, während an dünneren Ranken die Trauben hängen. Die unnützen Reben nimmt der Weinbauer weg, ebenso wie er diejenigen beseitigt, die von selbst abfallen. Und die, welche Frucht bringen, will er noch ertragreicher machen und reinigt und beschneidet sie.

Macht euch nun auf dies alles selbst die Anwendung. Ranken, die abfallen, hat unsere Zeit genug aufzuweisen, da es in gewissen Kreisen zum guten Ton gehört, vom Evangelium nichts wissen zu wollen, und an der Kirche vorüberzugehen. Aber auch der unfruchtbaren Ranken giebt es viele: es sind die, welche sich vom Christentum weder losmachen wollen noch können, und die doch nicht danach leben.

Meint ihr nun zu den fruchttragenden Reben zu gehören, die durch den Glauben an Christus Gott als Vater kennen gelernt haben, so vergeßt nicht, daß immer mehr Frucht von euch erwartet wird, und daß Gott dazu eure Herzen bilden will durch seinen heiligen Geist.

Ich will Dir bleiben, grünen, blühen,
O Heiland, wahrer Weinstock Du!
Laß Feuergeist mein Herz durchglühen
Und gieb in Dir ihm sichere Ruh.
Durchström', befeel' und segne mich,
Und edle Frucht erfreue Dich!

IX

Die bösen Weingärtner

Matth. 21, 33—41. Marc. 12, 1—9. Luc. 20, 9—16

Von dem jüdischen Volke, als dem Gegenteile von einem wahren Weinstock, wollen wir nun Abschied nehmen und jetzt einmal das letzte Gleichnis behandeln, das Jesus in seiner öffentlichen Thätigkeit erzählte. Ich thue es hier, um auf den Weinstock nun den Weinberg folgen zu lassen. Denn stand auch hie und da ein zierlicher Traubenbaum, so wurden doch meistens, wie auch heute noch, die Stecklinge näher aneinander gepflanzt. So können wir es noch im Süden von Belgien

sehen, am Rhein und allerwärts, wo solche Stöcke, an Pfählen aufgebunden, ebenso wie bei uns die Himbeersträucher, die Abhänge der Hügel und Berge mit zartem Grün bedecken, zwischen dem die Traubenbündel hindurchschimmern: — Tausend Weinstöcke, tausend Silberlinge wert, wie Jesajas (7, 23) den Weinberg beschreibt, der später von Dornen und Disteln bedeckt wird, und wie Salomo (Spr. 24, 30—34) den Weingarten eines Faulen schildert, nachdem die steinerne Schutzmauer eingestürzt war, die nicht nur die Erde aufhielt, sondern auch gegen die wilden Tiere als Schutzwehr diente.

Es war freilich kein leichtes Stück Arbeit, einen solchen Weinberg anzulegen und im Stande zu halten. Ich kann mir leicht vorstellen, wie Naboth, der alte, echte Israelit, sich nicht entschließen konnte, dies Erbgut von den Ahnen her an König Ahab zu verkaufen, oder selbst für einen bessern Weinberg einzutauschen (1. Kön. 21, 3) — eine Weigerung, die er mit dem Tode büßen mußte.

Die erste Anlage eines solchen Weinbergs finden wir nirgends besser beschrieben als in einer sinnbildlichen Darstellung des widerstehenden israelitischen Volkes in Jesajas Zeit. So ganz naturgetreu wird dort die Sorge des Landmannes beschrieben, mit dessen Liebe die Liebe des Gottes Israels verglichen wird (Jes. 5, 1—7):

Ein Lied vom Weinberge, heißt es und beginnt: Einen Weinberg hatte mein Freund an einer fetten Berghalde. Er grub ihn um und verwahrte ihn mit steinerner Einfassung und bepflanzte ihn mit edlen Reben. Und er baute einen Turm in seiner Mitte und grub auch eine Kelterfufe darin aus und nun wartete er, daß er gute Trauben brächte, aber er brachte nichts anderes als Heerlinge.

Und nun, ihr Einwohner Jerusalems, und ihr Männer von Juda, richtet zwischen mir und meinem Weinberge! Was war noch zu thun an meinem Weinberge, was ich nicht daran gethan hätte?

Nun also, so will ich seine Umzäunung wegnehmen, daß er abgeweidet werde, seine Mauer soll weggerissen werden, daß er zertreten werde. Ich will ihn in eine Wüstenei verwandeln; er soll nicht beschnitten noch behackt werden, aber Disteln und Dornen sollen darin aufwachsen. Und ich will den Wolken gebieten, daß sie keinen Regen auf ihn herabträufeln.

Aber gegenüber dieser schrecklichen Bedrohung steht dann wieder das gnädige Versprechen (27, 2—6), daß einst der Herr sich über sein Volk wieder erbarmen wird: Besingt ihn im Wechselgesang. Ein geliebter Weinberg wird er sein in diesen Tagen. Ich, Jehova, behüte ihn. Und in jeder Stunde sollen ihn die Wolken beschenken. Gegen den Feind will ich ihn verteidigen Tag und Nacht. Und finde ich auch noch Dornen und Disteln darin, so will ich mich nicht erzürnen über ihn, sondern sie sogleich ausreißen und verbrennen.

Der Plan und Zweck des Gleichnisses Jesu sind dieselben. Nur dient dabei als Bild von dem undankbaren Israel nicht der Weinberg selbst, sondern die Landleute, die ihn bearbeiten.

Aber betrachten wir die schöne, so hochernste und hehre Schilderung einmal etwas näher.

Es ist das letzte Mal, daß Jesus im Tempel lehrt, und es ist das letzte Gleichnis, das er erzählt. Seine Gegner fühlen ebenso wie Jesus selbst, daß es zu einer Entscheidung kommen werde. Sie thun, was sie können, um den verhafteten Nazarener dingfest zu machen, oder ihn sonstwie beim Volke oder beim Landpfleger zu verdächtigen. Jesus jedoch entzieht sich im Gefühle seiner geistigen Ueberlegenheit ihren Ränken und versuchlichen Fragen nicht. Aber er thut es mit dem Gefühle tiefsten Schmerzes, wie die ältern Propheten Israels. Und um zu zeigen, daß er sie wohl durchschaut, benutzt er eine Zwischenpause und erzählt ihnen dies Gleichnis.

Wiederum ist es jemand, der einen Weinberg anlegt und alle Sorgfalt auf diese Arbeit verwendet. Denn das Edelste hat zu seiner Pflege auch des Menschen Hand am meisten nötig. Kanaans verwüstete Weinberge geben ein trauriges Bild davon, was aus ihm werden muß, wenn man die Hand davon abzieht.

Es ist ein angesehener Mann, der viel Eigenthum besitzt und der getrost noch mehr dazu kaufen kann. Denn nicht jeder Boden eignet sich für den Weinbau. Am besten ist — wir vernahmen's bei Jesajas — ein fetter Hügel, der seinen Abhang nach Süden hin besitzt. Ein felsiger Grund ist an sich nicht ungeeignet, aber dann muß er erst von den großen Steinen gesäubert werden. Wo zu wenig Erde vorhanden ist, muß dieselbe aufgefahren und, wo sie leicht vom Regen weggespült werden kann, durch terrassenförmig angelegte Mauern zurückgehalten werden.

Auch die Wahl der Weinstöcke war nicht ohne Bedeutung. Die kleine, aber edle Sorek-Traube, von der Jesajas spricht, wird dazu noch heute im Orient gern verwendet.

Nachdem der Berg bepflanzt war, sagt Jesus, führte er einen Zaun, eine Umfriedigung, um denselben. Waren auch die Getreidefelder und Delbaumgärten nicht immer so sorgfältig mit Grenzzäunen versehen, sodaß selbst Fußwege durch dieselben hinliefen, so war doch bei einem Weinberge die Abgrenzung ein unbedingtes Erfordernis. Stachelige Auehecken oder Steinmauern schlossen sie ab, oft auch beides zugleich. Denn schützte auch die Mauer den Garten vor dem Abweiden durch das Vieh und vor dem Umwühlen durch die wilden Schweine — der Fuchs, der Feind aller Weingärtner, untergrub wohl auch einmal die Mauer und wurde also besser durch die scharfen Stacheln des Dornengebüsches vom Garten fern gehalten. Doch konnte bisweilen auch ein vorübergehender Wanderer die Trauben erreichen, besonders da, wo aus dem Strauche ein Baum wurde, und das humane Mosaische Gesetz gestattete dem Wanderer und Reisenden, vom Weinstock und Feigenbaum so gut wie von den Aehren zu essen. Vielleicht wurde hiervon vor der Traubenlese wohl manchmal zu früh Gebrauch gemacht, und es kam daher das Sprichwort auf, worin Judas Kinder die Schuld von sich ab und auf ihre Väter wälzten — ein Sprichwort, das ebenso

von Jeremias wie von Ezechiel Mißbilligung erfahren mußte: Die Väter haben Heerlinge gegessen, und den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden.

Aber kehren wir zu unserer Parabel zurück. Nachdem die Umzäunung fertig gestellt und der Weinstock gesichert war, wurde die Kelter ausgegraben. Ein neuerer Reisender fand noch eine solche, aber dieselbe war lange nicht mehr im Gebrauche. Sie war aus dem Felsen gehauen, 8 Fuß ins Geviert und 15 Zoll tief. Eine Vertiefung im Boden mündete in eine niedere Kufe, kleiner an Umfang, aber tiefer gelegen. Wahrscheinlich war dieselbe vor alters mit einem Koft bedeckt gewesen. Uebrigens war alles so gut eingerichtet, daß es noch ebenso gut wie vor zweitausend Jahren sogleich gebraucht werden konnte. Aber freilich! kein einziger Weinstock wuchs in der ganzen Gegend. Der gedrückte und verarmte Landmann denkt jetzt an solche Herrlichkeit nicht mehr. —

Endlich wird auf dem höchsten Punkt ein Wachtthurm erbaut, auf dem man Wache hielt gegen alle Gefahr, die besonders durch die Raubtiere drohte. Im Osten findet man solche hohe und durchgängig leicht aufgeführte Bawerke noch heute. Zu Hebron, berichtet ein Reisender, wohnte nicht allein der Wächter darin, sondern auch ein großer Teil der Einwohner verlebte dort die Zeit der Traubenlese.

So war denn alles in Stand gesetzt, und der Weinberg wurde an geschickte Arbeiter in Pacht gegeben. Denn der Herr wohnte nicht in der Nähe und stand außerdem im Begriff, eine weite Reise anzutreten. Das Pachtgeld wurde im Altertum vielfach in natura, wie man's nennt, entrichtet, das heißt: es wurde keine bestimmte Summe jährlich abgewährt, sondern ein Teil des Ertrages stand dem Eigentümer zu. Bei der Seltenheit des Geldes und der bald besser, bald schlechter ausfallenden Ernte ist dies heute noch im Osten vielfach gebräuchlich. Selbst bei uns giebt der Gutsherr wohl manchmal seinen Arbeitern Land gegen die Hälfte des Ertrags in Benützung.

Die Zeit der Traubenlese war nahe. Das wird wohl nicht vom ersten oder zweiten Jahre zu verstehen sein. Denn die kaum gepflanzten Stecklinge tragen nicht sogleich. Vielleicht pflückte man auch die ersten Blüten ab, um die Stöcke besser gedeihen zu lassen. Man rechnet meist vier Jahre, bevor ein neugepflanzter Weinberg eine gute Ernte giebt, und in dieser Zeit verlangt er so viel Sorgfalt, daß das Mosaische Gesetz diejenigen vom Kriegsdienste befreite, die einen Weinberg gepflanzt und von ihm noch keine Frucht geerntet hatten (5. Mos. 20, 6).

Der Eigentümer hatte sicher darauf Rücksicht genommen und darum während der ganzen Zeit nichts von sich hören lassen. Endlich kommt die Zeit, in der man Trauben lesen kann, und bald haben alle Hände vollauf zu thun.

Die Traubenschneider bringen dieselben in Körben nach der Kelterkufe und schütten sie dahinein. Das Treten der Trauben, das mit bloßen Füßen geschah, war die schwerste Arbeit auf dem Weinberge und wurde

meistens von Sklaven verrichtet. Sie sangen dabei und hoben und senkten die Füße im Takte. Eine Abbildung des Vorganges, wie sie sich in alt-egyptischen Gräbern findet, zeigt uns dies. Oberhalb des Traubenbottichs sind Stricke angebracht, an denen sich die Traubentreter, um mehr Kraft anwenden zu können, in die Höhe ziehen. Andere schöpften aus der untersten Rufe den Traubensaft aus und füllten ihn in lederne Schläuche oder auch in irdene Krüge. Es wurde als ein gutes Zeichen für den Wein betrachtet, wenn er lange auf der Hefenmutter lag und erst langsam in Gährung kam.

Aber die Fröhllichkeit wurde durch die Ankunft eines Dieners des Eigentümers gestört, der ihnen von früher her bekannt war, oder der sich durch ein Schreiben seines Herrn als dessen Diener legitimierte. So lange hatten die Weingärtner hier die Herren gespielt und bereits die ersten Früchte eingeheimst, daß ihnen der Gedanke, nichts anderes als bloße Pächter zu sein, unerträglich schien. Der Eigentümer ist fern von ihnen. Sie wollen hier Herren und Meister bleiben. Das Land gehört dem, der es bebaut. So sprechen auch die Kommunisten von heute und achten nicht die höhere Einsicht und die großen Opfer dessen, der das wüste Land erst urbar gemacht hat.

Als der abgesandte Diener auf seinem Rechte besteht, schmähen und schlagen sie ihn: das pflegen die Waffen derer zu sein, die im Unrechte sind; leer wird er nach Hause geschickt.

Aber der Herr hat viele und treue Diener. Unverweilt nehmen andere der Reihe nach die schwierige und gefährliche Aufgabe auf sich. Aber da jene nun einmal begonnen haben sich zu weigern und wissen, daß sie infolgedessen wohl schwerlich eine Verlängerung der Pachtzeit erhalten werden, so fahren sie in ihrem Beginnen fort. Ein zweiter Bote wird mit Steinen geworfen und kehrt mit blutendem Kopfe nach ausgestandener Lebensgefahr zurück. Und nach echt morgenländischer Weise entehren sie die Abgesandten, schneiden ihnen den Bart und die Kleider bis über die Kniee ab, gerade wie Ammons König mit den Gesandten Davids verfuhr (2. Sam. 10, 4). Und als nun noch weitere Boten kamen, gingen sie sogar so weit, einige von ihnen zu töten.

Noch immer war die Geduld des Weinbergsherrn nicht erschöpft. Er hatte einen Sohn, es war sein einziger, und er liebte ihn sehr. „Haben jene vor meinen Knechten keine Achtung gehabt,“ sprach der Herr bei sich selbst, „meinem Sohne werden sie doch die Ehrerbietung nicht verweigern. Ihn werden sie gewiß sogleich an seinen Gesichtszügen erkennen. Mit mildem Ernste wird er ihnen ihr Unrecht vorhalten. Haben sie auch dem Auftrage der Diener keinen Glauben geschenkt, so werden sie wohl begreifen, daß dieser in seinem Rechte ist, sollten sie aber auch ihn mißhandeln, so soll die Strafe auf dem Fuße folgen.“ So wagte der Vater, was ein Vater zuletzt von allem wagen wird, er wagte es, um ihnen die Vergeltung zu ersparen, zu vergeben, ihre Schuld zu sühnen.

Auch dem Jünglinge fehlt der Mut nicht, so wenig wie der Edelmuth. Gern gehorcht er dem Vater, da er weiß, wie sehr diesem der Weinberg und die Weingärtner am Herzen liegen. Ist die Sendung auch nicht ohne Gefahr, so ist doch die Freude um so größer, wenn es ihm gelingen wird, die übermütigen Menschen zur Vernunft zu bringen.

Aber sie achten auch seines Sohnes nicht! Kaum haben sie ihn von ferne erblickt und erkannt, da kommt den Rädelsführern der Neuerer, die nun einmal die Sache auf die äußerste Spitze treiben wollen, ein teuflischer Gedanke bei. Der Herr ist weit entfernt und wird alt. Stirbt er, so ist dieser sein Sohn, sein einziger Erbe. Kommt, so reizen sie die andern auf, laßt uns ihn auch töten, und sein Erbtheil an uns bringen!

Und zaudern auch vielleicht noch einige: bei den meisten findet doch der Gedanke Anklang. Sie treten also dem Sohne entgegen, sobald er in den Weinberg kommt, sie lassen ihm nicht einmal Zeit, seinen Auftrag auszurichten. Als er nun ihnen ihr ungebührliches Betragen zu verweisen beginnt und sie zum Gehorsam auffordert, da haben die Rohesten ihn schon ergriffen, werfen ihn zum Weinberg hinaus und töten ihn. . . Selbst der abscheulichste Verbrecher ist noch abergläubisch. Das Blut würde auf den Weinberg einen Fluch bringen, dachte der Israelit; das werde aber nicht der Fall sein, wenn es außerhalb desselben vergossen würde! So zogen sie später den Paulus zum Tempel hinaus, um ihn zu töten, und sofort wurden die Thüren verschlossen (Apg. 21, 30).

Meine jungen Leser denken dabei sicher an Joseph, gegen den seine Brüder auch solch einen bösen Plan schmiedeten, als sie ihn von fern kommen sahen. Auch ihn wollten sie töten, und sein Leben blieb nur darum verschont, weil Ruben sagte, es sei besser, kein Blut zu vergießen, wenn auch der Tod, dem er in dem Brunnenloche ausgesetzt werden sollte, noch viel härter war. Aber hatten die Brüder wenigstens einige Veranlassung zum Haß gegen Joseph, so hatten doch die Weingärtner gegen den Sohn ihres Herrn gar keinen Grund dazu. Weder die einen noch die andern dachten an den tiefen Schmerz, der dem Vater angethan wurde.

So weit ist Jesus in seiner Erzählung gekommen; da sieht er rings im Kreise seine Zuhörer an und fragt: Wenn der Herr das vernimmt, was wird er dann thun? Solche Fragen und Antworten waren der Sprechweise damaliger Zeit ganz angemessen. Und es war leicht möglich, daß einer antwortete: Mich dünkt, es bleibt nichts weiter übrig, als daß der Herr nun selbst komme. Ja! sagt Jesus, er wird kommen; er wird die Bösewichter übel umbringen und seinen Weinberg andern Weingärtnern aushun, die ihm die Früchte zur rechten Zeit geben.

Das schöne Gleichnis ist hiermit zu Ende. Die Deutung liegt klar auf der Hand, und es ist auch durchaus Jesu Absicht nicht, dieselbe zu verbergen. Die Zeit, in geheimnißvollen Gleichnissen zur großen

Menge zu sprechen, die die Dinge vom Gottesreiche nicht begriff, war nunmehr vorbei. Die Stunde der Entscheidung nahte. Das jüdische Volk mußte Jesum annehmen oder verwerfen.

Die Gesamtheit des Volks — und nicht nur einzelne seiner Führer — wird hier dargestellt im Bilde der Weingärtner, nur daß die Anführer die Häufelsführer der Aufrührerischen sind. Ebenso wie bei Jesajas ist die Anlegung eines Weinbergs das Bild für die besondere Gunst und Fürsorge, die diesem Volke zu teil wird. Auf seinen Acker verwendet der Morgenländer wenig Sorgfalt. Fällt der Regen zur rechten Zeit und verwüsten die Heuschrecken die Saaten nicht, so ist die Erde von selbst ertragreich genug. Aber der Weinberg erfordert eine besonders fleißige Behandlung. Nicht nur daß die wilden, geschmacklosen Trauben veredelt werden müssen, sondern es muß auch das Gelände gesäubert und aufgefüllt werden, nachdem man einen fetten Hügel, das beste Stück einer ganzen Besitzung, ausgesucht hat. Die Weinstöcke werden in Reihen gepflanzt, mit guter Erde gehäufelt und beschnitten. Kelter und Wachturm werden gebaut. Schließlich — was man bei keinem andern Gewächs thut — der Weinberg durch eine feste Umzäunung abgeschlossen, denn die Tiere fressen am liebsten von dem edelsten Futter und vernichten zuletzt den Weinberg ganz und gar.

Wenden wir dies nun alles auf das Volk Israel an. Während Gott — wie Paulus schreibt — alle Heiden auf ihren Wegen wandeln ließ, sprach er zu Israel: Ihr sollt mir ein eigentümlich Volk sein, ein heiliges, abgesondertes und auserkorenes Volk, obschon die ganze Erde mein ist. Dazu habe ich euch aus Aegypten getragen, wie der Adler seine Jungen trägt auf den Flügeln (Apg. 14, 16. 2. Mos. 19, 4—6). Gerade also wie der Weinberg zierlich und fröhlich sein Haupt erhebt mitten in einer Wüstenei oder wenigstens inmitten eines mit wenig Sorgfalt bebauten Landes, so war Israel unter den Völkern.

Gesetz und Opferdienst waren darauf berechnet, es zu einem tief religiösen, sittlichen und glücklichen Volke zu erziehen. Darum war es auch — das ist noch jetzt am jüdischen Volke bemerkenswert — durch eine starke Umzäunung von der Heidenwelt abgesondert. Was Gott da hineinlegte, bis die Zeit erfüllt war, sollte in jene nicht hineingelegt werden. Diesem Volke war doch der kostbarste Weinberg anvertraut, das herrliche Kanaan, worin sein Name wohnen sollte; und während sie Gott die Früchte davon darbrachten, indem sie seine Gebote hielten, sollten sie auch, gerade so wie die Pächter jenes Weinbergs, ihren reichlichen Anteil davon genießen.

Aber diese Dankbarkeit und diese Treue wurde nur allzu schnell vergessen. Wenn in den Tagen des Glücks Gottes Wort nicht laut erschallte, dann war es wie im Gleichnisse, als der Herr auf Reisen gegangen war. Sie wandelten in ihren eignen Wegen. Da die Abgötterei der Sittenlosigkeit einen größeren Spielraum gewährte und dem rohen und üppigen Volkscharakter mehr entsprach, so verfielen sie derselben nur allzu bald. Wer die Religion des Alten Bundes auf

Rechnung einer besondern Anlage dieses Volkes setzt, hat den fortwährenden Abfall desselben als Zeugen gegen sich. Nur durch Gewalt, und auch dann nur vorübergehend, werden sie im Zaum gehalten. Und es geschah vor allem durch seine Propheten, daß Gott vor Zeiten manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern, bis er es am letzten that zu den Kindern durch seinen Sohn (Hebr. 1, 1. 2).

Es ist eine ganz einzigartige Erscheinung in der Weltgeschichte, dieses Auftreten von Männern tausend Jahre hindurch — von Moses bis Maleachi — die nicht allein ihr Wort, sondern auch ihr Leben ihrem Gott und ihrem Volke geweiht haben. Es waren nicht die Priester, oder der heilige Stamm der Leviten. Diese lebten von dem Altare, aber nicht für ihn. Es waren nicht einmal Schüler der Prophetenschulen, die lieber in frommer Einsamkeit ein ruhiges Leben führten. Nein! sondern Männer aus dem Volke waren es, die oft gegen ihren Willen von einem innern Drang getrieben wurden, der ihnen keine Ruhe ließ, und in dem sie den Geist Jehovas erkannten. Und es waren keine neuen Lehrsysteme, die sie verkündigten, es war keine neue Religionsform, die sie aufbrachten. „Zum Gesetz und Zeugnis“ das war ihre Losung, „Befehrt euch!“ ihre Predigt. Alle sprechen in einem Geiste, wenn auch auf mancherlei Weise. Es ist ein goldener Faden, der durch Israels Geschichte hindurchgeht, Gottes Lebensodem, der sie beseelt. Der Herr des Weinbergs sandte gar manchmal seine Diener, um nach der Frucht desselben zu fragen. Und wahrlich, es geschah nicht aus Eigennutz, daß sie diese Frage stellten!

Beim Untergang des Zehnstämmereichs bemerkt der Geschichtsschreiber (2. Kön. 17, 13. 14): So oft nun der Herr auch Israel und Juda durch alle seine Propheten warnte und sprach: „Kehret um von euren bösen Wegen!“ so hörten sie nicht und waren halsstarrig gleich ihren Vätern. Und bei Jeremias wird viermal von Jerusalem erzählt: Seitdem eure Väter aus Aegypten gezogen sind, habe ich zu euch gesandt alle meine Knechte, die Propheten. Doch man hat nicht auf mich gehört (Jerem. 7, 25 u. ff.). Das war das Veernachhausehicken der ersten Diener. Aber auch von heimlicher Wut legt das nationale Schuldbekenntnis bei Nehemia (9, 26) Zeugnis ab: Unsere Väter sind widerspenstig gewesen und haben sich gegen Dich aufgelehnt und Deine Propheten getötet, die gegen sie zeugten, um sie zu Dir zurückzuführen.

Von eigentlichem Prophetenmord weiß die Geschichte wenig zu berichten. Wohl ließ König Ahab zu, daß Micha von einem falschen Propheten geschlagen wurde und er setzte ihn darauf noch obendrein ins Gefängnis, und Elias wurde von der bösen Isebel verfolgt. Aber von dem, was er auf seiner Flucht Gott klagte: Die Kinder Israel haben deine Propheten mit dem Schwerte getötet. Ich allein bin übriggeblieben und sie trachten nach meinem Leben! davon sind uns keine näheren Umstände bekannt. Es ist wohl die Ausrottung und Aufhebung der Prophetenschulen gemeint. So war über Elias' Nachfolger Elisa bereits das

Todesurteil ausgesprochen, als er noch für seinen Beruf vorbereitet wurde (1. Kön. 19, 2. 10. 22, 24).

Als eigentliche Blutzegen sind bekannt Sacharja, der Sohn des Jojada, der auf Befehl des Königs Joas den Tod erlitt, der seinerseits dem Vater des Sacharja alles zu verdanken hatte, von dessen Sohne aber keine Strafrede hören mochte; und Uria, Jeremias Zeitgenosse und Geistesverwandter, der auf seiner Flucht nach Aegypten ergriffen und mit dem Schwerte getötet wurde (2. Chron. 24, 21. Jer. 26, 20f.).

Jeremias selbst ward nicht nur gefangen gesetzt, sondern als er auch dann noch seiner göttlichen Berufung treu blieb, in eine Cisterne geworfen, sodaß er nur mit genauer Not dem Tode entging. Und wäre auch die Ueberlieferung unwahr, daß die Juden, die ihn mit nach Aegypten brachten, ihn zuletzt gesteinigt haben, so galt er doch ein ganzes halbes Jahrhundert lang als das traurige Beispiel eines Propheten, dessen Zeugnis mit Schmach und Spott und Mißhandlung beantwortet wurde (Jer. 20, 1. 2. Kön. 21, 16).

Von späteren Ueberlieferungen wollen wir nicht reden, aber daß gar Vieles durch die Geschichte verschwiegen wird, sehen wir unter anderm an dem Blutbade, das Manasse unter den treuen Dienern des wahren Gottes anrichtete, an den Greuelthaten eines Ahas und anderer. Das war auch die Anschauung der Pharisäer, als sie die Prophetengräber schmückten, um keinen Teil zu haben an dem von den Vätern begangenen Prophetenmord, während sie inzwischen das Maß ihrer Väter reichlich voll machten (Matth. 23, 29—32). So endlich stellt es auch Jesus selbst dar, als er mit trübem Ernste Jerusalem die Stadt nennt, welche die Propheten tötet und steinigt, welche zu ihr gesandt sind; während später Stephanus in seiner Verteidigung vor dem Hohen Räte ausrief: Welchen Propheten haben eure Väter nicht verfolgt, und sie getötet, die da zuvor verkündigten die Zukunft dieses Gerechten, welches ihr nun Verräter und Mörder geworden seid! (Apg. 7, 52).

Ja! sie haben das Maß ihrer Väter voll gemessen, als sie auch den Sohn draußen vor dem Weinberge töteten, weil er kam, sein Volk zu fragen nach der Frucht von Gottes uraltem Bunde, von Gesetz und Prophetentum. Hatten die Propheten einen Legitimationsbrief nötig: der Sohn trug diesen in sich selbst; aber wie mit Blindheit geschlagen wollen sie dies nicht sehen und schreien voll Wut: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!

Wenn je einmal, so ist damals diese Selbstverfluchung richtig in Erfüllung gegangen. Nach Jesu Weissagung kam all das vergossene Blut über Jerusalem, bevor noch jenes Geschlecht dem folgenden den Platz geräumt hatte. Entsetzlich ist die Geschichte seiner Belagerung und Zerstörung durch die Römer. Eine Million Menschen, wer weiß wie lange auf einen engen Raum zusammengedrängt, aufgerieben durch Schwert, Hunger, Pest, noch ausharrend in schwärmerischer Raserei;

die unbegrabenen Leichen wie ein Wall rings um die heilige Stadt getürmt; schließlich der Tempel verbrannt und der ausgehungerte Rest der Bewohner als Sklaven verkauft! Wohl konnte der Heiland sagen, daß seit Anfang der Welt nicht so große Trübsal gewesen ist und auch nicht wieder sein wird, als in den Tagen, da Jerusalem von den Heiden wird zertreten werden, bis daß auch der Heiden Zeit erfüllt wird (Matth. 24, 21. Luc. 21, 24). Lieber Leser, wenn du einmal nach Rom kommst, so versäume nicht, dir vor allem den Triumphbogen des Titus, des Eroberers von Jerusalem, anzusehen, und beuge dich in demütiger Ehrfurcht vor Gottes Weltgerichten!

Von diesem Tage ab, da die bösen Weingärtner von dem Weinberge vertrieben wurden, sind sie über die ganze Erde zerstreut, ein Volk ohne Thron, ohne Altar, ohne Vaterland und doch immer noch ein eigen Volk, wie Paulus sagt, geliebt um der Väter willen. Es scheint wohl, daß Gott mit ihnen, die so unerschütterlich fest an der Vergangenheit halten, in Zukunft noch etwas Großes vorhat. Verspotte und verachte also den Juden nicht! Wenn auch die Kinder die Sünden der Eltern tragen, so sind sie doch unschuldig daran. Denken wir lieber einmal an unsere Vorrechte und — wie wir dieselben beachten und gebrauchen. — Jesus kam, um sich ein Volk zum Eigentume zu heiligen, das eifrig sei in guten Werken: — die anderen Weingärtner, von denen Jesus in diesem Gleichnisse spricht. Dazu gehören auch wir. Die Heidenwelt ist die Wildnis, das Land, das noch der Bearbeitung wartet. Unter dem kalten Lichte des Halben Mondes Muhammeds wachsen nur saure, wilde Trauben. Die christlichen Länder sind des Herrn Weinberg. Welches ist ihre Ernte und welches die unsere? Welche Frucht bringen wir davon dem Herrn des Weinbergs dar?

Ebenso wie bei den Pächtern im Gleichnis wird unser Anteil größer sein, je nachdem der Weinberg dem Herrn mehr Früchte einträgt.

Noch eine Bemerkung. In unserer Zeit, die alles Alte nicht allein wieder ausgräbt, sondern auch bisweilen durch die gewagtesten Hypothesen umkehrt, gerät leicht dieser oder jener auf den Gedanken, Jesus sei doch, bei Lichte betrachtet, nichts mehr als ein gewöhnlicher Mensch gewesen, der später durch fanatische Anhänger vergöttert worden wäre. Aber hier hören wir ihn selbst in all der Majestät seiner prophetischen, aber auch in all dem Gefühle seiner göttlichen Größe. Nach den treuen Dienern folgte der Sohn, der einzige, als das letzte und größte Opfer, das Gott für die Schuld der Menschheit dahin gab. Diesem Bekenntnisse, das Jesus erst am Ende seiner Laufbahn offen aussprach, ist er treu geblieben, als er auf seine Erklärung: „Ich bin Gottes Sohn“ zum Tode verurteilt ward. Und die Geschichte hat gelehrt, daß dies die größte, aber auch die letzte Offenbarung war. Nach dem Sohne niemand mehr als sie, die von dem Sohne Zeugnis geben. Nach dem Christentume keine Religion, die es übertrifft.

X

Der Feigenbaum im Weinberge

Luc. 13, 6—9

Ich hatte einmal einen Feigenbaum in meinem Garten. Von einem kleinen Stecklinge hatte ich ihn großgezogen, und er war üppig zu einem schönen Stämmchen aufgeschossen. Die gewundenen Zweige breiteten ihre breiten und reinlichen Blätter aus, und einige reife, grüne Früchte pflückten wir im Spätsommer. Aber als seine Krone höher empor schoß, wurde es immer schwieriger, ihn gegen den Winterfroßt mit schützender Hülle zu umkleiden. Endlich überraschte mich ein zeitiger Froßt und tötete ihn. Er trug keine Feigen mehr.

Aber er war auch ein Fremdling in unserm Lande, wenn er auch zur Sommerzeit wählte hier zu Hause zu sein. Sein Vaterland liegt südlicher und kennt unsern Winter nicht. Dort ist er so eingebürgert, daß es in der Geschichte Israels eine der anmutigsten Schilderungen von Glück und Wohlergehen ist, wenn es heißt: Ganz Juda und Israel wohnte sicher, ein jeglicher unter seinem Weinstocke und unter seinem Feigenbaume.

Die einfachste Bauernwohnung in Israel war von Weinstöcken umgeben, ein jeder trank am Laubhüttenfeste von eigenem Moste. Aber auch Feigenbäume standen als Zierde vor den Thüren, und mancher Nathanael saß hier in freundlicher Abendkühle, wie es die indische Sage auch von Buddha erzählt.

Zwei Arten von Feigenbäumen wachsen in Palästina. Die eine, Sykomore oder Maulbeerfeige genannt wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit dem Maulbeerbaume, wurde nicht mit solcher Sorgfalt gepflegt und gab auch nicht so schmackhafte Früchte. Aber der Stamm dieser Sorte ist kräftiger, sodaß der Zöllner Zachäus auf einen solchen klettern konnte. Der gewöhnliche Feigenbaum dagegen behält mehr das Aussehen eines lang- und breitästigen Strauchgewächses. Man pflanzte ihn vielfach an den Weg, kultivierte ihn jedoch meist in der Nähe der Wohnhäuser. Jeder hatte einen solchen — mit Ausnahme natürlich der Stadtbewohner in späterer Zeit — aber nicht jeder hatte einen Weinberg, wo er Feigenbäume pflanzen konnte.

Dies letzte gehört zu den Voraussetzungen für unser Gleichnis. Weinstöcke und Delbäume wurden in einem Garten oder Hofe (Baumgarten) zusammen gepflanzt, aber Feigenbäume nicht. Sie wuchsen überall und verlangten keine besondere Sorgfalt. Auch war gerade keine Kelter nötig, um die Sommerfeigen zur Aufbewahrung oder Versendung zu Kuchen zusammenzupressen. Nun wuchs er aber gern am Eingang oder an den Ecken des Weinbergs an solchen Flecken, wo ein tiefer aber magerer Boden noch immer eher für einen Feigenbaum geeignet war und wo er den Weinstöcken nicht im Wege stand. Er gab dann auch dem Eigentümer noch ein schattiges Ruheplätzchen.

Und so besaß gewiß jemand einen Feigenbaum, der in seinem Weinberg gepflanzt war. Es kommt nicht darauf an, wer ihn gepflanzt hat; vielleicht war es der Weingärtner, der sich viel Nutzen von ihm versprach. Aber dann geschah es sicherlich auf Geheiß oder wenigstens mit Willen seines Herrn.

Nun kam der Eigentümer einmal und suchte Frucht an seinem Feigenbaume. Daß er sie sucht, gehört auch als ein eigentümlicher Zug zu unserm Bilde. Die Feige ist, besonders im Sommer, von weitem nicht zu sehen. Ich habe auch manchmal danach suchen müssen. Denn sie verbirgt sich unter die Blätter und hat beinahe dieselbe Farbe wie diese. Dabei wachsen die Feigen nicht wie die Trauben oder Oliven an den dünnen, sondern gerade in den Fruchtspalten der starken Äste und am Stamme. Auch Jesus sucht danach auf dem Wege von Jerusalem nach Bethanien. Und dieser Landesheer hat Recht die Frucht zu erwarten. Der Feigenbaum giebt sie dreimal im Jahre: im Frühjahr die Frühfeige, im Sommer die Haupternte, die hier gemeint ist, und späterhin noch einmal die dunkel gefärbte Winterfeige, sodaß noch heute in dem Lande, in welchem Jesus einst wandelte, die Einwohner zehn Monate lang frische Feigen essen. Daher auch die Verwunderung Jesu, als er nicht eine Feige am Baume fand, wenn es auch um die Passahzeit nur Frühfeigen hätten sein können. Dieser Feigenbaum hatte doch bereits Blätter, und diese entwickeln sich erst nach der Frucht. Und die Zeit der Feigen, d. h. diejenige, in der sie meistens gepflückt werden, war noch nicht da. Die wird erst mit der Haupternte nach dem Passahfeste begonnen haben.

Bei dem Feigenbaume im Gleichnisse ist noch mehr Grund zur Verwunderung vorhanden als bei dem am Delberge. Ein Weinberg verlangt von allen die beste Pflege. Da wächst einem nichts ohne Zuthun zu. Der Boden ist der fruchtbarste. Und doch kommt es häufiger vor, daß gerade ein allzu starkes Wachstum der Fruchternte Eintrag thut. Zweige und Blätter in wildem Uebersflusse, aber reife Früchte nicht. Bei Menschen ist's doch wohl gerade ebenso. Nicht, meine jungen Leser?

Den Eigentümer des Weinbergs ärgert dies. Er ruft den Weingärtner, den Aufseher, der wahrscheinlich dort wohnte, und spricht: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaume und finde sie nicht. Haue ihn ab! Was hindert er das Land? — er steht andern Fruchtbäumen nur im Wege und saugt ihnen, ohne selbst etwas zu nützen, die Nahrung aus der Erde!

Rührend und natürlich zugleich ist die Antwort, die hierauf folgt. Der Städter kann sich keinen Begriff machen, in welch' enger Beziehung der Bauersmann zu seinem Vieh und zu seinem Gewächse steht. Es sind seine vertrauten Freunde, mit denen er in seiner Einsamkeit umgeht und mit denen er spricht. Ein rechter Gärtner wird auch dann noch ein Herz haben für einen schönen Baum, den er selbst

pflanzte, und den er aufwachsen sah, wenn derselbe auch die verlangten Früchte nicht trägt. Dazu kam noch im Morgenlande eine gewisse religiöse Scheu vor allen stehenden Bäumen, besonders vor denen, die Früchte tragen. Das Holz, dessen man bedurfte, schlug man meist aus dem Buschwerke, das wild wuchs. Aber das Mosaische Gesetz verbot in den Landstrichen, durch die Israel zog oder in denen es sich festsetzte, Fruchtbäume zu fällen. Ein Verlust an solchen Bäumen war jahrelang nicht wieder gut zu machen. Die jungen Söhne, die noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hatten, konnten die Sommerhitze weniger leicht ertragen als die ältern Bäume.

Die Rabbinen führen diese Bestimmung wie alle andern Gesetzesvorschriften noch weiter aus, sogar so weit, daß im Talmud geradezu angegeben wird, wie wenig Frucht Palm- oder Delbaum tragen dürfen, um noch vor dem Umhauen verschont zu bleiben; und einer bricht sogar in die Klage aus: „Mein Sohn würde nicht gestorben sein, wenn er den Feigenbaum nicht umgeschlagen hätte!“ — Und nun gar diesen prächtigen Baum nicht nur zu köpfen, so daß er wieder neu ausschlagen könnte, sondern ihn mit Wurzeln und Aesten gänzlich zu entfernen! Diese Scheu ist vollständig gerechtfertigt in einem Lande, in dem die Fruchtbäume zum Unterhalt des Lebens, nicht wie bei uns zur bloß abwechselnden Erfrischung dienen. „Die Axt ist den Bäumen schon an die Wurzel gelegt,“ so lautet die furchtbare Drohung Johannes des Täufers. Auch in natürlichem Sinne haben die das Heilige schändenden Hände der Türken dieses Urteil vollstreckt. In Palästina wohnt die verarmte Bevölkerung nicht mehr unter ihrem Weinstocke und ihrem Feigenbaume.

Aber kehren wir zu unserm Feigenbaume zurück! Nachdem er an diese Stelle gepflanzt ist, sind schon drei Jahre verflossen, seitdem der Eigentümer vergeblich Frucht darauf sucht. Haue ihn ab! ist der wohlverdiente Urteilspruch. Aber diesem Ausspruche des gerechten Bornes, der in diesen Worten liegt, stellt der Weingärtner sein mitleidiges: Herr, laß ihn noch dies Jahr! gegenüber. Du hast ihn in den beiden verflossenen Jahren geschont, thue es nun auch diesmal noch! Aber der Weingärtner will ihn nicht bloß stehen und wachsen lassen. Er begnügt sich nicht damit, ihn der Natur zu überlassen. Der Landmann muß die Natur anleiten, und ihr zu Hilfe kommen. Jesus Sirach schreibt mit Recht (27, 6), daß man die Zucht des Baumes an seinen Früchten erkennt. Dazu kommt freilich noch, daß der Baum von guter Art sein muß, ebenso wie der Boden. Die fruchtbare Art wird ihm nicht von außen eingepflanzt, und einem Menschen so wenig wie der Natur. Daher sagt Jesus: An den Früchten erkennt man den Baum. Oder lieft man Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln?

Diese besondere Pflege, durch die die ursprünglich gute Art wieder zum Vorschein kommen kann, hat der Weingärtner bisher noch nicht versucht, weil sie in der Regel bei Feigenbäumen nicht nötig ist. Setzt

denkt er daran. Laß ihn, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn. Das Umgraben des Bodens war auf einem fetten Hügel — der für die Weinstöcke bestimmt war — öfters nötig, da nach einem heftigen Platzregen die Hitze den Boden hart wie Metall machte; nach der Drohung des Moses: die Erde eisern und den Himmel ehern. Dadurch konnte auch der Dünger besser hineindringen. Vielleicht kann man auch noch etwas anderes dabei denken: Wenn ein Fruchtbaum nicht tragen will, schlägt der Gärtner wohl manchmal einen Nagel in den Stamm oder gräbt eine Wurzel davon ab. „Der Baum ist zu üppig,“ sagt er, „er muß etwas ärmer werden.“

Und wenn er dann Frucht bringen wird, so bist du sicherlich zufrieden; wenn aber nicht, so kannst du ihn später, vielleicht aufs Jahr, umhauen lassen. Dann wird der Weingärtner nichts mehr dagegen sagen. Mit Schmerz wird er ihn aufgeben und von dem undankbaren Baume Abschied nehmen. Aber auch dann möchte er nicht selbst der Vollstrecker dieses Urteils sein. Der Herr mag's selbst thun oder es machen lassen von wem er will.

So weit das Gleichnis. Und welches ist nun das Schicksal des Baumes gewesen? Absichtlich sagt das Jesus nicht, ebensowenig als er sagt, ob der Bruder des verlorenen Sohnes auf die Rötigung seines Vaters noch hereingekommen ist. Die Zeit wird es lehren, und seine Hörer sollen sich's zu Herzen nehmen, denn die Bedeutung ist unzweifelhaft, es ist „Gottes Langmut mit dem jüdischen Volke“.

Der Wendepunkt, das Urteil über das Volk Gottes, nahete. Johannes der Täufer hatte die Endkrisis mit der Predigt angekündigt: Die Axt ist den Bäumen schon an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen und — als zu nichts anderm brauchbar — ins Feuer geworfen. Denn Johannes meinte, der Messias werde als ein Richter kommen, die Worfschaufel in seiner Hand, um seine Tenne zu fegen. Den Weizen wird er in seine Scheune sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer.

Die Erwartung des Johannes ist nicht erfüllt worden. Dies beunruhigte ihn selbst in seinem Gefängnisse. Jesus durchzog das Land und that Gutes, aber er verurteilte niemanden. Die Axt blieb an der Wurzel liegen. Unser Gleichnis sagt uns, warum. Es mußte noch das allerletzte Mittel versucht werden. Das wollte der Weingärtner noch thun. Auf seine Fürsprache hin steht der Baum noch dieses Jahr.

Wir können nicht umhin, in diesem Weingärtner Jesus selbst zu erblicken, wenn ich auch nicht bestimmt versichern kann, daß der Heiland diese Deutung im Sinne gehabt hat. Aber der Mann spricht so ganz in seinem Geiste, und wird nicht Jesus, als das Gegenbild zu Moses, „der Mittler zwischen Gott und den Menschen“ genannt? — Wie Abraham selbst für Sodom bat und Moses für das schuldbesleckte Israel, so that es Jesus in noch höherem Sinne. Und that er es nicht selbst für seine Feinde auf Golgatha? — Gegenüber der Vor-

stellung von einer unwiderruflichen Vorausbestimmung, die der von einem unabänderlichen Geschehe ähnelt, steht die biblische Vorstellung von einem Gotte, der sich auf ein Gebet hin erbarmt, und der gern den Unschuldigen für den Schuldigen bitten hört; ja, der seinen Zorn bereut, wenn der Sünder sich bekehrt. Und nennt man dies eine menschliche Vorstellung, nun gut! wir sind Menschen und können uns keine Liebe vorstellen, die durch Erbarmen nie gerührt und erweicht werden könnte.

Nur dann würde das Menschliche in dieser Vorstellung Anstoß erregen, wenn einem harten und blutdürstigen Gotte gegenüber, wie die Götter der Heiden gedacht wurden, ein mächtiger Fürsprecher aufträte, sodaß dem erstern das Urtheil zukäme, dem letztern aber ganz allein die Erbarmung zu danken wäre. Sobald in die christliche Kirche die Vorstellung von einem Gotte eindrang, der bis zum letzten Heller bezahlt sein will, ist das reine Evangelium von ihr gewichen. Selbst wo Elihu im Buche Hiob einen Engel als Fürsprecher für den Sünder wünscht, ist es doch Gott, der erlöst (Hiob 33, 23—26).

Sa, wir können noch weiter gehen. Es ist ein verständige Bemerkung des Kirchenvaters Augustinus, daß der Herr, der so spricht, der sich über den Baum beklagt und nach seinem Rechte zum Dasein fragt, noch nicht so fest entschlossen ist, ihn auszurotten. Es ist, als ob er die Einwendung des Weingärtners erwartet und dieselbe aus ihm herauslocken will. Es würde ihn selbst geschmerzt haben, wenn dieser sogleich die Axt zur Hand genommen hätte. Daß er seiner Vorstellung Gehör gab und also das Urtheil noch ein Jahr weiter hinausjoch, das brauchte Jesus nicht erst zu sagen.

Will man nun bei den drei Jahren an die Zeit denken, die Jesus bereits lehrend verbrachte, und bei dem letzten an sein Sterbejahr, so steht dies jedem frei. Aber man kann auch einfach sagen, daß die Juden, gewöhnt, beim Zählen mit drei und sieben zu rechnen, drei Jahre für hinreichend fanden, einen unfruchtbaren Baum zu schonen.

Doch ach! er blieb unfruchtbar. Was schon das Gleichniß von den Weingärtnern uns lehrte, die Juden, — um mit Paulus zu reden — verachteten den Reichtum der Güte, Geduld und Langmütigkeit Gottes und bedachten nicht, daß Gottes Güte sie zur Buße leiten mußte (Röm. 2, 4—6).

Jesus ist zuletzt unter lauten Hosiannarufen in Jerusalem eingezogen. Aber dies Jauchzen ließ ihn nicht vergessen, daß das Urtheil nahte, und daß Jerusalem blind dafür war. Am folgenden Morgen wandelte er wieder von Bethanien nach der Stadt. Er hatte Hunger: da sieht er von weitem einen Feigenbaum seitwärts vom Wege im vollen Blätterschmucke prangen. Er geht hin und sucht Frucht daran, was jedem Wanderer frei stand. Es war die Zeit der eigentlichen Feigenernte noch nicht, aber frühe Feigen waren sonst immer daran. Doch Jesus fand keine einzige derselben und sprach: Von dir esse niemand keine Frucht mehr ewiglich! Am folgenden Morgen sehen die

Jünger mit Verwunderung, daß der Feigenbaum von der Wurzel aus verdort war. Dies setzt, wenn es auch Jesus nicht sagt, unserm Gleichnisse die Krone auf: — wehe! eine Krone von scharfen Dornen.

Noch einmal kommt der Feigenbaum in den Reden Jesu vor. Es ist bei der Gelegenheit, als er nach seinem letzten Tempelbesuche mit seinen Jüngern auf einer Anhöhe dem Tempel gegenüber saß und den Untergang Jerusalems und das Ende der Welt voraussagte: Eine entsetzliche Ummwälzung — vor allem die Verwüstung Jerusalems — so groß, wie sie seit Beginn der Welt bis jetzt nicht gewesen ist und auch nicht wieder werden wird. Aber der Tag der Rettung soll um der Auserwählten willen anbrechen. Und dann fährt Jesus fort: An dem Feigenbaume lernet dies Gleichniß. Wenn sein Zweig (jetzt) saftig wird und Blätter gewinnt, so wißt ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch, wenn ihr dies alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Thür ist.

Zur Erklärung dieser Worte müssen wir wieder die Natur Palästinas vor Augen haben. Der Winter ist die kühle Regenzeit und geht beinahe unmerklich in den Sommer über. Unser Frühjahr ist dort unbekannt. Zur Winterszeit jedoch läßt der Feigenbaum seine letzten Früchte fallen, und die Zweige, die im Sommer saftig waren, werden nun steif und trocken, während auch die Blätter verwelken. Bei dem ersten warmen Frühregen zu Jahresanfang deckt überall schnell wieder der dunkelgrüne Ueberzug den Olivengarten; Weide und Ackerland hüllen sich in frisches Grün; aber noch ist es kein Sommer. Der Feigenbaum steht noch unverändert. Aber wenn erst die Enden seiner Zweige saftig und weich werden, flaumig und beinahe durchschimmernd grün, und wenn sich die Frucht fast unsichtbar in den Fugen des Stammes und der Zweige ansetzt, dann kommt bald die Blattröspe am Ende der dünnen Zweige zum Vorschein, das aufgerollte, fünfeckige Blatt läßt sich sehen: der Sommer ist da! So ist der Feigenbaum in jeder Stufe seiner Entwicklung das Bild von Gottes Langmut, von dem Gerichte über die Bösen und der Erlösung der Frommen. Welches Bild würdet ihr am liebsten auf euch selbst deuten, meine lieben Leser?

Aber ich will von diesem Baume nicht scheiden, ohne euch noch einmal aufmerksam gemacht zu haben auf die Bilder Sprache des Paulus, die der Form von Jesu Gleichnissen am nächsten kommt.

In seinem Briefe an die Römer (11, 16—24) vergleicht er das Volk Israel mit einem edlen und sorgfältig gepflegten Delbaume. Der Boden, auf dem er steht, ist fruchtbar, und die Wurzeln sind fest und tief. Aber viele von den Zweigen tragen keine Frucht und müssen abgehauen werden. Und um nun ihren Platz auszufüllen, werden Reiser von einem wilden Delbaume auf den Stamm gepfropft. Ebenso waren die gläubigen Heiden an den Platz der ungläubigen Juden getreten und hatten Teil erhalten am Reiche Gottes. Aber wenn sie dort den Er-

wartungen nicht entsprächen, wenn die ursprünglich wilden Reiser keine Frucht trügen, wie viel weniger würde Gott sie verschonen, da er nicht einmal die natürlichen Zweige geschont hatte; denn sie konnten weder besondere Ansprüche erheben, noch von neuem in den Stamm eingespöpft werden. Die Heidenchristen hatten darum das allerwenigste Recht, auf Israel mit Geringschätzung herabzublicken. „Ihr tragt die Wurzel nicht,“ ruft Paulus ihnen zu, „sondern die Wurzel trägt euch!“

Paulus geht hier, was Jesus niemals thut, über die Natur hinaus, da einmal abgehauene Zweige verdorren und sterben, und darum nie wieder auf ihren frühern Stamm gepfropft werden können. Aber die Deutung bleibt wahr: Abtrünnig und wegen ihres Unglaubens verworfen, können die Juden wieder angenommen werden wegen ihres Glaubens. Und wenn jetzt noch so wenige nur zum Christentume übertreten, so scheint das ein Beweis dafür, daß Gott noch etwas Großes mit seinem Volke vorhat, das er durch alle Jahrhunderte hindurch aufbewahrte. Uns ist dies merkwürdige Volk die Wurzel von dem, was wir als Christen sind, ein lebendiges Bild der Vorzeit, aus der die Wiedergeburt der Welt hervorging. Auch wir tragen die Wurzel nicht, sondern die Wurzel trägt uns.

Einst saß der fromme General von Zietzen bei Friedrich dem Großen zur Tafel. Der König, der im Geiste Voltaires leichten Sinnes über seine Frömmigkeit spöttelte, fragte plötzlich: „Welchen Beweis habt ihr für alle diese Erzählungen des alten Testaments?“ Und der fromme Kriegsmann antwortete: „Die Juden, Sire.“

XI

Die zwei ungleichen Brüder

Matth. 21, 28—31a

Wir kehren noch einmal zum Weinberg zurück. Daß gerade er es ist, der in der Bildersprache Jesu am häufigsten von allen wiederkehrt, ist wohl ein Beweis dafür, daß er als Krone und Edelstein im Landbau Palästinas betrachtet wurde. Jesus selbst verschmähte ja auch den mäßigen Genuß des Weines bei der Mahlzeit nicht, und seine erbitterten Gegner waren roh genug, ihm dies zum Vorwurf zu machen. Besonders wenn er bei Böllnern und Sündern zu Tische saß, nannten sie ihn einen „Fresser und Weinsäufer“.

Auf dem Weinberge giebt's viel zu thun. Auf dem Acker, der einmal besät ist, bringt die Erde von selbst hervor: zum ersten das Gras, darauf die Aehre, darauf die vollen Körner in der Aehre. Auch Del- und Feigenbaum verlangen keine besondere Pflege, wenn sie nur einmal gut tragen. Aber auf dem Weinberge giebt es nicht allein zur Lesezeit, wie wir im folgenden Gleichnisse sehen werden, notwendig zu thun, sondern da giebt's immer etwas zu schaffen. Das Beschneiden

und Behäufeln und Anbinden, das Abschließen und Schützen gegen wilde Tiere, das Ausrotten von Disteln und Dornen bildet die tägliche Sorge des Eigentümers.

Solch einem Eigentümer begegnen wir hier; einem Manne aus dem wohlhabenden Bürgerstande, den Jesus so oft zur Vergleichung heranzieht. Er hat einen Weinberg — und er hat zwei Söhne. Das ist wahrlich kein Schaden, sondern ein großer Vorteil für den Landmann. Wenn ihm die Arbeit zu schwer zu werden beginnt, läßt er diese an seine Stelle treten. Ihr Beispiel und ihre Aufsicht regt die Arbeiter an. So ist es im Gleichnisse vom verlorenen Sohne, wo auch der ältere noch spät abends vom Acker kommt. Hier wird nicht von einem ältern und jüngern gesprochen. Es heißt einfach „der eine“ und „der andere“.

Die Sonne ist morgens frühe aufgegangen, und der Landmann geht sogleich daran, das Tagewerk zu verteilen. So geht er zuerst zu dem einen Sohne und spricht: Mein Sohn, gehe hin und arbeite im Weinberge! Nicht in meinem Weinberge. Das brauchte er nicht erst zu sagen. Ein Bauer sagt es auch nicht, wenn er mit den Seinen vom Acker oder vom Vieh spricht. Und was es auf dem Weinberge zu thun giebt, das bedarf auch keiner näheren Bezeichnung. Der Sohn weiß es selbst gut genug und er muß auch lernen, selbständig zu handeln, wenn er seinen Vater bei der Arbeit vertritt.

Auf diese freundliche Aufforderung erfolgt eine Antwort, die so kurz und barsch wie nur möglich ist: Ich will nicht! Nicht einmal ein „Vater,“ oder mit der Ehrerbietung, wie sie die morgenländische Sitte verlangt: „Herr!“ — Keine Ausflucht, wie sie von den widerwilligen Gästen in einem andern Gleichnisse gemacht wird: „Ich habe gerade etwas anderes zu thun, ich bitte dich, entschuldige mich.“ Er giebt keine Gründe an, er hat eben nur keine Lust, er will nicht!

Der Vater verläßt den Widerwilligen und überläßt ihn seinem eigenen Nachdenken. Einen Sklaven kann man zwingen, einen Sohn aber nicht. Indessen muß die Arbeit doch gethan werden. Zum Glück hat er ja noch einen Sohn. Zu ihm sagt er dasselbe und die Antwort lautet ganz anders: Herr, ja! Nach hebräischer Redeweise: Siehe, hier bin ich, zu allem bereit!

Der Vater ist zufrieden, daß er nach der harten Abweisung wenigstens einen seiner Söhne bereit gefunden hat, die notwendige Arbeit zu verrichten. Aber in einer spätern Tagesstunde will er doch einmal zusehen, ob im Weinberge alles recht zugeht. Und was sieht er da? Den Unwilligen eifrig bei der Arbeit; von dem andern ist nichts zu sehen.

Was ist hier geschehen? — der letztgenannte Sohn, gewöhnt die äußern Formen zu wahren und seinem Vater eine Zusicherung zu geben, hat mit der Ausführung seines Auftrages keinen Ernst gemacht. Er kann und will wohl dem alten Manne nicht widersprechen, aber zur Arbeit hat er keine Lust. Der Weinberg ist morgen auch noch

da, die Bequemlichkeit hält ihn fest, er zögert und zögert und endlich kommt er nicht dazu. Er ging nicht hin.

Will man hierbei denken, daß er etwa seinen Bruder hinausgehen sah, und daß er mit solch einem harschen Gesellen nicht zusammen arbeiten wollte — wir werden sehen, daß dieser Gedanke mit dem eigentlichen Zweck und Ziele des Gleichnisses nicht im Widerspruche steht.

Mit dem erstgenannten Sohne ist es ganz anders zugegangen. Er ist erschrocken über die Rauheit seiner eigenen Worte und von der Sanftmut seines Vaters betroffen. Er will etwas anderes beginnen, aber er kann jene Gedanken nicht los werden. Er singt sich ein fröhliches Liedchen, aber immer wieder klingt ihm sein „Ich will nicht“ in die Ohren. Endlich hält er an, er besinnt sich auf sich selbst. Mit dem Nachdenken kommt die Reue. Zwar ging schon die erste Morgenstunde verloren, aber durch eifrige Arbeit kann er das Versäumte wieder nachholen. Er macht sich eilig nach dem Weinberge auf und greift die Arbeit rüstig an: denn nun erst hat er Ruhe im Herzen. Danach reuete es ihn und ging hin.

Es ist kein Strich zu viel auf diesem kleinen Bildchen. Das „Ich will nicht!“ und „Herr, ja!“ „Er ging nicht“ und „Ging hin“ bilden einen trefflichen Gegensatz. Das ist die klassische Schönheit des Stils, der in den Heiligen Schriften in so reicher Fülle, in denen unserer Zeit nur so sparsam zur Anwendung kommt.

Und nun die Deutung. Jesus hat sie selbst deutlich gegeben: denn das Gleichnis gehört zu den letzten Streitreden mit seinen Gegnern, deren Schauplatz der Tempel ist und deren Zeugen die fort und fort zunehmenden Festpilger sind. Sie haben an ihn die Frage gerichtet, welche Macht er sich eigentlich anmaße, indem er die Verkäufer und Wechsler aus dem Tempel vertrieb. Jesus thut hierauf die Gegenfrage, ob die Taufe des Johannes vom Himmel oder von den Menschen war. Und als sie hierauf keine Antwort zu geben vermochten, sprach er: So sage ich euch auch nicht, aus was für Macht ich das thue. In dieser Weigerung lag bereits die Antwort: die Vollmacht vom Himmel, die ihm ebenso gut wie dem Johannes zukam. Durch ein: Was dünkt euch aber? schließt er nun sogleich das Gleichnis von den zwei Söhnen an mit der Frage am Ende: Welcher unter den zweien hat des Vaters Willen gethan?

Diese Art, eine Lehre auszusprechen, war zu Jesu Zeit nicht ungewöhnlich, wir bemerkten sie bereits bei den bösen Weingärtnern (S. 49). Sie ist verwandt mit der Sokratischen, durch welche die Wahrheit nicht von außen herangebracht, sondern aus dem Schüler selbst hervorgeholt wird. Die Rabbinen kannten den Sokrates gewiß nicht und würden von den Heiden auch schwerlich etwas angenommen haben, und doch wandten auch sie die Belehrung durch die Frage an. Bereits beim letzten Propheten Maleachi vollzieht sich der Uebergang von der Offenbarung zur Reflexion, vom Prophetismus zur Schriftgelehrsamkeit.

Wo nun Jesus von dieser Lehrweise Gebrauch macht, thut er es stets so, daß nur eine Antwort möglich ist, wie z. B. in der Erzählung von den beiden Schuldnern und in der vom barmherzigen Samariter. — Und hier fragt er nicht: Wer ist der beste? Wer ist des Lobes und der Nachahmung wert? sondern: Welcher unter den zweien hat des Vaters Willen gethan? — Natürlich der erste! lautete die Antwort. Wenn sie auch fühlen, daß der Stachel in ihr eigenes Fleisch sticht, so können sie doch nun nicht mehr sagen: „Wir wissen's nicht.“ Ein Kind weiß das ja schon.

So spielte Jesus, so zu sagen, die Antwort auf ihre Frage in ihre eigene Hand zurück, und sie standen als die Schüler vor ihm, sie, die Weisen in Israel! Denn es ist bemerkenswert, daß er gerade den Schriftgelehrten und Pharisäern gegenüber öfters fragend auftritt. Und nun, da sie die einzige Antwort gegeben haben, die sie geben konnten, nun spricht der Herr offen und mit bitterm Ernste: Wahrlich ich sage euch: die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen, denn ihr. Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm; und ob ihr es wohl sahet, thatet ihr dennoch nicht Buße, daß ihr ihm danach auch geglaubt hättet.

Wir müssen uns hier vor allem in die Denkweise der Juden damaliger Zeit hineinversetzen. Sie teilten die Menschen — davon werden wir später noch mehr zu sagen haben — ein in Gerechte, (Gerechtfertigte) und Sünder, bei welcher Unterscheidung das Gesetz der einzige Maßstab war. Nun kam Johannes und „lehrte den rechten Weg“. War Jesu Lehre in ihren Augen zu frei, so war die des Johannes die reine Gesetzespredigt. Wäre es also nicht natürlich gewesen, daß die herrschende Partei unter den Juden, die sich für die Gerechten hielt, dieser Predigt unbedingt zustimmte? Aber das hatten sie nicht gethan. Zöllner und Sünder, die mit dem göttlichen Gesetze offen gebrochen hatten, ebenso wie der Sohn, der nicht Lust hat, des Vaters Willen zu thun, sie waren durch die Verkündigung von dem nahenden Gottesreiche tief bewegt. Sie waren eher gekommen. Und die Obersten und Gelehrten in Israel, die sonst immer bereit waren, dem göttlichen Gesetze bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein öffentlich ihre Zustimmung zu geben, — ebenso wie der andere Sohn mit seinem heuchlerischen „Herr, ja!“ — sie waren zurückgeblieben. Die Gräber der alten Propheten ehrten und schmückten sie; gegen den letzten Propheten des nahenden Gottesreiches, wie streng derselbe sich auch an die Formen des Gesetzes hielt, hatten sie eine neutrale Stellung eingenommen und schwiegen lieber von ihm nach seinem Tode. Der Leichtsinn des Antipas und die schlaue Bosheit der Herodias hatten ihnen keinen üblen Dienst erwiesen, indem sie diesen lästigen Sittenprediger aus dem Wege räumen.

So bestraft Jesus hier wieder das, was im Urtexte „Hypokrisie“

genannt wird und was in unserer Sprache mit „Heuchelei“ nicht ganz entsprechend wiedergegeben wird: denn es bezeichnet „Schauspiel“, und dazu hatten vor allem die Pharisäer, die Frommen in Israel, die Religion erniedrigt. Beim Aufkommen einer sklavischen Gesetzesauslegung war der Geist des Gesetzes ihnen fremd geworden, eine äußere Form ohne inneres Leben. Das „Herr, ja!“ lag ihnen auf den Lippen, aber die wesentlichsten und wichtigsten Gebote des Gesetzes rührten sie nicht mit einem Finger an, wie Gott bereits bei Jesajas sagt: Dies Volk naht sich zu mir mit seinem Munde und ehrt mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir (29, 13; vergl. Matth. 15, 8).

Demgegenüber war das Verhalten der Zöllner und Sünder gegen den Gott der Väter wenigstens aufrichtig. Sie leugnen nicht, daß das Gesetz eine verpflichtende Bedeutung besitzt, aber seine Heiligkeit ist ihnen zu groß und unnahbar, sie widerspricht ihrer ganzen Lebensweise und Umgebung. Sie wollen nicht! Aber gerade weil Wahrheit die erste Bedingung zu Reue und Befehrung ist, so stehen sie, die dem Gottesreiche am fernsten zu sein schienen, ihm am nächsten. Das „Thut Buße!“ macht auf sie den tiefsten Eindruck, weil sie ihre Schuld fühlen, wenn sie auch tief im Irrtum sind.

Aber wir werden den Gerechten und den Sündern zu Jesu Zeit noch viel öfter begegnen und wollen uns hier einmal auf die allgemeine sittliche Tendenz dieses eigenartigen Bildchens beschränken.

Der oberflächliche Betrachter wird sich vielleicht mit den Worten begnügen: „Nun ja, Thun ist besser als Reden“, wie Jesus auch bei anderer Gelegenheit sprach: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: „Herr! Herr!“ ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — Aber wer tiefer nachdenkt, und besonders wer die Menschen nicht aus Büchern, sondern aus langer Erfahrung kennen gelernt hat, der wird hier die Bemerkung bestätigt finden, daß oft ein sonderbarer Widerspruch besteht zwischen dem, was die Menschen reden, und dem, was sie thun.

Den Esau in der Geschichte der Erzväter finden wir ebenso oft unter den Erwachsenen, wie unter den Kindern. Unlust bei natürlicher Gutherzigkeit, eine raue Außenseite bei einem gefühlvollen Herzen; eine harte Schale und doch ein guter Kern: — wer ersühre das nicht auf seinem Lebenswege oder gewahrte es beispielsweise nicht an seinen eigenen Kindern? Gefährlich werden diese schlechten Eigenschaften, wenn sie zu herrschen beginnen. Die Versehung, die Verhärtung greift leicht den Kern selbst an. Spöterei über alles, was heilig ist, und sittliche Roheit werden nicht ausgeglichen durch eine gewisse natürliche Gutmütigkeit, mit der besonders Mütter sich so gern trösten. Aber wenn einmal das „Thut Buße!“ bis in die Seele hineindringt, dann ist diese Buße auch aufrichtig und vollkommen. Zöllner und Sünder kommen eher ins Himmelreich als die Gerechten.

Weniger Anstoß erregend, aber nicht weniger gefährlich sind die vorsichtigen Durchschnittscharaktere, die den Schein lieben und mit Worten

und Geberden fein säuberlich umzugehen wissen: geborne Schmeichler ohne Wahrheitsfönn, deren freundliche Worte im Grunde berechneter Eigennutz ist, die am allerwenigsten einer kräftigen, aufopfernden Liebe fähig sind. In unserer formgewandten und auf den Schein ausgehenden Welt wird dieser Mangel an Wahrheitsfönn bereits bei den Kindern verschuldet: Sich gut zu halten gilt mehr, als gut zu sein. Und was ist die Folge davon? Noch ist das holdselige und liebeiche Kind, das aus einem günstigen Aeußern wunderbar gut Nutzen zu ziehen versteht, für seine Eltern nicht immer ein treuer Versorger in der Not, eine Stütze ihres Alters geworden. Noch erfährt wohl einmal ein Vater oder eine Mutter am meisten Unterstützung und Trost von einem Kinde, das sich anfänglich auflehnte gegen das elterliche Gebot, und das um so unangenehmer ward, je mehr es sich gegenüber dem mit größerm Liebreiz ausgestatteten verkannt und zurückgesetzt fühlte.

Dieselben voneinander grundverschiedenen Charaktere finden wir häufig in der Gemeinde wieder. Solche, die sich selbst und die Welt betrügen durch ihr „Herr, Herr!“-Sagen, durch einen äußern Schein von Gottesfurcht, neben einer oberflächlichen Sittlichkeit — bei der Arbeit für das Gottesreich sind sie nicht immer die ersten, und wo es darauf ankommt, ein Opfer zu bringen, ohne daß dasselbe besondere Ehre in Aussicht stellt, da halten sie sich vorsichtig im Hintergrunde. Ja, bisweilen treffen wir Prediger beim Verkehr mit unsern Gemeinden lieber solche offne, rauhe Charaktere an, die mit ihrem „Ich will nicht“ zugleich die volle Offenbarung der Sünde an den Tag legen, aber auch den Stachel des Gewissens verraten, welcher darunter verborgen liegt. Sie sind meist am ersten zu bewegen zu der göttlichen Traurigkeit, welche eine Reue, die niemand gereut, zur Seligkeit wirkt.

Natürlich ist auch hier, ebensowenig wie im Gleichnis vom verlorenen Sohne, keiner von beiden das Ideal eines Gotteskinds in dem höhern und reinern Sinne, den vor allem Jesus erst zu Ehren brachte, und dem er durch sein eignes Beispiel einen vollkommenen Ausdruck verlieh. Wo von Anfang an Wahrheit in einem Charakter ist, und bereits das Kind die Hände faltet, um zu fragen: „Was willst Du, himmlischer Vater, das ich thun soll?“ da entsteht die schönste Harmonie zwischen Wesen und Form, Sprechen und Handeln, da ist auch das Aeußerliche keine Schaustellung und das Innerliche keine Lüge. Darum ist es gefährlich, in der Religion die „Befehrung“ allzu sehr in den Vordergrund zu stellen, als ob das „Ich will nicht!“ immer und bei jedem vorangehen müßte.

Indessen wollen wir hierauf zurückkommen, wenn wir in dem schönsten aller Gleichnisse wiederum einem Vater mit zwei Söhnen begegnen. Für diesmal also sei es genug. Nötig ist hier nur noch etwas, was ich euch nicht geben kann: die Erfahrung an der eignen Person.

XII

Die Arbeiter im Weinberge

Matth. 20, 1—15

Noch einmal und zwar das letzte Mal besuchen wir den Weinberg. Es ist im Spätsommer, vor dem Laubhüttenfeste. Dies wird noch heute als Freudenfest von den Juden gefeiert, ohne daß die Christen, die rings in ihrer Nähe wohnen, etwas davon merken, wie meistens ihr eigentümlich nationales und häusliches Leben den Blicken des Volks, unter dem sie wohnen, verborgen bleibt. Aber dringen wir einmal dort ein und sehen wir die zierlichsten Laubhütten in den Gärten der Reichen oder die für die Armen auf dem Synagogenplatze, die alle nach den Talmudischen Vorschriften eingerichtet und von dem Rabbiner geprüft worden sind, so erscheint das Ganze wohl bald als eine Karrikatur des alten morgenländischen Festes. Da genoß jede Familie, unter Weinstock und Feigenbaum in Laubhütten wohnend, die liebliche Kühle nach dem heißen Sommer, und dort tranken Freunde und Nachbarn miteinander den neuen Most des eigenen Weinbergs und dachten dabei, wie die Väter unter ganz andern Umständen vierzig Jahre in Zelten gewohnt hatten. Jetzt hält der Reiche sein Festmahl und ißt der Arme sein Brot in einer sorgfältig verschlossenen Hütte, wo der kalte Herbstregen durch die Oeffnung in der Decke tropft, die nach rabbinischem Maße genau abgemessen ist. Und doch verstehen es die jüdischen Verbannten ein fröhliches Leben in den Ländern zu führen, wo sie gastfreie Aufnahme gefunden haben, eingedenk der Irrfahrten und der Zerstreuung, sowie der beispiellosen Leiden der Väter.

Aber bevor diese fröhlichen Tage anbrechen, die ihre Vorbereitung finden durch den Ernst des großen Versöhnungstages, giebt es auf dem Weinberge noch viel zu thun. Es genügt nicht, daß, wie im vorigen Gleichnisse, einer der Söhne des Morgens ausgeht, um durch sein Beispiel die Knechte zum Eifer anzuspornen und sie anzuweisen, was sie heute zu thun haben. Der ganze Tag ist dazu nötig, und Männer, Frauen und Kinder müssen Hand anlegen. Einige übernachten im Schutze der Feigenbäume oder schlagen sich dort ihr Hüttchen auf. Und der Herr geht ab und zu, um alle zu fröhlichem Eifer zu ermuntern. Denn die Trauben müssen zur rechten Zeit gepflückt und gepreßt werden, daß ihr Saft nicht wieder eintrocknet, oder die überständig gewordenen Trauben dem Wein nicht einen fauligen Geschmack verleihen.

Der Herr des Hauses, dem wir sogleich begegnen, ist darum auch voll Sorge, wenn er auch ein reicher Mann ist, der selbst nicht mit arbeitet und auch für die Lohnzahlung einen besondern Haushalter angestellt hat. Er geht aus in der Frühe, das ist in der letzten Nachtwache, von 3—6 Uhr, um Arbeiter zu mieten und in seinen Weinberg zu schicken, denn die Zeit ist längst vorüber, in der jeder Israelit seinen eigenen Acker hatte. Schon im Mosaischen Gesetze war für den

„armen und notdürftigen Tagelöhner“ gesorgt und streng verboten, ihn zu bedrücken oder ihm am Abende den Lohn für sein Tagewerk vorzuenthalten.

Der Hausvater weiß, wo er Arbeiter finden kann, und beeilt sich, daß sie sogleich bei Sonnenaufgang mit der Arbeit beginnen können. Schon als Kind sah ich in einer Handelsstadt die Hafenarbeiter, die keine Arbeit hatten, bei einer jedem bekannten Brücke stehen, zum Zeichen, daß sie noch von niemandem für diesen Tag gemietet worden waren. Bei den Israeliten war, wie überall im Altertume, der Markt der allgemeine Versammlungsort, auch für diejenigen, welche Arbeit suchten. Da der Herr schon frühzeitig am Plage ist, so findet er viele, oder sie kommen ihm bereits entgegen, da sie wissen, daß er Leute braucht.

Er sieht, daß sie für seine Arbeit geschickt sind, und kommt mit ihnen überein, macht einen Accord, daß sie den ganzen Tag, von früh 6 bis abends 6, bei ihm in Arbeit stehen sollen, wofür sie von ihm einen Denar (einen Groschen) erhalten würden. Dies war eine römische Münze, an Wert beinahe ebenso viel wie die griechische Drachme, nach unserm Gelde etwa 70 Pf. „Ein geringer Tagelohn für schwere Arbeit in der heißen Jahreszeit,“ sagt ihr vielleicht. Aber der Wert des Geldes ist abhängig von der Zeit und hat sich in der unsern durchweg verringert. Ich erinnere mich noch recht wohl, wie ich vor länger als einem halben Jahrhundert in einer abgelegenen Gegend in den Weinbergen Belgiens für ein Zweifstüberstück (= 17 Pf.) — Cents gab's damals noch nicht dort — ein gutes, reichliches Mittagsmahl bekam. So war auch im alten Israel in guten Jahren das Brot sehr wohlfeil, und andere Bedürfnisse hatte man so wenig, sodaß ein Arbeiter von einem Denar täglich sehr gut leben konnte.

Die Arbeit beginnt, Knechte und sonstiges Gesinde sind eifrig dabei und werden von den Tagelöhnern unterstützt. Die Trauben werden abgeschnitten und in Körbe gelegt. Dabei helfen selbst die Kinder mit. Doch ist Männerkraft nötig, um die Körbe wegzutragen und in die Preßkufe auszuschütten. Aber vor allem ist das Austreten der Trauben eine schwere Arbeit. Wie wir früher bereits sahen, war nach den Abbildungen aus dem alten Aegypten oberhalb der Preßkufe ein starkes Seil gespannt, und daran hingen Stricke, an denen die Traubentreter sich in die Höhe zogen, um dann nach dem Takte eines frohen Liedes mit bloßen Füßen die Trauben auszutreten. Bei den Propheten finden wir dies fröhliche Bild in einer düstern Auslegung angewendet. Die rote Farbe des Traubensaftes ließ an das Blut des Schlachtfeldes denken, über welches das siegreiche Heer hinwegschreitet. Und so spricht der Prophet von der Weinkelterkufe des Zornes Gottes, wo der Rächer ausgeht, dem nach vernichtendem Schlage die Füße vom Blute rot sind (Jes. 63, 2f.).

Aber hier denkt niemand daran. Alle arbeiten mit Lust. Der Herr geht ab und zu, um nachzusehen, ob die Arbeit gefördert wird, und zu frohem Eifer anzuspornen. Und so ging er wieder hin, etwa um die dritte Stunde.

Die altjüdische Zeiteinteilung ist uns ungewohnt. Nach ihr wurden sowohl Tag als Nacht, die man nach Auf- und Untergang der Sonne rechnete, in je zwölf Stunden eingeteilt. Dadurch werden die Stunden ungleichmäßig, im Sommer länger als im Winter. Trägt der Unterschied auch nicht so viel aus wie bei uns, so dauert doch in Palästina der längste Tag ein paar Stunden länger als der kürzeste. Aber darauf sah der Landmann so genau nicht; und in unserm Frühjahr und Herbst, wenn es am meisten zu thun giebt, sind Tag und Nacht gleich. Uebrigens war die Sonne ihr Stundenzeiger, und da es noch keine Räderuhren gab, so mußten die Sonnenzeiger und Sonnenuhren nach diesem Unterschiede berechnet werden. Wie tief diese alte Zeiteinteilung in die Lebensweise des Ostens eingedrungen ist, geht unter anderm auch aus einer kleinen japanischen Uhr hervor, die kürzlich eins unserer Museen zum Geschenk erhielt. Durch Verschiebung eines Stäbchens wurden dort die Sommerstunden länger und die Winterstunden kürzer gemacht. In Israel kannte man diese Uhren nicht. Daher der Ausdruck: ungefähr um die dritte Stunde, als die Sonne etwa den vierten Teil ihrer Tagereise zurückgelegt hatte. Da in der Weinernte die Tage erst langsam abzunehmen beginnen, so ist diese Zeit gleichbedeutend mit 9 Uhr morgens bei uns — dieselbe Stunde, in der Petrus am ersten Pfingstfeste der Christen die mannhafte Ansprache hielt.

Da nun der Tag ebenso wie die Nacht in vier Zeitabschnitte von je drei Stunden eingeteilt wurde, so war um diese Stunde ebenso wie um zwölf und um drei Uhr (nach jüdischer Rechnung die sechste und neunte Stunde) eine Ruhepause oder Eßzeit der Arbeiter. Dann setzten sie sich nieder, wischten den Schweiß von der Stirn und aßen ihr Brot zu einem frischen Trunk Wassers. So war es eine Wohlthat für die arme Ruth, daß sie beim Aehrenlesen sich zu des Boas Mägden halten durfte, und wenn sie Durst bekam, nach Belieben zu den Gefäßen gehen konnte, um von dem Wasser zu trinken, welches die Knaben hatten (Ruth 2, 8. 9).

Aber jetzt erblickt der Eigentümer des Weinbergs zur Frühstückszeit noch andere Leute auf dem Markte stehen, die er früh dort nicht bemerkt hat. Man kann sich allerlei Gründe denken, warum sie damals noch nicht dort waren, aber der Herr fragt nicht danach. Er fragt einfach: Sucht ihr Arbeit? Geht ihr auch hin in meinen Weinberg, und was euch recht ist, will ich euch am Abend geben. Mit diesen also schließt er keinen Accord. Der ganze Tagelohn ist doch nicht mehr zu verdienen. Sie kennen gewiß den Herrn und fragen nach nichts weiter, weil sie seinen billigen Sinn schon gewohnt sind — und sie gehen.

Inzwischen drängt die Arbeit. Schon mehr als einmal ist die unterste Rufe, in welche der Traubensaft abfließt, in Schläuche oder Thonkrüge geleert, und noch immer werden in vollen Körben Trauben herbeigebracht. Die neuen Arbeiter sind also willkommen und gehen selbst mit Lust ans Werk. So geht es auch in der zweiten und dritten

Ruhepause, nach unserer Zeiteinteilung um 12 und um 3 Uhr, und noch immer sind es der fleißigen Hände nicht genug.

Der Weinbergbesitzer geht auch danach noch einmal zufällig am Markte vorüber. Er sucht nun keine Arbeiter mehr. Es ist schon die elfte Stunde, und in einer Stunde ist das Tagewerk zu Ende. Da sieht er noch einige ohne Arbeit auf dem Markte warten.

Für einen fleißigen Menschen ist kein Anblick häßlicher als der eines Müßiggängers. Es ist also eher ein Tadel als eine Aufforderung, wenn er sagt: Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Man sah es ihnen deutlich an, sie waren keine Straßenbummler, wie sie Lukas in Griechenland fand (Apg. 17, 5), Menschen, die aus allem auf ehrliche oder unehrliche Weise ihren Vorteil zu ziehen wußten, sondern es waren stämmige Feldarbeiter. Aber er konnte es vielleicht an ihren unbenutzten Werkzeugen sehen, daß sie diesen Tag noch nicht gearbeitet hatten. Was steht ihr hier den lieben langen Tag müßig? fragt er, da doch wohl immer Arbeit zu finden ist für den, der sie sucht.

Aber diesen Leuten war das Suchen und Fragen heute nicht geglückt. Wir möchten wohl, daß es anders wäre, so lautete die Antwort, aber es hat uns niemand gedingt. Der Herr hat Mitleid mit ihnen und spricht: Geht ihr auch hin in meinen Weinberg. Die Worte: „und was recht sein wird, soll euch werden“ findet man in den besten alten Handschriften nicht, und ich glaube auch nicht, daß sie dazu gehören. Mit den ersten Arbeitern trifft der Herr ein Abkommen, den folgenden verspricht er einen billigen Lohn, aber hier ist von Lohn keine Rede. Es heißt einfach: Habt ihr Lust, so könnt ihr die letzte Stunde noch in meinem Weinberge arbeiten.

Sie sputen sich zu gehen. Die Sonne neigt sich zum Untergange, und doch arbeiten sie noch eifrig fort. Mit frischer Kraft übernehmen sie die schwerste Arbeit. So läuft alles geregelt ab. Der Herr ist wohl zufrieden.

Der Abend sinkt, und die Arbeit wird abgebrochen. Das Gesetz des Moses bestimmte ausdrücklich: Dem Tagelöhner sollst du für seinen Tag seinen Lohn geben. Die Sonne soll darüber nicht untergehen: denn er ist arm, und seine Seele verlangt danach. Während also die Arbeiter sich ausruhen und sich den Schweiß abwischen, giebt der Herr seinem Schatzmeister den Auftrag, daß er sie rufe und ihnen den Lohn auszahle; mit den zuletzt Gefommenen soll er beginnen und so bis zu den Ersten fortfahren.

Die Letzten kommen, froh, daß sie doch wenigstens etwas bekommen sollen, aber erstaunt sehen sie auf und wissen vor Dankbarkeit nicht, was sie sagen sollen, als sie den vollen Tagelohn empfangen. Die andern sehen dies und denken: Was wird da wohl unser Lohn sein? Ob die von 9, 12 und 3 Uhr auch den vollen Denar erhielten, das steht zwar nicht da, läßt sich aber denken, die Gegenüberstellung ist nur die von den „Ersten“ und den „Letzten“. Die, welche zwischen beiden die Arbeit begannen, werden einfach mit Stillschweigen übergangen. Will

man daran denken, daß sie bei der Auszahlung kürzer wegkamen, so kann das wohl sein, aber wahrscheinlich ist es nicht.

Nur von den Ersten, die in der Frühe gemietet waren und seit Sonnenaufgang gearbeitet hatten, ist hier die Rede. Als sie an die Reihe kamen, traten sie vor, wenigstens des doppelten Lohnes gewärtig. Aber sie täuschten sich: sie empfingen den versprochenen Denar, mehr nicht. Murrend nahmen sie ihn hin. Dem Schatzmeister etwas darüber zu sagen, das hilft nichts. Der Mann führte einfach aus, was ihm befohlen war. Sie erkühnten sich also, den Herrn des Hauses selbst darüber anzusprechen. Einer von den Rädelsführern stellt sich an die Spitze, um vorstellig zu werden. Die in der Zwischenzeit Gemieteten halten sich indessen draußen auf.

Siehe, so sprechen sie, diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. Nicht nur länger haben sie gearbeitet, sondern auch unter schwierigeren Umständen. Denn um Mittag stach die Sonne, und die Luft wurde drückend zwischen den Weinstöcken, die keinen Schatten bieten, vielmehr noch jedes kühle Lüftchen abhalten. Vor allen die Traubentreter haben dies schwer empfinden müssen. Und diese Letzten haben, nachdem sie den ganzen Tag geruht, bei der letzten Arbeit die Abendkühle genossen! So hätten sie wohl auch in einer einzigen Stunde den Tageslohn verdienen mögen!

Bei oberflächlicher Betrachtung haben sie so unrecht eben nicht; und doch hat auch der Herr recht, wenn er zum Anführer der Schar spricht: Mein Freund! — wie wir das Wort wohl auch gebrauchen, ohne daß es gerade eine Freundschaft ausdrücken soll, ja manchmal soll es wohl das Gegenteil bedeuten; Jesus nennt in Gethsemane sogar seine Verräter so — Mein Freund, ich thue dir nicht unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen, und hast du den nicht erhalten? Nimm, was dein ist, und gehe hin! Ich will aber diesen Letzten geben gleich wie dir. Oder habe ich nicht Macht, zu thun, was ich will mit dem Meinen? Sieheft du darum scheel, daß ich so gütig bin?

Ob nun die Klagen den überzeugt und zufrieden find, das sagt Jesus wieder nicht, und es ist auch gar nicht seine Absicht, es zu sagen. Die Nutzenanwendung von solchen Gleichnissen, die den Charakter seiner Zeitgenossen ins rechte Licht stellen sollten, ließ er ihre Gewissen meist selbst machen.

Und das Gewissen sprach bei den Juden immer von Lohndienst. Sie thaten alles für Gott und erwarteten nun, daß Gott alles für sie thun werde. Der Lohnarbeiter ist an sich wenig dankbar und leicht neidisch. Es ist dieselbe Erfahrung, die wir noch heute machen müssen: nicht das, was man entbehren muß, sondern das, was andere voraus haben, macht die meiste Unruhe. Ein Bürgersmann wird seinem reichen Nachbar die Schätze nicht gönnen, die dieser besitzt und um die er nicht zu arbeiten braucht, und der Arme selbst sieht denjenigen scheel

an, der mehr erhält als er, da jener es in seinen Augen nicht verdient. Lieber möchte man zusammen noch ärmer sein. Die Mißgunst säet viel Unkraut in unsere heutige Gesellschaft, in der die Denare eine solche Hauptrolle spielen. Sie unterminiert ihren Grund und Boden und ist die Ursache für die schwersten Schäden. Manches Auge blickt darum scheel, daß es einem andern wohlher geht. Das sollte unter Christen, die nur von der Gnade und nicht vom Verdienste vor Gott sprechen und davon ihre Seligkeit erwarten können, nicht so sein.

Aber eine Warnung im allgemeinen gegen Lohndienst und Mißgunst kann nicht der einzige Zweck eines Gleichnisses sein, das durch die Worte eingeleitet wird: Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein. Denn das Himmelreich ist gleich einem Hausvater . . . und dann am Schlusse wieder der feierliche Spruch: Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein¹⁾.

Versuchen wir, ob wir im Zusammenhange nicht die rechte Erklärung finden können, die der Heiland selbst seine Jünger erraten läßt — wenigstens ist die nähere Erklärung davon nicht aufgezeichnet worden.

Jesus ist auf seiner letzten Reise. Der betrübte Weggang des reichen Jünglings bildet sodann zu der vorausgehenden Segnung der Kinder einen wirksamen Gegensatz. Während die Kindlein ins Reich Gottes eingehen, ist es für den, der an den Gütern der Welt hängt, beinahe ebenso unmöglich, wie ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen kann. Als Petrus diesen Spruch hört, kommt der Hochmut über ihn, und ohne daß es seine Absicht ist, kommt er beinahe auf die Fährte des Pharisäers, der Gott dafür dankt, daß er jenem Zöllner nicht gleich ist. „Der reiche Jüngling kehrt zu seinen vielen Gütern zurück, denn es schmerzte ihn bitter, daß du so viel von ihm verlangtest; aber wir Zwölf, wir haben alles verlassen, um dir zu folgen, was wird uns dafür werden?“ Ihr seht, Petrus ist von dem jüdischen Lohndienste noch nicht ganz frei, und er freut sich über das Versprechen des Herrn, daß ihm diese Aufopferung in der künftigen Welt hundertfach vergütet werden solle. Aber Jesus ändert sofort die glänzende Aussicht, indem er hinzufügt: Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein! Und darauf, mit einem vielbezeichnenden „Denn“ erzählt Jesus unser Gleichnis.

Was folgt daraus? Daß von der Arbeit der Jünger gesprochen wird und darum der Weinberg hier wieder das Bild des Himmelreichs ist, zwar nicht in seiner vollen Entfaltung, aber doch in seiner Vorbereitung. Waren im alten Weinberge die Juden die ersten Arbeiter gewesen, so sind es jetzt, da alles neu geworden ist, die Jünger, die mit und nach ihnen darin arbeiten. Die Zwölf sind natürlich die

¹⁾ Die Worte: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“, scheinen nicht hierher zu gehören und fehlen in einigen der besten alten Handschriften. Wir sprechen noch weiter davon bei der „königlichen Hochzeit“.

Ersten, Petrus voran. Aber sie sollen nicht denken, daß, wenn sie auch die Last und Hitze des Tages getragen haben, sie darum, wenn der Lohn ausgezahlt wird, die Ersten sein werden. Andere würden herzuggerufen werden und ihnen vielleicht vorangehen, wenn der Tag sich seinem Ende naht. Bei diesen Letzten dürfen wir nicht vergessen, daß die neuere Weltgeschichte, die Zeit nach der Einführung des Christentums, in den ältesten Büchern des Neuen Testaments immer auf ein einziges Jahrhundert beschränkt wird. Später wird uns dies noch öfters vorkommen.

Und bleiben wir nur bei dem Apostelkreise, so steht uns als einer dieser Letzten sogleich Paulus vor unserm Geistesauge, der nach seiner eignen Erklärung der geringste unter den Aposteln war, ja, sich nicht wert hielt, ein Apostel genannt zu werden, und der doch mehr gearbeitet hatte als sie alle. Nicht nach der Zeit ihrer Berufung und nach der Länge der Arbeitszeit soll der Lohn berechnet werden, sondern nach der Bereitwilligkeit, mit der sie die Arbeit verrichtet haben. Der Herr, der vor allem gerecht ist, ist ebenso edelmütig, wenn er den guten Willen für die That rechnet, eine einzige Stunde für einen ganzen Tag. Also — so erklärt sich's noch einmal auf diese Weise — werden die Letzten Erste sein, und die Ersten Letzte.

Will man das Ziel des Gleichnisses noch weiter stecken, so hindert uns nichts, dabei an Jesu Ausspruch zu denken, daß viele kommen werden von Osten und Westen und werden den Kindern des Reichs vorgezogen werden. Wie z. B., wenn die Juden durch den Glauben der Heiden beschämt wurden, wie später die alte Kirche im Osten durch die im Westen. Bereits kehrt von hier aus das Licht wieder in das Land zurück, von dem es ausgegangen war. So sind die Ersten Letzte geworden, Nazareth und Bethlehem, ja Jerusalem selbst empfangen jetzt erst wieder von denen, die früher die Letzten waren, das reine Evangelium. Und was wird die Zukunft noch im Schoße bergen? Werden nicht vielleicht die Völker und Völker, wo jetzt erst noch wenige Sendboten einige wenige gewinnen, dem alternden Europa vorgezogen werden im Reiche Gottes? Also werden Erste die Letzten und Letzte Erste; aber für Mißgunst ist kein Grund vorhanden, sondern nur für einen edlen Wettstreit: denn der Herr ist allen gnädig und gut.

Statt daß wir uns dessen rühmen, was wir sind und was wir thun, wollen wir — nach Jesu Aufforderung — den Herrn der Ernte bitten, daß er noch mehr Arbeiter aussende und anstelle zur Ernte: denn diese ist groß und der Arbeiter noch viel zu wenige. Wer mit helfen will, der sei willkommen: dann sind auch die, welche man so nennt, die Erstberufenen; einen eigentlichen geistlichen Stand kennt das Evangelium, kennt insbesondere auch der Protestantismus nicht.

Noch eine Bemerkung zum Schlusse. Die Bibel hat auf die Volkssprache einen großen Einfluß geübt, besonders bei uns, wo sie schon

seit so langer Zeit das Volksbuch war. Gläubige und Ungläubige gebrauchen viele Worte und Sprüche, die daraus entlehnt sind, auch ohne es zu wissen. So ist aus dieser Erzählung das Wort: „zur elften Stunde“ in der Bedeutung von: „so spät wie möglich, endlich doch noch“ in Gebrauch gekommen. Man bedenkt sich, giebt zu, thut etwas, einerlei was es sei, aber doch immer etwas Gutes, zur elften Stunde; läßt etwas, wenn es eben noch die rechte Zeit dazu ist.

Diese Anwendung ist unschuldig, aber sie verliert ihre Harmlosigkeit, wenn sie auf die Bekehrung des Sünders bezogen wird. „Wer auch selbst noch in der elften Stunde, im Alter, ja sogar in der Todesstunde, dem Rufe der Gnade folgt“ — meint man — „der wird den vollen Lohn empfangen und ebenso gut selig werden wie diejenigen, welche früher gekommen sind.“ Eine gefährliche Vorstellung und dazu gänzlich unbiblisch! Als ob das christliche Leben eine zu schwere Aufopferung sei, die man so lange als möglich hinausschieben müßte, eine Peinigung, die man sich nicht eher anthut, als bis sie höchst nötig geworden ist! Schon die Kirchenväter verwahrten sich dagegen mit allem Ernste, und ein trauriges Erlebnis hat mich erkennen lassen, daß solch eine Bekehrung im letzten Augenblicke die rechte nicht ist. Ich erinnere mich noch immer eines bildschönen aber sittenlosen Mädchens, das nach der Erklärung der Aerzte die Auszehrung hatte, und nun für fromme Seelen ein deutliches Bild der Bekehrung bot. Aber wider alles Erwarten nahm die Krankheit, die aus ihrem schlechten Lebenswandel entstanden war, eine andere Wendung. Die alte Lebenslust kam wieder zurück und damit auch die Lust an der Sünde. Die einzige Frucht ihrer Bekehrung auf dem vermeintlichen Sterbebette war die Scham vor den Menschen, die sie bewog ihren Wohnsitz anderswohin zu verlegen, um da ihre schändliche Lebensweise wieder anzufangen. Es war die elfte Stunde noch nicht; — die Bekehrung war noch nicht nötig gewesen!

Ich will die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß ein abgelebter Greis, daß ein sterbender Sünder sich noch bekehrt. Aber ich erwarte dies am wenigsten von demjenigen, der früher bereits die Notwendigkeit davon einsah. Sobald die göttliche Bestimme bis ins Herz gedrungen ist, muß dieselbe das Herz in einem seligen Gefühl entbrennen lassen und zum Kampfe rufen, der zur Einklehr führt. Es giebt keine Seligkeit im Jenseits, zu der wir mit großer Aufopferung gerufen würden. Denn was wir aufopfern, hat keinen Wert, und bereits hier hat der Gläubige das ewige Leben. Die Gottseligkeit hat doch die Hoffnung des gegenwärtigen sowie des zukünftigen Lebens. Man scheidet diese beiden zu oft voneinander und stellt sich den Himmel Muhammeds vor, ein Paradies der Freude und des Sinnengenusses, wo alle gleicherweise selig sind, und es käme nur darauf an, daß man hineinzukommen versteht.

Am allerwenigsten hat man ein Recht, sich auf dieses Gleichnis für die Bekehrung in der elften Stunde zu berufen. Es hat einen ganz andern Zweck. Von Bekehrung sprechen die beiden Gleichnisse, in denen zwei Söhne vorkommen, die Abbilder des Pharisäers und des Zöllners. Und

fände unser Gleichniß auch seine Anwendung bei den früher und später Befehrten, so würde es auch dann noch viel eher das Gegentheil lehren. Schon der beredte Augustinus wirft die Frage auf: Was würde der Herr gesagt, was gethan haben, wenn die früher oder später Gerufenen gesagt hätten: „Wir haben jetzt noch keine Lust dazu; zur ersten Stunde können wir wohl auch noch ankommen?“ Und warum kommen die Letzten so spät? Nicht in der Voraussicht auf den vollen Tagelohn; viel weniger in der Hoffnung, aus den Letzten die Ersten werden zu können. Einfach, weil niemand sie gedingt hat. Sie haben danach ausgeschaut, haben wartend am Markte gestanden. Laßt nur den alten Sünder oder den abgelebten Weltmenschen einmal beweisen, daß er noch niemals gerufen worden ist! Das würden höchstens die Indianer oder Neger sagen können, die noch nie vom Evangelium gehört haben.

Nehren wir also zur wahren Bedeutung des Gleichnisses zurück und ziehen wir für uns selbst den Schluß daraus. Es giebt viel zu thun im Gottesreiche und für dasselbe, und alle Erdenbürger sind dazu berufen. Wer die Ersten und wer die Letzten sein werden am Tage der Vergeltung, das sei Gott anheimgestellt, der die Herzen kennt und die Arbeit zu würdigen weiß. Laßt also beides, Hochmut und Mißgunst, fern von uns sein! Es ist schon eine Ehre, in des Herrn Weinberg der Geringste und Letzte zu sein. Auf den Steinen des vollendeten Gotteshauses werden keine Menschennamen mehr geschrieben stehen, und von den Garben im Arme der Engel wird nicht mehr gefragt werden, wer sie gesät oder gemäht hat.

XIII

Die alten und neuen Weinschläuche

Matth. 9, 17. Marc. 2, 22. Luc. 5, 37—39

Wir verlassen den Weinberg, aber noch nicht seine Frucht. Seit Noahs Tagen — die Erzählung ist bekannt — kommt der Wein in der Bibel als die Freude des Lebens vor, aber auch als ein gefährlicher Freund, mit dem man vorsichtig umgehen muß. Dies verkürzt aber das Lob nicht, das ihm gespendet wird und das der Wein von Palästina wohl verdient. Zuweilen wurde wohl der ungegohrene Traubensaft getrunken und war in der Hitze ein erfrischender Trank, aber lange konnte er nicht in diesem Zustande erhalten bleiben, und den prickelnden Geschmack erhält der Saft erst durch die Gährung. Wurde mit diesem gegohrenen Erzeugnisse auch manchmal Mißbrauch getrieben, und eifern dagegen besonders die Salomonischen Sprüche — Trunkenheit ist nie eine Volksünde in Israel gewesen, und ist es auch heute noch nicht.

Was also aus der Kelterkufe kam, mußte einige Zeit haben, um zu gähren. Wir lesen nicht, daß dies wie bei den westlichen Völkern in irdenen Krügen, viel weniger, daß es in hölzernen Fässern geschah. Man scheint sich allgemein an die älteste Gewohnheit gehalten zu haben und benutzte dazu Tierhäute, die zu diesem besondern Zwecke zubereitet wurden. Diese wurden nicht zu einer besondern Façon zugeschnitten; sie bestanden nicht aus Stücken von Leder, die aneinander genäht waren, es waren eher Häute, als Schläuche und bestanden wohl meistens bei den semitischen Völkern aus Ziegenfellen, die nicht zu groß und nicht zu klein waren, und sicherlich dauerhafter als Schaffelle. Mußte man die abgezogene Haut wieder zusammennähen, so geschah dies wohl fest und wasserdicht; aber ich glaube nicht, daß es nötig war. Man konnte die Haut, ohne sie aufzuschneiden, abziehen. Dann war sie noch dauerhafter und brauchte nur oben und unten zugebunden zu werden, an letzterer Stelle fest für immer, an ersterer so, daß sie nach Belieben geöffnet werden konnte.

Solche natürliche Wasserschläuche waren besonders auf Reisen zweckmäßige und sichere Behälter. Denn wie gefährlich wäre das Mitführen von zerbrechlichen Krügen oder Flaschen in der Wüste gewesen, wo das Wasser die erste Lebensbedingung ist! Es wird wohl so ein lederner Schlauch gewesen sein, — wenn er auch nicht so groß war — den Abraham der Hagar beim Scheiden auf die Schulter legte, den aber Ismael so bald leer trank, daß er hernach beinahe vor Durst starb. Als besonders wertvoll galten gute, undurchlässige Weinschläuche, deren Inhalt kostbarer war, und die durch die Gährung viel mehr auszuhalten hatten. War der Wein in der Erntezeit hineingefüllt, so fing er bei der Gährung an zu treiben, und die entwickelte Kohlen Säure zerprengt noch heute oft die Glasflaschen oder steinernen Krüge, ja selbst hölzerne Fässer.

Die Israeliten waren darauf angewiesen, den Wein lange auf der sogenannten Hefenmutter liegen zu lassen, die zum Teil noch vom Keltern zurückbleibt, zum Teil aber auch durch den Gährungsprozeß entsteht. Dies Verfahren macht den Wein stark und wird noch jetzt angewendet. Wenn dann später das erste Aufbrausen vorüber war und nur noch eine langsame und stille Gährung zu erwarten stand, wurde der Wein von der Hefe abgelassen und auf andere Schläuche gefüllt und aufbewahrt.

Es konnte vorkommen, daß selbst starke Weinschläuche platzten, besonders wenn sie auf der Reise der großen Hitze ausgesetzt waren. So war es nach ihrer eigenen Erzählung den Gibeoniten ergangen, die sich dem Josua als Bewohner eines entlegenen Landes vorstellten und dadurch für sich und ihre Stadt Schonung erhielten. Sie hätten frisch gebackenes Brot mitgenommen und nun war es vertrocknet und verschimmelt; die ledernen Weinschläuche waren neu, und siehe, nun sind sie zerplatzt, wie auch Kleider und Schuhe von der langen Reise alt geworden sind (Jos. 9, 12. 13). Von sich selbst würden starke, lederne Schläuche, auch nach so langer Wanderschaft nicht wie Sandalen

und Mäntel zerrissen sein. So ist es zu erklären, daß nicht von Wasserjchläuchen gesprochen wird, deren der Reisende noch notwendiger bedarf, und daß auch nicht von alten und abgenutzten, sondern von geplagten Häuten die Rede ist.

Es war also im Ganzen kein seltener Fall, worauf sich Jesus hier beruft; und wohl verstanden, nicht in Form einer Erzählung, sondern nur eines Spruches, beinahe eines Axioms: — etwas, das für sich selbst spricht.

Niemand fasset Most in alte Schläuche. Dies war eine alte Regel im Weinberge, wo der Wein zuerst gelagert wurde, und kein Weinbauer würde wohl so thöricht sein, von dieser Regel abzuweichen. Und warum nicht? Aus dem sehr einfachen Grunde, weil diese Häute schon lange ihre Zähigkeit und Dehnbarkeit verloren haben. Das Leder ist hart geworden und giebt nicht mehr nach. Sind sie also luftdicht verschlossen, und beginnt der Most kräftig zu gähren, so können sie ihm keinen Widerstand leisten. Sie bersten, und das eine geht mit dem andern verloren. Die Schläuche sind verdorben und der Wein ist ausgelaufen. Aber neuen Wein muß man in neue Schläuche thun, und sie werden beide zusammen erhalten.

Aber hat der Wein lange genug auf der Hefe gelegen, und ist der erste Gährungsprozeß vorüber, dann kann man ihn ruhig auf alte Schläuche füllen, da sie dafür noch stark genug sind.

Jesus stellt diesem Bilde noch ein anderes gegenüber. Dies kommt mehrfach vor, und wir können es den „Parallelismus der Gleichnisse“ nennen, ebenso wie es in der Poesie der Hebräer gebräuchlich ist. Der eine Spruch oder das eine Bild läßt auf andere ein helleres Licht fallen oder bestätigt sie, betrachtet auch wohl dieselbe Wahrheit von einer andern Seite. So laufen z. B. die Gleichnisse vom Sauerteig und vom Senfkorn parallel nebeneinander her, die vom Schatz und von der Perle, vom Krieg und vom Turmbau.

Diesem thörichtem und in einem Weinlande undenkbarern Beginnen, den Most, der noch gähren muß, auf alte Schläuche zu füllen, stellt Jesus das Flicken eines neuen Lappens auf ein altes Kleid an die Seite.

Die Kleidung der alten Israeliten war durchaus einfach, wie heute noch, wenigstens für das Alltagsleben, die Kleidung der Orientalen einfach ist. Das hauptsächlichste und unentbehrliche Gewand ist der Mantel, durchgängig bestehend aus einem braunen Wollstoff, einer Art Tuch. Wenn dies gewebt war, wurde es von dem Walker aufgekragt und gewaschen und wurde dann zum ersten Male eingelassen. Aber ebenso wie bei uns der leichte Wollstoff, mußte es auch später noch einmal eingehen, bis das Kleid sich nicht mehr zusammenzog und nun seine Gestalt behielt. Das schadet bei dem weiten Mantel nichts, da er nur aus einem viereckigen Stück Zeug besteht, ohne alle Façon, das während des Tages wie ein Kleid aufgeschürzt und des Nachts wie eine Decke umgeschlagen wird. Kam nun infolge langen Gebrauchs oder durch Dornensträucher auf wildverwachsenen Wegen ein Loch in

solch einen Mantel, dann wurde einfach ein Stück oben daraufgesetzt, und besonders ein Armer schämte sich seines gestickten Mantels nicht.

Aber was geschieht nun, wenn man auf das alte Kleid, das schon lange nicht mehr eingeht, ein Stück neues Zeug näht? Selbst wenn es gut zum alten paßt, so wird es doch bald einschrumpfen und zu klein werden, und ist es fest eingenäht, dann zerreißt es das alte, schwächere Zeug und es entsteht ein größerer Riß. So erzählen Matthäus und Markus, und ihre Darstellung ist einfach und natürlich. Die des Lukas ist weniger wahrscheinlich. Aber solche Eigentümlichkeiten kann der Leser, der sich näher dafür interessiert, in den Evangelien selbst nachlesen oder auch in meinem ausführlicheren Werke über die Gleichnisse besprochen finden.

Von größerer Bedeutung ist es, den Zweck kennen zu lernen, den Jesus mit diesem Gleichnisse im Auge hatte. Wer etwa meint, es solle nichts anderes bedeuten als: „Altes zu Altem und Neues zu Neuem, sonst paßt es nicht“ oder wie man wohl sagt: „Gleich und Gleich gesellt sich gern“, der würde sehr oberflächlich urtheilen. Es läßt sich auch nicht überall anwenden. Ein alter Mann darf wohl einen neuen und starken Stock haben, und ein junger Reisender einen alten Führer. Auch ist Jesus nicht gewohnt, solche Rätsel hinzuwerfen, damit jeder nun auf seine Weise eine Auflösung suche und vielleicht weit in die Ferne schweife. Im Gegentheil, als der rechte Volkslehrer spricht er immer in Beziehung auf den nächsten Kreis, in dem er sich befindet, wenn sich auch von da ab sein Ziel weiter hinauserstreckt. Die ganze Umgebung Jesu muß uns den Schlüssel bieten für seine Unterweisung, und womöglich müssen wir denselben im Zusammenhange zu finden suchen. Das Sündigen gegen diese einfache und natürliche Regel hat zu zahllosen verunglückten Auslegungen Anlaß gegeben, die zwar von Scharfsinn zeugen, aber das Eine, Notwendige vermissen lassen: die Wahrheit.

Versuchen wir also, ob wir aus dem Zusammenhange nicht den einfachen und natürlichen Sinn dieses Doppelbildes ersehen können.

Bei allen drei Evangelisten (Johannes zählt natürlich nicht mit) ist dieser Zusammenhang derselbe und schildert uns Jesu freiere Denkweise gegenüber der Beschränktheit der Pharisäer. Zuerst sehen wir, wie er einen Zöllner (Matthäus oder Levi) zu seinem Jünger beruft. Dieser richtet zum Abschiede eine große Mahlzeit aus, an der natürlich viele Zöllner und andere dergleichen Leute teilnehmen, und mitten unter ihnen auch der Herr. Das ärgert die Pharisäer, die nicht mit in dieses Haus hineingehen wollen — es würde sie verunreinigen! Und da sie Jesus selbst nicht fragen können oder wollen, so sprechen sie seine Jünger darüber an, die auch vielleicht mit einigen Bedenken an der Mahlzeit teilgenommen haben. Aber als Jesus dies hört, spricht er: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße und nicht die Gerechten. — Meinten die Pharisäer, daß das Gottesreich um ihretwillen komme, daß sie ein Recht darauf hätten, zuerst dazu gerufen zu werden und darin zu herrschen, während Zöllner

und Sünder, als solche, die sich gegen das Gesetz auflehnten, keinen Platz darin finden würden, so sagte Jesus seine Sendung ganz anders auf.

Hierauf folgte nun eine Frage, die das Fasten betraf. Es kann sein, daß sie im Anschlusse daran sofort aufgeworfen wurde, es ist aber auch möglich, daß Matthäus damals, als er die Worte Jesu aufzeichnete, fand, daß sie hierher gehörten, weil sie von dem eigenthümlichen Geiste Jesu Zeugnis ablegten.

Die Frager waren Jünger Johannis des Täufers, die sich noch nicht an Jesus angeschlossen hatten, sondern ihrem ersten Meister treu geblieben waren, dessen Lebensweise mehr mit der jüdischen Denkart übereinstimmte. Wie streng auch und entsagungsreich schon sein Leben in der Einöde war, so nahm er doch noch überdies an dem Fasten der Pharisäer teil. Jeden Donnerstag und Montag aßen sie nicht vor Sonnenuntergang. Das Mosaische Gesetz kennt diese Fasttage nicht, aber die Schriftgelehrten hatten sie eingeführt zum Andenken an die Tage, an denen Moses den Sinai erstieg und von dort aus herabsprach. Dies gehörte also zu der göttlichen Verehrung des Gesetzes, zu den Ueberlieferungen, von denen Jesus sagte, daß sie nichts anderes seien als Menschengebote.

Als einige Johannesjünger sahen, daß Jesu Jünger an jedem Tage aßen und tranken — wenn auch gewiß nicht am großen Versöhnungstage — so richteten sie an Jesus die Frage, warum seine Jünger ebensowenig wie er selbst diese Fasttage einhielten. Die Antwort Jesu lautete: Hochzeitsleute fasten nicht, solange der Bräutigam bei ihnen ist; wenn er aber von ihnen genommen wird, dann werden sie fasten! Aus einem verdienstlichen Werke, wie es nach damaliger jüdischer Anschauung war und später in der christlichen Kirche aufs neue geworden ist, soll also das Fasten wieder der natürliche Ausdruck der Betrübnis und der Reue werden.

Und nun folgt wie in einem Atem: Niemand setzt einen neuen Lappen auf ein altes Kleid oder thut neuen Wein in alte Schläuche.

Erklärt es sich nun nicht ganz von selbst, daß das Alte in beiden Bildern die Form bedeutet, in welche die Pharisäer die Religion eingekleidet hatten; das alte Kleid, das durch die Vereinigung mit dem neuen nur zerreißen muß, die steif gewordenen Häute, die den neuen, gährenden Wein nicht bewahren können? — Das Evangelium ist das Neue. Es soll nicht wie ein neuer Lappen in das alte und veraltete Judentum eingesetzt werden. Es würde sich nicht darein schicken können, durch seine noch lebendige Kraft einen Riß verursachen, und dadurch nichts Gutes stiften. Es darf ebensowenig in die alten Formen gepreßt werden, an welche die alte Welt gewöhnt war: denn es würde sie doch zersprengen. Ein neues Prinzip, das der Freiheit der Kinder Gottes, der Verehrung im Geiste und in der Wahrheit, bedurfte neuer Formen, die der gährenden Kraft Spielraum gewähren, wie dies anderswo durch den Sauerteig ausgedrückt ist.

Aber darum verwarf Jesus das Mosaische Gesetz keineswegs und

focht es auch nicht an, wenn er auch nur selten von seinen äußerlichen Formen sprach. Er tadelt selbst das Fasten der Pharisäer nicht und macht am allerwenigsten dem Johannes einen Vorwurf daraus, daß derselbe sich dazu verbunden hielt. Ein Bußprediger mochte immerhin Trauertage einhalten und anbefehlen. Aber diese alten Formen, besonders insofern sie bloße Formen waren, paßten nicht zu seiner Lehre. Hochzeitsgäste fasten nicht. Und thun sie dies später, dann soll es nicht montags oder donnerstags sein als ein vor Gott verdienstliches Bußwerk, sondern Tag für Tag, bis der Bräutigam ihnen wiedergehenkt wird, bis der Tod in Auferstehung übergeht.

Zufas hat hier noch einen Zusatz, den wir geistreich nennen würden, wenn dieses Wort ausnahmsweise auf des Herrn Worte angewendet werden könnte, die alle Geist und Leben sind: Und niemand ist, der vom alten trinkt und wolle bald des neuen, denn er spricht: der Alte ist besser. — War der neue Wein Palästinas süßer und milder, so war der Geschmak des alten, der lange auf der Gese gelegen hatte, kräftiger und schärfer. So war es natürlich, daß der, welcher sich an den prickelnden Geschmak desselben gewöhnt hatte, nicht sogleich dem neuen Gewächse des Laubhüttenfestes den Vorzug gab. Darum wundert sich Jesus nicht, wenn noch so viele am Alten hängen und seine Lehre zu gelinde und weitherzig finden.

So konnte der Herr seinem Vorläufer volle Ehre zu teil werden lassen und tadelte darum auch dessen Jünger nicht, wenn er sich mit ihm auch nicht völlig eins fühlen konnte. Unter allen, die von Weibern geboren sind, sprach er später, ist kein größerer Prophet, denn Johannes der Täufer, der aber der kleinste ist im Reiche Gottes, der ist größer denn er, versteht besser das Wesen des neuen Gottesreichs.

Doch die Christenheit hat Mühe gehabt, sich zu diesem erhabenen Standpunkt ihres Meisters emporzuschwingen. Noch 25 Jahre nach der Ausgießung des heiligen Geistes waren alle Gläubigen zu Jerusalem große Eiferer für das Gesetz. Ja, es fehlte nicht viel, so wäre es zu einem unheilbaren Risse in der jungen Kirche gekommen. Aber der freie Geist des Paulus, der sich um so freier entfaltete, als er den Pharisäismus in seinem frühern Leben so durch und durch kennen gelernt hatte, überwand schließlich allen Widerstand. Nach der Zerstörung Jerusalems wurden die alten Formen dem Judentum überlassen. Und noch immer bewahrt dieses getreulich seinen alten Wein in den alten Schläuchen, die auch für ihn berechnet sind, und wiederholt es: Der alte ist besser!

Doch gab es noch immer solche, die den Glauben an Jesus als den Christus mit ihren überlieferten jüdischen Gebräuchen vereinigten. Aber mehr und mehr der allgemeinen Kirche entfremdet und schließlich als Ketzer aus derselben ausgestoßen, verschwinden die Ebioniten oder Nazarener im zweiten und dritten Jahrhundert. Vergebens hatten sie einen neuen Lappen auf das alte Kleid gesetzt, den neuen Wein in

ihre alten Schläuche gefüllt. Das eine war mit dem andern verdorben und verloren gegangen.

Besteht in der Freiheit, — so ruft Paulus den Judenthristen seiner Zeit zu —, damit uns Christus befreit hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen (Gal. 5, 1). Ach! was würde Paulus gesagt haben, wenn er als Bußprediger der christlichen Kirche späterer Jahrhunderte aus seinem Grabe hätte aufstehen können? Als unmündige Völker zum Christentum herbeigeführt wurden, hat man zu diesem Werke wieder die Formen des Judentums und der Heidenwelt entlehnt; in Priesterstand und Kirchenpomp und fremder Kirchensprache, in vorgeschriebenen Gebeten und Fasten und schließlich in einer Geschöpfanbetung, welche die Ehre Gottes und des Heilandes antastet, hat man die Herrlichkeit der Kirche gesucht. In dunklen Zeiten können diese Formen, wie eine gewisse Dressur — ein Zuchtmeister auf Christus, wie Paulus das Gesetz nennt — ihren Nutzen gehabt haben. Es sind unter solchen Umständen auch nicht so sehr die Formen selbst, als die vermeintliche Unfehlbarkeit, mit der die katholische Kirche sie handhaben zu müssen glaubte, wodurch die Christenheit unberechenbaren Schaden erlitten hat. Aber der neue Wein beginnt zu gähren, zersprengt die alten Schläuche, und der Wein selbst wird verschüttet und geht verloren. Dies ist in kurzen Worten die Geschichte jedes katholischen Staates in unserer Zeit: ein Kampf ohne Sieg, eine Krisis ohne Lösung. Wo der Geist der freien Forschung durchdringt und dem blinden Glauben die Augen öffnet, da wendet sich der höher Gebildete ab von den Speise- und Fastengeboten, welche die Kirche auferlegt, von den vorgeschriebenen Gebeten und geistlosen Formen. Aber dann geht auch überall mit dieser Form der Geist und das Wesen des Christentums verloren: der kostbare Wein mit den alten Schläuchen. Und vom Unglauben wendet man sich wieder zum Aberglauben, wie unlängst ein edler Vorkämpfer des echten Liberalismus in Frankreich sagte: „Nehmt dem Volke alle Religion, und dem ersten Bettelmönche, der ihm Frieden für das Herz verspricht, wird es sich in die Arme werfen.“

Auch die Protestanten sind diesem Prinzipie nicht immer treu geblieben. Verlästert und verfolgt von der herrschenden römischen Kirche, haben sie sich in ihren Glaubensbekenntnissen und der Einrichtung von Gemeinde und Gottesdienst ausgesprochen und zugleich verteidigt. Da nun einmal der Geist nicht ohne Form bestehen kann, so wenig wie der Wein ohne ein Gefäß, so waren auch diese Formen für ihre Zeit berechnet und gut. Aber noch jetzt, nachdem die Freiheit Volk und Gemeinde durchdrungen, das Veraltete fest halten zu wollen und sein altes Ansehen herzustellen, das ist vergebliche Liebesmühe, wenn das Werk in unserer Zeit auch noch so kräftig angefaßt wird, weil viele, erschrocken durch die Zeichen der Zeit, sprechen: „Das Alte ist besser!“

Wir müssen von der Freiheit Besitz ergreifen, ungeachtet der Irrtümer und Ausfälle, die von ihr unabtrennbar sind, aber nur von der Freiheit, damit Christus uns frei gemacht hat. Ein andres Joch der

Knechtschaft, ein neues und verummtes katholisches Kirchenthum, wollen wir uns nicht auflegen lassen. Der neue Wein zersprengt fortwährend die alten Schläuche, und bei vielen wird der Wein selbst ausgeschüttet und geht für sie verloren. Laßt die Formen frei und dehnbar sein, das Bekenntnis den natürlichen Ausdruck eures eignen Christenthums! Wo das große Prinzip in die Herzen eingeführt ist, da soll es auch durchgähren und das religiöse Leben sich eigne Formen schaffen. An der Kirche kann man irre werden — obschon mir dies fern liegt — aber am Evangelium, am Geiste des Lebens in der erneuten Menschheit irre zu werden, das ist Schändung des Heiligen.

Doch wie Jesus diejenigen ertrug, die dem alten Weine immer noch den Vorzug gaben, so müssen wir von ihm Verträglichkeit lernen auch denen gegenüber, die noch immer am Alten hängen. Achtungswert ist selbst dieses Festhalten, wenn es einer kindlichen Pietät entspringt, weil Vater und Mutter in diesem Glauben gestorben sind, in ihm gebetet und gesungen haben. Sollte er ihnen dann zum Schaden sein?

Verträglichkeit, Duldung gegen andre, ebenso gegen Anhänger des Neuen wie gegen die des Alten lernen wir am besten, wenn wir uns nicht mit selbstzufriedenem Blicke betrachten. Nicht in der Hitze des Streites ist die beste Gelegenheit zur ruhigen Selbstprüfung. Auch in uns, ebenfogut wie in der ganzen Kirche muß das neue und freie Prinzip des Evangeliums durchdringen, gähren, alles erneuen. Wenn es auch nicht der erste Zweck des Gleichnisses ist, so können wir es doch deuten auf das Alte in uns, den natürlichen und sinnlichen Menschen, der allein sich selbst sucht. Auch hierin muß es — wenn wir auch nicht an einer bestimmten Zeit für Bekehrung oder Wiedergeburt hängen — für jeden Christen gelten: Das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden. Keine teilweise Ausbesserung: der neue Lappen auf das alte Kleid. Kein Unbequemen des christlichen Lebens an das Treiben einer eitlen Welt: der neue Wein in alten Schläuchen. Auch wir sind wie eine neue Schöpfung Gottes in Christus erschaffen zu allen guten Werken. (Eph. 2, 10.)

Dann wird die freie Entwicklung des christlichen Geistes ebenso wenig durch die Formen des Gottesdienstes gehindert werden, wie das Wachstum des Kindes durch das lustige Kleid. Und wir werden uns nicht ärgern, wenn wir in diesen kirchlichen Formen ebensoviele Verschiedenheit bemerken, wie in der Kleidertracht der Menschen und Völker. Ist hier auf Erden alles an bestimmte Formen gebunden, so wird einst beides, das Alte und das Neue, worüber hier die Menschen streiten, von den Seligen zu Boden gleiten, wie der Eliasmantel bei des Propheten Himmelfahrt, und die Gemeinde ohne Fleck und Tadel, die der Sohn dem Vater vorstellen wird, hier oftmals erneut in ihrer Form und verjüngt in Lebenskraft, wird die Formen alle auf Erden hinter sich lassen, wie der beschwingte Schmetterling die vertrocknete und zersprengte Hülle der Raupe hinter sich im Staube läßt.

Dritte Abteilung

Die Viehzucht

XIV

Der gute Hirte

Joh. 10, 1—16

Wir verlassen nun Acker und Weinberg, um auch mit dem Hirtenleben Bekanntschaft zu machen, und wählen zuerst eine Allegorie im Johannesevangelium, die sich noch näher als das Gleichnis vom rechten Weinstock an die Form der gewöhnlichen Gleichnisse anschließt. Um dies recht augenfällig zu machen, müssen wir indes einige Abschweifungen und Wiederholungen, die dem Stil des Johannes eigen sind, aber nicht zu Jesu Worten gehören, übergehen. Wenn ich die Worte des Heilandes bei Johannes mit denen der früheren Evangelisten vergleiche, gemahnt es mich an den Goldgräber unserer Zeit, der aus der eßigen Form der Goldkörner ersieht, daß er näher bei der eigentlichen Ader ist, als dort, wo der Strom die Ecken schon abgerundet hat. Wenden wir diese Kritik auf die Evangelien an, dann finden wir in der bündigen und kräftigen Form der Worte Jesu das Zeichen ihrer ursprünglichen Echtheit. Bei Johannes sind sie meistens schon mehr abgerundet, um nicht zu sagen verwässert, wenn sie auch darum nicht unecht zu sein brauchen.

Aber wir kehren zum Hirten zurück. Um die ganze Kraft dieser Bildersprache zu empfinden, müssen wir uns ein Bild von den Ländern machen können, wo bereits seit uralten Zeiten die freien Hirtenstämme umherschweifen. Was ist bei uns der Hirt? Ein armer, ungebildeter Mensch, der auf der magern Heide Futter für seine Schafe sucht, die meistens nicht einmal ihm gehören, sondern ihm nur als einem Mietling, als einem „Schäfer“ zur Besorgung übergeben worden sind. Wenn wir ihn so gedankenlos träumend dastehen sehen, wie er auf seiner Schippe lehnt oder herumwandelnd seine Strümpfe strickt, so gleicht er dem freien Hirten des Ostens durchaus nicht. Nur der Hirtenhund, der unermüdlich die Runde macht, die trägen Schafe aufjagt und die zur Seite irrenden anbellt oder vorsichtig in die Beine

beißt, besitzt noch immer den Instinkt, der ihn zu einem treuen Diener seines Herrn und zu einem Beschützer der schwächeren Tiere bestimmte. In seinem ruhelosen und doch friedlichen und verständigen Auge liegt mehr Geist und Leben, als in dem seines Herrn, des Hirten selbst.

Bemerkenswert ist es, daß einige gewisse Tierarten von Anfang an durch den Schöpfer dazu bestimmt sind, die Hausgenossenschaft des Menschen zu erweitern und ihn mit seinen Bedürfnissen zu versehen. Daß man neue Arten entdeckt, alte und bekannte veredelt oder anderswo einbürgert, das ist möglich, niemals aber wird man Pferd und Esel, Ochse und Kamel als Last- und Zugtier durch etwas anderes ersetzen, niemals für die Milchwirtschaft unser Rindvieh entbehren oder in den Gegenden des hohen Nordens ohne das Renntier das Leben fristen können. Nie wird der Mensch an Stelle des treuen Hundes einen andern Freund sich wählen, oder in gebirgigen und wilden Gegenden sich ohne Schafe und Ziegen eine Herde halten. Alle diese Tierarten haben das Gefühl, daß sie für den Menschen bestimmt sind; sie hängen sich an ihn und erkennen ihn, dienen ihm wie ein Sklave seinem Herrn, setzen dann aber auch ein unbeschränktes Vertrauen auf seine Fürsorge.

Vor allem ist das Schaf so harmlos und gutmütig, so in jeder Hinsicht nützlich für den Menschen, aber zugleich auch so mehrlos, daß wir nicht begreifen können, wie es jemals in der Wildnis bestehen konnte. Der hungrige Wolf und Bär, der blutdürstige Löwe und Tiger betrachten es ebenso als gute Beute, wie der Geier und der Adler hoch aus der Luft seinen Lämmern nachstellt. Und die Natur gab ihm nichts zur Verteidigung: keine starken Klauen oder Hörner, keine scharfen Zähne oder Stacheln, selbst nicht die Behendigkeit, List oder Scheuheit, die sonst zum Instinkt der Schwachen gehört; ebenso wenig die große Fruchtbarkeit, die bei vielen Tierarten die großen Verluste wieder aufwiegt, und wodurch es unmöglich wird, sie auszurotten. Furchtlos und ohne Arg weidet das Schaf auf den Bergen, als ob das goldene Zeitalter schon angebrochen wäre, in dem der Wolf mit dem Lamm Gemeinschaft halten wird und der Löwe mit den Kindern Stroh frißt. Droht eine Gefahr, so drängt sich die Herde ängstlich auf einen Haufen oder zerstreut sich ohne ein bestimmtes Ziel, bis der übermächtige Feind geraubt und verschlungen hat, was ihm gefiel. Aber dieses natürliche Gefühl der Schwachheit und Geselligkeit ist es eben, welches das Schaf sich so fest an den Menschen anschließen läßt. Nach der biblischen Erzählung brauchte es nicht einmal erst zahm gemacht zu werden, sondern begleitete den Menschen aus dem Paradiese oder gesellte sich ihm sogleich außerhalb desselben zu. Bereits Abel war ein Schafhirt, und später verfertigte Jabel zuerst die Zelte der umherziehenden Hirten. Und nach der Sündflut ging die Anbetung des einen wahren Gottes, die jetzt in drei Religionsgestalten über die Welt verbreitet ist, von den Zelten der Hirtenfürsten aus.

Reizend ist in dieser Erzbätergeschichte das Bild des Hirtenlebens gezeichnet. Unabhängig und frei schwärmt der Nomade rings in un-

absehbare Weiten, und Friede herrscht in seinen Zelten bis in sein hohes Alter. So leben noch heute ruhig und unverändert die Nomadenstämme des Ostens; und wenn auch Israel später ein ackerbautreibendes Volk werden mußte, um seiner Bestimmung zu entsprechen, so vergaß es doch niemals, daß es seinen Ursprung aus Abrahams Hirtenzelten ableitete. Schwärmten auch die Nomaden nicht mehr durch Kanaan, nachdem es an die Stämme verteilt war, so weideten doch zahlreiche Schafherden vor allem auf der Hochebene Judas und im Lande jenseits des Jordan, und die reichsten Landbesitzer oder ihre Söhne hielten es nicht für zu gering, sie zu hüten. Es gereicht diesem Stande zur Ehre, daß Gott den David nahm von den Schafhürden, von den säugenden Schafen, um sein Volk Jakob zu weiden (Psalm 78, 70—72). So hatte bereits Homer die Könige „Hirten der Völker“ genannt, und daß David wohl ein guter Hirt war, beweist sein treuer Heldenmut, als er, nur mit seiner Schleuder bewaffnet, zuerst einen Löwen und später einen Bären, die seine Schafe zerreißen wollten, angriff und tötete.

Das Bild von dem Hirten wird darum auch für Israels Oberkönig für nicht zu gering geachtet. Bekannt ist das liebliche, schöne Lied von David Ps. 23: Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln, er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.

Ein anderer Psalmbichter jauchzt: Er ist unser Gott und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand. (Ps. 95.) Und unter anderm macht Jesaias von diesem Gedanken eine treffende Anwendung, wenn er sagt (Kap. 40, 10. 11): Siehe, der Herr Jehova kommt und er wird seine Herde weiden wie ein Hirt; er wird die Lämmer in seine Arme fassen und sie am Busen tragen und die säugenden Schafe wird er sachte treiben.

Aber dieser Oberhirt Israels, der an jenes Volk seine feurigste Liebe, seine zarteste Sorgfalt verwandte, er hatte die Aufsicht und Pflege seiner Herde menschlichen Hirten anvertraut. Daraus erklärt sich in späteren Tagen, als Priester und Propheten selbst abtrünnig wurden, die bittere Klage über die ungetreuen Hirten und das Lob des guten Hirten, den Jehova einstmalig seinem Volke geben werde. So bei Jeremias (Kap. 23, 1—5): Wehe den Hirten, welche die Schafe meiner Weide umbringen und zerstreuen, spricht der Herr. Ich will die Ueberbleibsel meiner Herde selbst sammeln und in die Hürde zurückbringen und Hirten erwecken, denn siehe, es kommt die Zeit, spricht Jehova, daß Davids gerechter Sproß wird König sein. Gleichzeitig sagt Ezechiel (Kap. 34, 1—6): Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden! Ihr verzehret die Milch, ihr kleidet euch mit der Wolle, ihr schlachtet das Gemästete, aber die Herde wollt ihr nicht weiden. Den Schwachen stärkt ihr nicht, das Kranke heilt ihr nicht, das Verwundete verbindet ihr nicht, das Verirrte holt ihr nicht zurück und das Verlorene sucht ihr nicht, sondern mit Gewalt und Strenge herrscht ihr über sie, so daß meine Schafe irre gehen auf den Bergen. Schließlich

— um nicht alles anzuführen — lese man noch das Bild im 11. Kapitel des Sacharja, wo Jehova selbst verspricht, die mißhandelten Schafe zu weiden. Liebe war der eine Hirtenstab, Eintracht der andere; aber als die von ihm gesandten Hirten auch untreu wurden, zerbrach er sie beide.

So kommen wir zur Bildersprache des Heilands. Versetzte die des alten Israel uns auf die ausgedehnten Hochebenen Palästinas, so sah Jesus oft die meist kleineren Herden friedlicher Schafe am Abend unter der treuen Hut des Hirten nach dem Stalle zurückkehren. Aber ebenso wie Jeremias und Ezechiel vermißte auch er bei seinem Volke die Sorgfalt der rechten Hirten und die Schar überblickend, ward er von Mitleid bewegt, daß sie müde und zerstreut waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Und während er dies schmerzlich empfand, hatte er seine Berufung gelesen in der prophetischen Weissagung und war in seinem Herzen gewiß geworden, daß er gesandt war zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel.

Und er konnte, seiner Berufung getreu, mit vollem Nachdruck sagen: Ich bin der gute Hirt. Nach dem Zusammenhang bei Johannes sagte Jesus dies zu Jerusalem, nachdem die Heilung des Blindgeborenen bei den Pharisäern so viel Aergerniß erregt hatte, und sie ihn als einen Sabbathschänder zu verdächtigen suchten. Aber es ist die Frage, ob dieser Zusammenhang auf geschichtlicher Wahrheit beruht.

Wenn wir nun von diesem Bilde alle weiteren Zuthaten weglassen, und es mehr in Jesu gewöhnliche Sprechweise umsetzen, so müssen wir uns zuerst einen Schafstall vorstellen: nicht einen eigentlichen Stall oder eine Scheuer, sondern einfach einen abgeschlossenen Raum, der mehr der Sicherheit diente als dem Schutz gegen die Witterung. Ein Thorhüter übernachtete darin. Wer nun durch den einzigen Eingang nicht hineinkommt, sondern von anderswo über die Mauer oder die Umzäunung hereinsteigt, der kommt in keiner guten Absicht. Es ist ein Dieb, ein Räuber. Aber der Mann, der durch die Thür eingeht, das ist der Hirt der Schafe. Er klopft, und sogleich thut ihm der Thorwächter auf. Er spricht, und sogleich hören und erkennen die Schafe seine Stimme. — Jedermann weiß, daß die Landleute ihren Tieren gern Namen geben und sie schon frühzeitig daran gewöhnen. Aber wer kein Hirt ist, wird nicht auf den Gedanken kommen, zwischen den wolligen und meist ganz gleichgefärbten Schafen einen solchen Unterschied zu suchen. Gesichtszüge haben die Tiere nicht, und durch besonders erkennbare zeichnen sich die Schafe am wenigsten aus. Sie fehlen selbst dem sprechenden Auge des Hirtenhundes. Und doch erkennt sie der Hirt an gewissen Zeichen, wie die Mutter bei Salomos erstem Rechtspruche ihr Kind kannte, ohne daß sie es einem andern zeigen oder beweisen konnte (1. Kön. 3, 16 f). Es sind ja auch seine eignen Schafe. Er ruft sie, aber nicht um sie eins nach dem andern herauszulocken. Es ist viel eher sein Morgenruß. Die, die krank oder lahm waren in den letzten Tagen, säugende Schafe und Lämmer: er hat für jedes ein Wort. Und danach treibt

er sie aus. Dies Wort ist nicht zu stark. Man kann die Schafe nicht heraufrufen, es sind so geduldige Tiere, daß sie ruhig im Stall liegen bleiben würden oder wenigstens die ersten Morgenstunden vorübergehen ließen, bevor sie herauskämen. Mit leisem Drängen und durch das Gebell des allzeit muntern Hundes müssen sie ausgetrieben werden. Aber dann ist auch kein Antreiben weiter nötig. Der Räuber muß hinter den Schafen hergehen und sie fortjagen. Der Hirt stellt sich an die Spitze der Herde. Er geht voran, und sie folgen. Er braucht nur noch einmal die bekannte Stimme ertönen zu lassen. Sie folgen. Von selbst halten sie sich unterwegs nicht auf, es sei denn, daß sie im Vorbeigehen etwas abgrasten. Sie gehen fort, bis zuerst der Hirt still steht. Es ist, als ob sie es wüßten, daß dieser alles zu ihrem Vorteil thut. Wo er rastet, da ist geräumige und grasige Weide oder stilles, nicht zu stark strömendes Wasser. Die Schafe thun darum wohl daran, wenn sie ihm folgen. Aber einem Fremden folgen sie nicht. Viel eher fliehen sie, da sie furchtsamer Natur sind, vor ihm, weil sie die Stimme eines Fremden nicht kennen.

Auf diese friedliche Scene am frühen Morgen, gegenüber dem nächtlichen Einbruch des Räubers, folgt ein anderes Bild und eine andere Gegenüberstellung.

Es ist später am Tage oder vielmehr schon gegen Abend, und der Wolf kommt, der natürliche Feind der Schafe, so stark und so wütend, daß gegen einen einzigen eine ganze Herde sich nicht verteidigen kann. Der Wolf kommt hungrig und blutdürstig wie immer, und nun kommt es an den Tag, wer der Mann ist, der für die Schafe sorgt. Ist es der Hirt selbst, der Eigentümer, oder ein Mietling, ein Tagelöhner, der diese Arbeit um Lohn versieht? Die Schafe sehen zwischen ihnen keinen Unterschied. Sind sie den Mietling einmal gewöhnt, so folgen sie ihm ebenso getreulich, und auch er sorgt für sie. Aber jetzt wird der Unterschied klar.

Der Mietling, daß die Schafe nicht eigen sind, sobald er den Wolf kommen sieht — also noch bevor dieser in die Herde eingebrochen ist — verläßt die Schafe und flieht, nur auf seine eigene Rettung bedacht. Und der Wolf erhascht und zerstreut die Schafe. Wie es der Raubtiere Art ist, so zerreißt er mehr als er verschlingen kann, stürzt rechts und links auf die Schafe, und diese zerstreuen sich hinten und vorn und lassen die zurück, die in seine Klauen fielen. Der Mietling aber flieht, denn er ist ein Mietling und achtet der Schafe nicht.

Aber ist es der Hirt selbst, der gute Hirt, so läßt er sein Leben für die Schafe. Während die wehrlosen Tiere, so ängstlich und bei ihm Schutz suchend, sich um ihn drängen, kann er nicht fliehen. Selbst gegenüber dem geöffneten Rachen des Raubtieres hält die Herde Stand, solange der Hirt noch bei ihnen steht; und er sollte sie ihrem Schicksal überlassen? Nein, sondern auch mit ungleichen Waffen und

mit unsicherem Ausgang wagt er den gefährlichen Kampf. Sollte er auch in diesem Ringen unterliegen, so möchte er lieber untergehen, als ein ungetreuer Hirt sein. Fällt er auch blutend nieder, so ist doch auch der Wolf tödlich getroffen und hat kein Schaf zerrissen.

Da steht uns wieder der jugendliche David, wie er dem Löwen gegenübertrat, vor Augen. Noch ehe er ihn sieht, meldet ihm bereits das Bittern und ängstliche Zusammendrängen der Schafe, der Ausdruck ihres natürlichen Instinkts, daß der Feind in der Nähe ist. Da kommt er aus dem Strauchholz hervor, mit erhobenem Schweif zum Sprunge bereit. Noch ehe es David verhindern kann, hat sich der Löwe bereits auf ein Schaf gestürzt und schleppt es hinweg. Aber zornig eilt David dem Raubtier nach, entreißt das Schaf seinem Rachen, und als er ihm nun selbst gegenübersteht, faßt er ihn am Barte und tötet ihn (1. Sam. 17, 34. 35). Das war wohl der getreue und gute Hirt! Ein sprechender Beweis dafür, daß die Schilderung unseres Herrn nichts Uebertriebenes enthält.

Ich bin der gute Hirt, mit diesen Worten beginnt das Bild, und darum ist es eine Allegorie, aber kein eigentliches Gleichnis, denn bei diesem letztern findet man die Anwendung am Ende oder sie muß von dem, der Ohren hat zu hören, herausgefunden werden; hier wird sie bereits vorher gegeben.

Jesuz, der gute Hirt. Hierdurch unterscheidet er sich von allen, so viel ihrer auch vor ihm gekommen sind. Es waren Räuber (es brauchen darum noch keine Mörder gewesen zu sein, wie unsere Erzählung sagt), sie kamen, um zu stehlen, zu würgen, um zu bringen. Darum gehorchten ihnen die Schafe nicht, weil sie ihre Stimme nicht kannten. Von Mietlingen wird in der Anwendung dieses Bildes nicht gesprochen. Beide haben das gemeinsam, daß sie, wie der Prophet spricht, sich selbst weiden, nur ihren eignen Vorteil suchen und keine Liebe besitzen für ihre Herde. Man würde dies auf manche anwenden können, die sich bereits als Messias ausgegeben hatten, wie Theudas und andere; aber lieber möchte ich es allgemein gefaßt wissen und vor allem auch die pharisäischen Schriftgelehrten nicht vergessen, denen es mehr um die Wolle als um die Schafe zu thun war.

Der gute Hirt steht dem thörichten, feilen Hüter des Gesetzes ebenso gegenüber, wie der wahre Weinstock der wilden Rebe, und der Beweis dafür liegt in den Worten: Meine Schafe hören meine Stimme und sie folgen mir — und wer sind nun dieselben? Bei oberflächlicher Betrachtung würden wir wohl sagen, alle, die an Jesus glauben, wie meistens Glauben und Folgen in einem Atem genannt und verwechselt werden. Aber lesen wir genau nach, dann sehen wir, daß dieses doch nicht ganz richtig ist. Denn zu den ungläubigen Juden sagt Jesus nicht: „Ihr seid meine Schafe nicht, denn ihr glaubt nicht,“ sondern gerade umgekehrt: „Ihr glaubt nicht, denn ihr seid meine Schafe nicht.“ Wie Jesus in demselben Evangelium

im hohenpriesterlichen Gebet von den Menschen spricht, die von Gott waren und die der Vater ihm aus der Welt gegeben hat, so ist es auch hier. Die Schafe des guten Hirten sind diejenigen, die bereits die Vorherbestimmungen haben, ihm zu folgen. Es ist eben der gleiche Fall wie das Zeugnis Jesu vor Pilatus, daß sein Reich darin besteht, in der Wahrheit Zeugnis abzulegen, und wer aus der Wahrheit ist, der hört seine Stimme.

Wir können uns denken, wie diese feste Ueberzeugung Jesu Mut und Beharrlichkeit verlieh. Die Welt mochte sich immerhin ihm feindlich gegenüberstellen, mochte ihn überwinden und jauchzen in ihrem Triumph: es war keine Not! In dieser Welt zerstreut, nicht allen erkennbar, leben seine Schafe. Sobald sie seine Stimme hören, ist es, als ob sie dieselbe schon lange gekannt hätten. Sie besitzen dadurch schon von selbst die Vorherbestimmung, ihm zu folgen. Niemand kann sie ihm aus seiner Hand reißen, weil niemand sie aus seines Vaters Hand reißen kann.

Und dieses Eigentumsrecht — um es einmal so zu nennen — erstreckt sich weiter als über ein Volk und über ein Geschlecht. Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stall, und dieselben muß ich herführen und es wird eine Herde und ein Hirt werden.

Aber der Hirt erklärt auch, daß er der gute, der wahre Hirt sein will. Er kommt nicht um des eignen Vorteils willen, nicht um die Schafe zu verderben, sondern daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen, und wenn es nötig ist, läßt er sein Leben für seine Schafe. In Gethsemane, wo der Wolf das Schafsfell abgeworfen hatte, wurde das prophetische Wort erfüllt: Schlage den Hirten, daß die Schafe zerstreut werden. Und nun gab Jesus für sie sein Leben und sprach: Wenn ihr mich sucht, so laßt diese frei von dannen gehen. Ja, auch in höherm Sinne gab er sein Leben für seine Schafe, als er sich für die Sünde ans Kreuz schlagen ließ und das Gottesreich mit seinem Blute besiegelte.

Dieses Bild ist sowohl im Evangelium als auch später innerhalb der Kirche getreulicher bewahrt als manches andere und selbst auf jene übertragen, denen Jesus an seiner Stelle seine Herden zu weiden befahl. So wurde Petrus von dem Auferstandenen wieder zu Ehren gebracht mit dem Auftrag: „Hüte meine Schafe, weide meine Lämmer!“ — Derselbe Apostel redet später die Bischöfe der Gemeinden als Hirten an, indem er sie ermahnt, mit Diensthilffigkeit und als Vorbilder der Herde und nicht um schändlichen Gewinnes willen die Herde Gottes zu weiden, denn ehedem waren diese irrende Schafe, aber nun sind sie bekehrt zum Hirten und Bischof ihrer Seelen.

Ein düsteres Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir, ausgehend von dieser so einfachen und doch so erhabenen Vorstellung, die Geschichte der christlichen Kirche Schritt für Schritt verfolgen. Als die Bischöfe Kirchenfürsten wurden und um schändlichen Gewinnes willen diesen

Posten bekleideten, was ist damals geworden aus der Herde, die Christus ihnen zu weiden befohl? Und als man die Gemeinde, auch die unsere, an allerlei Dogmen und Rituelle band, da konnte sie nicht mehr eine Herde unter einem Hirten bleiben. Aber doch vernehmen noch alle, die zu seinen Schafen gehören, seine Stimme und folgen ihm; und schauen mit Verlangen und Wehmut nach der Zeit aus, in der der Hirt selbst alle die Seinigen vereinen wird.

Zum Schlusse rufe ich allen meinen Lesern den apostolischen Segenswunsch zu: Der Gott des Friedens, der den großen Hirten der Schafe durch das Blut des Neuen Testaments von den Toten auferwecket hat, vollbereite euch und wirke in euch, was vor ihm gefällig ist durch Jesus Christus, welchem sei die Ehre in alle Ewigkeit! (Hebr. 13, 20. 21.)

XV

Das verlorene Schaf

Matth. 18, 12—14. Luk. 15, 4—7

Noch einmal kommen wir auf das Hirtenleben zurück. Es beschränkt sich, nachdem die Nomadenstämme in ein ackerbautreibendes Volk übergegangen waren, hauptsächlich auf die Schafzucht. Die großen Herden Rinder, Esel und Kamele, denen wir im Buche Hiob begegnen, treffen wir in späterer Zeit nicht mehr; höchstens noch Ziegen, aber immer und zwar in der größten Mehrzahl sind es Schafe, die auch für das Passahfest gezüchtet wurden und bei denjenigen Juden, denen die durch das Gesetz vorgeschriebenen Rinder zu teuer waren, vielfach in Verwendung kamen. Dabei darf auch nicht vergessen werden, daß im Altertum Wolle allgemein getragen wurde, da Baumwolle und Seide noch unbekannt und das Linnen zu teuer war.

Aber der Hirt zu Jesu Zeit war kein Hirtenfürst mehr, die sieben-tausend Schafe des Hiob oder die dreitausend des Nabal würde man nicht mehr leicht gefunden haben mit Ausnahme der Grenzländer jenseits des Jordans, wo früher Barzillai und seine Freunde wohnten, die reich genug waren, den David und seine Schar zu unterhalten.

Aber Jesus verkehrte meist in der volkreichen Gegend seines Vaterlandes, und da sah man häufiger einen Hirten mit hundert Schafen, wie wir ihn im Gleichnis antreffen, einen Mann aus dem ehrsamem Bürgerstande, mit dem Jesus am liebsten umzugehen pflegte und in dem er auch aufgewachsen war.

Wenn wir diesen Hirten in der Wüste finden, so macht man sich von letzterer leicht eine falsche Vorstellung, indem man an eine graufige Wildnis oder endlose Sandfläche denkt, die durch wilde Tiere unsicher gemacht wird. Palästina war in jener Zeit dicht bevölkert, aber noch immer gab es gebirgige oder hochgelegene, sandige Gegenden, die zwar für den Getreidebau weniger geeignet, für das Vieh jedoch nicht

unbrauchbar waren. Nach dem Regen sproßte es sogar in der Wildnis; und entlehnen davon die hebräischen Dichter manche ihrer Bilder, so wissen auch die heutigen Reisenden noch davon zu rühmen. Jeder Strich, der nicht unter dem Pfluge war und keine anfassigen Bewohner hatte, hieß bei den Juden Wüste. Auch in unserm Lande würden die ausgedehnten Heideflächen, wo noch die Schafe weiden, ebenso wie die Abhänge der Dünen von ihnen Wüste genannt werden.

Nun begleiten wir also den Mann, der hundert Schafe hat. Sie sind sein Eigentum, und er ist nicht ein gemieteter Schäfer wie bei uns. Sie verstehen einander, er und seine Schafe, und wie innig in dem stillen Naturleben die Beziehung zwischen Mensch und Tier wird, das weiß ein jeder, der auf dem Lande gewohnt hat. Der Bauer spricht mit seinem Vieh, und dieses versteht ihn, seine größte Sorge dreht sich um dasselbe. In Feuers- oder Wassernot denkt er zuerst daran; Menschen vermögen sich selbst zu retten, aber das unvernünftige Vieh nicht.

Diese Hilfslosigkeit ist nicht bei allen Tieren so in die Augen fallend wie bei dem Schaf, und darum hängt er am meisten an diesem. Rührend ist in der bekannten Parabel von Nathan die Liebe des armen Mannes zu seinem einzigen Schäflein: es aß von seinem Munde und trank aus seinem Becher und schlief in seinem Schoße, denn er hielt es wie seine Tochter. Und auch wo der Schafe mehrere vorhanden sind, da leitet der Hirt die pfadsuchenden vorsichtig und trägt die Lämmer in seinem Busen.

So sorgt auch unser Hirt, und doch verirrt sich ein Schaf. Er zweifelt, ob sie vollzählig, er zählt nach: — da sind aber nur neunundneunzig vorhanden. Das hundertste ist wenigstens für den Augenblick verloren, es verweilte sich zu lange auf der grasigen Weide, es ließ sich durch schmachhafte Kräuter weiter vom Wege abziehen oder ergriff die Flucht vor einer eingebildeten Gefahr, während doch der Hirt in der Nähe stand; und selbst der treue Hund hat es nicht bemerkt. Ein Schaf braucht auch nur ein klein wenig sich von der Herde entfernt zu haben, nicht einmal sehr weit, um den Weg nicht wiederzufinden; das arme Tier sieht die andern Schafe nicht mehr und hört die Stimme des Hirten nicht, es ist, als ob es fühlte, daß es selbst daran schuld ist, und nun geht es in seiner Angst gerade den verkehrten Weg und gerät immer weiter in die Irre, bis es endlich ermüdet und ohnmächtig niedersinkt.

Der Hirt bemerkt seinen Verlust. Er ist nicht der ungetreue Hirt, von dem Ezechiel klagt: die weggetriebenen bringt er nicht wieder und das verlorene sucht er nicht auf! Nein, er hat ein Herz für seine Schafe und er beschließt sogleich, das verlorene wieder aufzusuchen. Er thut es und läßt die neunundneunzig in der Wüste. Natürlich, denkt ihr, unter der Aufsicht seiner Knechte; und ich erinnere mich selbst, daß ich bei der Behandlung dieses Gleichnisses wohl einmal diesen Gedanken eingeschoben habe. Aber mit Unrecht. Wir ver-

verben leicht durch willkürliche Einschaltungen die nach der Natur gezeichneten Bilder. Ein Hirt von hundert Schafen hat keinen Knecht bei sich, er hat nichts als seinen Schäferhund, und es ist die Frage, ob er diesen beim Auffuchen der Spur entbehren kann. Im andern Falle vertritt er so lange des Hirten Stelle und hält die Herde beisammen, daß nicht etwa mehr verloren als gewonnen wird. Auch können wir, wenn Matthäus schreibt, daß der Hirt die neunundneunzig auf den Bergen läßt, uns einen geschützten Ort vorstellen. Doch diese Sorge ist nicht der Hauptzug des Gleichnisses, sie wird ganz im Vorbeigehen behandelt, so selbstverständlich sie im andern Falle wäre. Nur an das verlorene denkt der Hirt, er klagt seine Not jedem, der ihm begegnet, er kehrt den ganzen langen Weg zurück und folgt der Spur, die zur Seite abführt, bis er das verlorene findet.

Und das Glück ist ihm hold. Er findet es nicht mehr, wie es umherirrt, sondern erschöpft, gleichsam in stiller Verzweiflung in sein Schicksal ergeben. Und mit Freunden legt er es auf seine Achseln. Wozu dies? Anderwärts heißt es wohl, daß der Hirt die Lämmer, die noch nicht mit den Herden gleichen Schritt halten können, in seinem Schoße trägt, aber ein Schaf zu tragen, das ist keine Kleinigkeit, besonders wenn die Wegstrecke weit ist und man dem Tier keinen Schaden thun will. Es ist vielleicht auch nicht nötig? Ist das Tier nur ein wenig ausgeruht, so kann es der Hirt, wenn es ihm nicht folgen will, wenigstens zur Herde zurücktreiben.

Hier lassen mich meine gelehrten Ausleger im Stich, denn wenn sie mir noch so viel reden von einer versöhnlichen Stimmung, die dem verirrtten nichts entgelten läßt, das arme Tier nicht plagt oder mit Schlägen vor sich hertreibt, sondern vielmehr den Weg durch das Tragen angenehm macht, wie eine Mutter an ihrem verirrtten Kinde thun würde — so mag dies alles recht schön sein, aber Jesus würde denn doch in diesem einen Zuge außer und über die Natur hinausgegangen sein, und das sind wir an ihm nicht gewöhnt.

Da hilft mir ein Bauernknabe aus der Verlegenheit, der das aus Erfahrung weiß, was alle die Gelehrten nicht wissen. Es war — und wo sollte es auch anders sein — in einer Dorfschule, wo alles noch recht altväterisch herging. War es allzu heiß in dem engen Schulstübchen, dann nahm man Buch und Schreibtafel mit und betrieb Lesen und Schreiben draußen, wo des Schulmeisters Heumagen oder andres Gerät stand, bis der Unterricht der lieben Jugend zu Ende war. Und ging dieser Unterricht auch nicht weit, so war er wenigstens natürlich und die biblische Unterweisung dabei noch keine eingeschmuggelte Ware. Es war ein ausdrucksvolles Gesicht, dieser durch das Wetter und die Arbeit gebräunte Lehrer, der da auf einem Erdhauen am Fuß eines alten Baumes saß, während die Kinder im Schatten auf dem Grase kauerten. Es waren auch seine Schäfchen, wenn auch keine hundert. Um mir eine Probe seines Unterrichts zu geben, ließ der Schulmeister von einem muntern und aufgeweckten Bübchen das Gleichniß vom ver-

Verlorenen Schaf erzählen. Er machte seine Sache gut, wenn mir auch sein Dialekt fremd war. Ich konnte bemerken, daß er bei dem Bilde an die ihm umgebende Natur dachte, und er antwortete um so natürlicher, da ich ihm die Erlaubnis gegeben hatte, in seinem Dialekt zu sprechen. Der Schullehrer that dies auch und war auf diese Weise mehr in seinem Fahrwasser.

Als er nun soweit gekommen war wie wir soeben, fragte der Lehrer: „Und warum, mein Junge, trug der Hirt das verlorene Schaf auf seinen Schultern?“ Ohne Bedenken antwortete der Kleine: „Das Schaf war störrisch, Herr Lehrer, es wollte nicht laufen.“

Und nun erzählte mir der Schullehrer, daß dies wirklich so ist, das verirrte Schaf legt sich, nachdem es einige Zeit umhergelaufen ist, mutlos nieder. Auch wenn man es aufrichtet, läuft es nun nicht mehr und soll selbst durch Schläge nicht fortzubringen sein. Es ist störrisch, steht, wo es steht, und liegt, wo es liegt. Es läuft erst wieder, wenn es aufs neue der Herde einverleibt ist. Jetzt verstand ich auch erst eine Stelle bei Sacharja (XI, 16), die ich noch von keinem Ausleger gut erklärt fand, wo dem falschen, ungetreuen Hirten nicht allein der Vorwurf gemacht wird, daß er das verirrte nicht sucht und das verwundete nicht heilt, sondern auch, daß er das stillstehende nicht trägt.

Die Natur giebt hier also selbst das Bild vollständiger Verlassenheit und Hilflosigkeit an die Hand, aber an dem Hirten — und das ist es, worauf es Jesu vor allem ankommt — zeigt es uns auch die Angst um das verlorene und die Freude über das wiedergefundene.

Und als er nach Hause kam — natürlich nachdem er das Schaf zu der Herde zurückgebracht und diese für die Nacht versorgt hatte — ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war.

Matthäus, der diesen Schluß sowie das Tragen des Schafes nicht hat, sondern nur das Verlieren und Wiederfinden, mit größerer Freude über das eine als über die neunundneunzig, bringt diese Parabel im Zusammenhange mit Bildern, in denen auf die Demut und Selbstverleugnung der Nachdruck gelegt wird. Hierbei wird vor allem auf die Kinder hingewiesen und gewarnt, diese Kleinen nicht zu verachten. Dann folgt der Ausspruch, daß Jesus gekommen ist, selig zu machen, was verloren ist, und hieran schließt sich sehr gut unser Gleichnis. Aber wenn nun die Schlußfolgerung davon ist: Also auch ist es vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde, so begreife ich diesen Zusammenhang nicht mehr. Kleine und Geringe sind doch darum noch keine Verirrten und Verlorenen, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Matthäus oder vielmehr der griechische Bearbeiter seines Evangeliums an dieser Stelle wohl Sprüche Jesu zusammengestellt hat, ohne den Zusammenhang und das eigentliche Ziel dieser Gleichnisse richtig aufzufassen.

Wir folgen darum lieber dem Lukas. In seinem Evangelium bilden die drei Gleichnisse von dem verlorenen Schaf, Groschen und Sohne ein unvergleichlich schönes Ganze, bei dem sich nichts hinzu- oder hinwegthun läßt und wodurch wir in den Mittelpunkt des Evangeliums geführt und in die edelsten Gefühle unseres Heilands eingeweiht werden.

Im Anfang des Kapitels wird erzählt, daß zu ihm allerlei Zöllner und Sünder nahen, daß sie ihn hörten, und daß die Pharisäer und Schriftgelehrten hierüber murrten und ihm offen ihren Unwillen zu erkennen gaben, indem sie sagten: Dieser nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen.

Von den Zöllnern werden wir später noch ausführlicher reden. Vorderhand genügt es, zu wissen, daß ihre Lebensweise und ihr Amt den pharisäischen Schriftgelehrten, die so peinlich auf die äußern Gesetze hielten, ein gewisses Recht zu geben schienen, sie zu den Sündern zu rechnen: waren sie doch Israeliten von Geburt, die aber nicht nach dem Gesetz lebten und darum selbst mit leichtsinnigen Frauenspersonen und ähnlichem Gelichter auf eine Stufe gestellt wurden.

Die Pharisäer gaben sich mit solchen Menschen überhaupt nicht ab. Nach der strengsten Auffassung des Mosaischen Gesetzes von rein und unrein würde selbst eine unschuldige Berührung als eine Verunreinigung gegolten haben. Daher erklärt sich auch die Bemerkung des Pharisäers Simon, als die Sünderin Jesu Füße salbte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt, und dann würde er natürlich seine Füße zurückziehen.

Aber Jesus hatte ganz andere Gedanken über sittliche Reinheit. Da in Kapernaum ebensogut wie in Jericho ein Zollhaus für die eingehenden Abgaben war, waren die Zollbeamten nicht selten in der Lage, seine öffentlichen Unterweisungen mit anzuhören, und sie thaten es oft. Jesus hielt sie davon nicht zurück, im Gegentheil, er nahm sie gern an. Es kam sogar wohl manchmal vor, wie z. B. bei der Berufung von Matthäus oder Levi und später im Hause des Zachäus, daß Jesus sich an ihren Tisch setzte und ohne Bedenken genoß, was aufgetragen wurde. Dies wird noch heute der gesetzesstrenge Jude bei seinen christlichen Freunden nicht thun, so wenig als Petrus nach so manchem Tadel bei den Heidenchristen zu Jerusalem. Man muß solche eingewurzelte Vorurteile kennen gelernt haben, um sich von ihrer Macht eine Vorstellung zu machen.

Jesu Verhalten war demnach für das eines Rabbi unerhört. Er schien die religiösen Gesetze geradezu absichtlich zu mißachten, und daher wird auch der Vorwurf seiner bittersten Gegner erklärlich, die ihn in das Gerücht brachten, daß es ihm nur um eine gute Mahlzeit und um guten Wein zu thun sei: ein Fresser und Weinsäufer wäre er, ein Freund und Tischgenosse von Zöllnern und Sündern. Ich glaube nicht, daß die Feindschaft damals bereits eine so erbitterte war, ich stelle mir vielmehr den hier in Frage kommenden Zeitpunkt als den-

jenigen vor, in dem die Pharisäer Jesu noch nicht so ganz abgeneigt waren, wenigstens die besten. Aber als sie ihn in dem Hause des Matthäus einkehren sahen, fragten sie doch seine Jünger: Warum ißt euer Meister mit Zöllnern und Sündern? Diesen schien die Frage unangelegen zu kommen, aber Jesus rechtfertigte sich mit dem schönen Spruche: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Hielten sie auch noch so streng auf das Gesetz der Reinheit, so konnten sie es doch dem Arzte nicht übelnehmen, daß er mit unreinen Kranken umging.

Hier treffen wir Jesus wieder bei den Zöllnern und im Gegensatz zu den Pharisäern. Es brauchen aber darum noch nicht dieselben gewesen zu sein, denn sie waren über das ganze Land hin zerstreut. Die Bemerkung ist so ganz in ihrem Geiste, daß sie wohl überall gemacht werden konnte, wenn auch der pharisäische Geist am stärksten zu Jerusalem ausgeprägt war. Es liegt, wie wir sogleich bemerken wollen, noch gar kein herausfordernder Ton in der Frage, von der Jesus ausgeht: Was dünkt euch? Welcher Mensch ist unter euch, der nicht so handeln würde? Ebensowenig wie in jener, mit der sich Jesus ein andermal an sie wandte, ob sie selbst ungeachtet ihres strengen Sabbathgesetzes nicht doch ein Schaf, das am Sabbath in einen Brunnen gefallen sei, herausziehen würden.

Der Hauptgedanke in den drei Gleichnissen ist: der Wert des Verlorenen. Treffend hat Luther dies ausgedrückt: Es ist damit ebenso gestellt als mit einer Mutter, die viele Kinder hat. Diese sind ihr alle lieb und sie würde nicht gern eins oder das andere vorziehen. Aber sobald es geschieht, daß eins sich legt und krank wird, da macht die Krankheit den Unterschied zwischen diesem und allen übrigen aus, so daß das kranke Kind nun das liebste ist und die Mutter um keines der andern so zärtlich besorgt ist. Wer nun die Liebe nach dieser Sorgfalt beurteilen wollte, der würde sagen müssen: die Mutter hat nur das kranke Kind lieb und die gesunden nicht.

Ebenso ist es mit der Fürsorge des Hirten für das eine Schaf und seiner Freude, als er es findet. Er ist davon so erfüllt, daß es alle wissen und mit ihm fröhlich sein müssen. Ich sage euch, so schließt Jesus mit einem gewissen Nachdruck: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Auf diesen Gedanken kommen wir später noch zurück und erwähnen hier nur beiläufig, daß wir „Gerechte“ und „Sünder“ ganz in jüdischem Sinne auffassen müssen: denn als Lehrer des Volkes redete Jesus in der Sprache seiner Zeit. Hätte man diesen Umstand immer im Auge behalten, so würde man sich viel unnütze Weitläufigkeiten erspart haben. Weiter hat man natürlich die Frage aufgeworfen, wer mit dem Hirten gemeint sei. Wäre eine Antwort nötig, so würde ich sagen: Es kann ebenso wie in den beiden folgenden Gleichnissen niemand anders als Gott sein. Wer etwas verliert, dessen Eigentum ist es, und der Ver-

lorene, der Sünder ist das Eigentum Gottes. Wir werden später bei dem verlorenen Sohn sehen, können es aber hier bereits bemerken, mit welcher Zartheit Jesus, sobald von der Ueberraschung und Freude die Rede ist, den Himmel und die Engel an Stelle Gottes setzt. In der hebräischen Poesie ging es an, dem Jehova menschliche Leidenschaften zuzuschreiben: Freude sowohl als Zorn und Reue; die Vorstellung, die Jesus vom himmlischen Vater giebt, ist dazu zu rein und erhaben. Darum würde ich eigentlich nicht mit so großer Bestimmtheit sagen dürfen: „der Hirt, das ist Gott“, denn nicht die Person, sondern das Verlieren und Wiederfinden ist der Vergleichungspunkt.

Ueber das alles liegt bereits hierin ein erhabener Gedanke, der den Pharisäern ganz fremdartig war. Für sie hatte der Sünder keinen Wert, er gehörte nicht mehr zu Gottes auserkorenem Volk, er war ein Heide oder stand wenigstens mit diesem gleich. Und die Heiden, die von Gott verflucht waren, bestanden doch wohl nur um der Israeliten willen, um sie zu segnen oder sie zu strafen? Jesus ließ, wenn er von Zöllnern sprach, vor der Hand die Heiden noch aus dem Spiel, er war nur allein gesandt zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Aber dann gehörten dazu ja auch die Zöllner als geborene Israeliten, wie Jesus bei Zachäus sprach: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, fintemal er auch Abrahams Sohn ist.

Das verirrte Schaf ist ein mehrmals von den Propheten gebrauchtes Bild, und Gott tritt als Hirt auf. Auf Jesus als den guten Hirten kann dieses Gleichnis nicht bezogen werden. Es waren nicht seine Schafe gewesen, diese von den Sitten der Väter abgefallenen Israeliten, doch ist es nicht zu verwundern, daß die alte Kirche dieses Bild auf ihren Heiland anwendete. Bereits aus dem zweiten Jahrhundert berichtet uns Tertullian, daß auf dem Abendmahlskelch der gute Hirt mit dem verlorenen Schaf auf der Schulter abgebildet war. In den Katakomben zu Rom und auf den Sarkophagen der ersten Christen treffen wir es noch heute: zuweilen ist es Jesus mit ein paar Schäfchen, die zu seinen Füßen spielen, oder er sitzt bei seiner Herde, um auszuruhen, aber häufiger kommt doch das erste Bild vor. Und auch in unserm Leide würden wir ungern den Vers vermissen:

Wenn ein Schaf verloren ist,
Suchet es ein treuer Hirt.
Jesus, der uns nie vergißt,
Suchet treulich das verirrte,
Daß es nicht verderben kann,
Jesus nimmt die Sünder an.

Hiermit könnten wir von dem Hirtenleben Abschied nehmen, wenn im Evangelium nicht noch ein drittes Bild vorkäme, das die Vorstellung vom guten Hirten um einen neuen Zug bereichert. Es ist das Bild von Jesu Zukunft und dem jüngsten Gericht, wenn er alle Völker vor sich fordern und sie scheiden wird, wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet.

Es war schon zur Zeit der Erzbäter nichts Außergewöhnliches, daß das Kleinvieh zusammen weidete, also Ziegen und Böcke gemeinsam mit Schafen und Widbern. Und wo dies nicht geschah, da wurden bisweilen Böcke abgerichtet, der Herde voranzugehen und so die trägen Schafe anzutreiben und zu verteidigen. Wir finden diesen Brauch ebenso im heidnischen Altertum wie bei den Hebräern, wo z. B. Jeremias sagt (50, 8): Fliehet aus Babel und seid wie Böcke vor den Schafen her. Aber so sanftmütig und wehrlos das Schaf ist, so schwer zu behandeln sind die Böcke. In einem weit ausgeführten Bilde bei Ezechiel, Kap. 34, wird ihnen der Vorwurf gemacht, daß sie nicht allein die Schwachen verdrängen und zuerst aus den Bächen trinken, sondern daß sie auch die Schafe stoßen, die Weide vertreten und das Wasser trüb machen. Konnte solches Ungeßüm auch draußen auf offenem Felde, wo die Herde unter der Hut des Hirten und des Schäferhundes stand, geduldet werden, so durfte man es doch in dem engen Schafstall nicht leiden, weil durch einen stoßenden Bock die ganze Herde in Verwirrung gebracht, die Schafe verwundet und die Lämmer niedergetreten worden wären. Das muß der Hirt verhüten. Die Böcke können ungefährdet draußen bleiben und selbst jede Unbill von sich abwehren.

Und fassen wir nun diese drei Punkte zusammen, dann sehen wir hier das Bild eines Hirten vervollständigt — am Morgen, am Mittag und am Abend. Bereits in der Morgendämmerung ist er aufgestanden und sucht seine Schafe auf. Er braucht nur zu klopfen und der Thürrhüter öffnet ihm. Sobald er seine Schafe anspricht, erkennen sie seine Stimme und drängen sich um ihn, sie lassen sich von ihm gemächlich hinaustreiben und folgen ihm, weil sie wissen, daß er sie auf grasige Weiden führt. Fällt der Erbfeind, der Wolf, eines an, so ist der Hirt sogleich mit Gefahr seines eignen Lebens bereit, es zu retten. Bemerkt er, daß eines verirrt ist, so hat er keine Ruhe, bevor er es nicht zurückgebracht hat, und sollte er sich auch mit der schweren Last schleppen müssen. Und kommt er des Abends spät ermüdet nach Hause, so überläßt er dem Thürrhüter nicht allein die Sorge für die Nacht, sondern stellt sich selbst an den Eingang des Stalles, um zu verhüten, daß sich ein stößiger Bock mit hereindrängt. Und nun erst geht er zufrieden nach Hause, um die andern Hirten an seiner Freude über das verlorene und wiedergefundene Schaf teilnehmen zu lassen.

Kein Wunder, daß zu allen Zeiten dieses Bild von Gottes Erbarmen und Jesu Sünderliebe auf viele eine Anziehungskraft ausübte, wenn auch das ursprüngliche Bild eines morgenländischen Hirten unter uns ganz verblaßt ist. Aber dieser sorgenden und erbarmenden Liebe für die Schafe gegenüber steht am Ende das Urtheil über die Böcke, die nicht wert sind, in den Schafstall eingelassen zu werden. Wehe, daß so viele unbarmherzige Theologen und herrschsüchtige Priester auch in unserer Zeit so viel mehr Ähnlichkeit mit stößigen Böcken als mit sanftmütigen Schafen haben! Erst wenn der gute, aber dann auch strenge Hirt wiederkommt, wird es anders werden.

Vierte Abteilung

Die Fischerei

XVI

Das Fischnetz

Matth. 13, 47. 48

Troßdem es im jüdischen Lande Vieh im Ueberfluß gab, wurde doch nicht so viel Fleisch gegessen, als man denken sollte, wenigstens nicht für gewöhnlich und im bürgerlichen Haushalt. Denn man darf die üppigen Tage der Hofhaltung Salomos nicht für das Leben der Israeliten zum Maßstab nehmen. Gewöhnlich beschränkte sich der Genuß des Fleisches auf die Opfermahlzeiten, oder es wurde bloß beim Empfang von Gästen ein Ziegenböckchen geschlachtet, bei besondern festlichen Gelegenheiten auch ein gemästetes Kalb.

Dagegen war der Fisch ein wohlfeiles und gewöhnliches Nahrungsmittel für das Volk, wenigstens in den Gegenden, in denen sich zur Fischerei Gelegenheit bot. In der Wüste sehnten sich die Israeliten nach den Fischen des Nils und waren froh, in Palästina wenigstens im Jordan und im Galiläischen Meere ein gutes Fischwasser wieder zu finden, denn im Toten Meere konnte kein Fisch leben; und da die Israeliten keine Seefahrer waren, so waren sie auch ebensowenig Seefischer, und wir lesen nur ein einziges Mal, daß in Jerusalem von fremden Fischern der Seefisch auf den Markt gebracht wurde (Neh. 13, 16). Von den Süßwasserfischen dagegen hatte sicherlich das Fischthor seinen Namen.

Vor allem war das Galiläische Meer oder der See Tiberias für die Fischer ein unerschöpflicher Brunnen. Er war wohl etwas größer als das frühere Haarlemer Meer und etwas kleiner als der Zuidersee, aber dafür war er so tief, daß auch zu der Zeit, in welcher alle Flußbetten austrockneten, und selbst der Jordan nur langsam und träge fortfloß, die Fische in diesem mehr als 100 Fuß tiefen See eine sichere Zuflucht fanden.

Man war gewöhnt, den Fisch nicht allein auf glühenden Holzkohlen zu rösten oder zu braten, sondern ihn auch zu trocknen, nachdem man

ihn eingesalzen hatte, und in diesem Zustande für den Hausgebrauch zu verkaufen oder auf die Reise mitzunehmen. In einem der Gleichnisse des Herrn bittet ein Kind seinen Vater um ein Brot, einen Fisch oder ein Ei, und Jesus bezeichnet es als eine undenkbare Bosheit, wenn der Vater ihm einen Stein für ein Brot geben würde, einen Skorpion für ein Ei, oder an Stelle des getrockneten Fisches eine Schlange, die erstarrt im Winterschlaf liegt. So waren auch Jesu Jünger gewöhnt, Brot und Fische mit auf die Reise zu nehmen, und Jesus nennt die letzteren selbst bei seiner Erscheinung am See Tiberias eine gewöhnliche Zukost, die man zum Brote aß. Das ist zugleich ein Beweis, daß man sie auch wohl, ebenso wie bei uns am Meere, in frischen Zustande am Strande kochte, denn jeder weiß, wie wohl-schmeckend sie da sind, und das empfahl sich besonders in einem so warmen Lande.

Die Fischerei, die gewöhnlich auf diesem See betrieben wurde, war darum auch für viele eine gute Einnahme. Die Familie des Zebedäus gehörte z. B. zu den angesehenen und wohlhabenden Bewohnern. Die zweifache Art, in der noch immer der Fisch gefangen wird, und die wir bereits auf den Abbildungen aus der ältesten ägyptischen Zeit treffen, war auch in Palästina gebräuchlich: der Fang mit der Angel und mit dem Netz. Bei der erstern wird man sich des seltsamen Ereignisses erinnern, wie Jesus Petrus veranlaßte, nach dem See zu gehen, den Rödter dort auszuwerfen und so einen Fisch herauszuholen, der den Betrag der Kopfsteuer für ihn und seinen Jünger bei sich führen sollte. Es scheint indes, daß die Angelfischerei bei den Israeliten nur im Kleinen betrieben wurde, und daß man in den Rähnen immer Netze gebrauchte, während die Fischer am Lande ihre übrige Zeit dazu verwandten, die Fische auszuweiden und zu trocknen, oder alsbald fortzuschicken. Weiter erkennen wir aus den zwei Erzählungen von den wunderbaren Fischzügen (Luc. 5 und Joh. 21), daß sie gewöhnlich des Abends auszogen, um bisweilen mit zwei oder mehreren Rähnen den Fischfang fortzusetzen, bis der Morgen dämmerte.

Von den Fischen selbst finden wir in der Bibel keine Arten genannt. Man müßte dies im heutigen Palästina zu erfahren suchen, wo doch wohl noch dieselben Arten vorhanden sind. Nur der Unterschied zwischen reinen (mit Schuppen versehenen) und unreinen wird im Gesetz angegeben, während die Evangelisten nur die kleinern Fischchen, die man nicht einmal aufhob, und die größern, die durch ihre Schwere und ihre Kraft bisweilen das Fischnetz zerrissen, zu unterscheiden wissen. Letzteres widerfuhr Simon Petrus, als er noch Fischer war, während es später (Joh. 21, 11) als eine wunderbare Begebenheit bezeichnet wird, daß ein Netz mit einhundertdreiundfünfzig großen Fischen unversehrt ans Land kam; um so besser, weil es damals nur geliebene Netze waren, die Petrus nicht mehr gehörten, denn er und sein Bruder Andreas hatten alles, auch das Fischergerät verlassen, um Jesu zu folgen.

Von der Form der Netze können wir nur noch sagen, daß dafür drei griechische Worte im Neuen Testament gebraucht werden, von denen das erste eine allgemeine Bezeichnung ist, das zweite ein Wurfnetz und das dritte ein Zugnetz bedeutet. Wenigstens scheint der Name des zweiten, der ein Ueberwerfen bezeichnet, auf ein kleineres Netz schließen zu lassen, wie es wohl bisweilen ausgeworfen wird, um die Fische, die innerhalb eines abgegrenzten Kreises schwimmen, einzuschließen. In meiner Jugend sah ich dies oft in meiner Vaterstadt, und es gehörte nicht weniger Kraft als Geschicklichkeit dazu, das Netz auszuwerfen. In einer Rundung flach auf dem Wasser liegend, wurde es mit einem Male durch die Bleifugeln an seinem Rande in der Tiefe zusammengezogen. Bei der weiten Bedeutung des Wortes „werfen“ im Griechischen darf ich dies jedoch nicht für sicher ausgemacht hinstellen, es kann ja auch ein kleineres Zugnetz oder ein Fischhamen gewesen sein. Aber sicher wird durch das letzte Wort, das nur in diesem Gleichnis vorkommt, ein großes Netz bezeichnet. Und es ist bemerkenswert, daß sowohl bei uns als in England und gewiß wohl auch anderwärts die eigentümlich griechische Bezeichnung erhalten geblieben ist. Die Sagena ist ein großes Netz, mit dem ein ganzer Strich oder auch wohl ein ganzes Fischwasser abgefißt wird, aus welchem Grunde der Gebrauch desselben durch die Gesetzgebung beschränkt wurde. Sobald es ausgeworfen wird, sinkt der mit Steinen und Kugeln beschwerte untere Rand auf den Grund, während das obere Ende durch Rorke auf oder dicht unter der Oberfläche gehalten wird. So ausgespannt wird es fortgezogen, die Flügelnetze halten alle Fische auf (mit Ausnahme derer, die klein genug sind, durch die Maschen zu entkommen) und treiben sie so nach und nach in das sogenannte Loch (Neul), das in Form eines breiten und vorn offenen Sackes hintennach schleppt. In einem schmalen Gewässer ziehen die Fischer, an beiden Ufern fortgehend, das Netz hinter sich her, in größern thun es die Rähne, die darum auch wohl gemeinschaftlich zu dieser Art des Fischfangs ausziehen, bis man endlich, nahe am Ziele, die Flügelnetze langsam einander nähert und zuletzt ganz zusammenzieht, sodaß alles, was nicht entronnen ist oder sich in den Schlamm geduckt hat, sich in dem Loch befindet. Ist nun der Fang reichlich, so ist das Aufziehen des Netzes ein schweres Werk.

Von diesem Netze sagt nun Jesus nicht, daß es ausgeworfen wird, sondern daß es bereits in die See geworfen sei, denn erst dann besitzt es eine Ähnlichkeit mit dem Himmelreiche, wenn es, langsam fortgezogen, allerlei Gattung zusammenbringt. Verschiedene Arten von Fischen, vielleicht auch von Schalthieren oder andere Beute, gute und schlechte. Allerlei Unrat, der auch leicht mit fortgezogen wird, kommt nicht in Betracht, er gehört nicht zu diesen Gattungen. Wie es nun die Eigenschaft dieses Netzes ist, daß es allerlei Arten zusammenbringt, so gehört es auch dazu, daß es nicht wie andere Netze in das Schiff, sondern an das Ufer gezogen wird, weil es, um nichts entweichen zu lassen, dem nach dem Ufer sich erhebenden Seegrund entlang auf das

Land geschleppt werden muß. Ist es ein kleineres Gewässer, dann geschieht dieses Herausziehen, sobald die ganze Strecke abgefischt ist. Von den Fischern auf dem Galiläischen Meere wurde es in die Höhe gezogen, wenn es voll geworden war. Denn natürlich konnte man nicht den ganzen See durchfischen, und darum beschränkte man sich auf gewisse Striche, woher es sich erklärt, daß die Ausbeute an verschiedenen Orten so verschieden war, da die Fische meistens in ganzen Zügen schwimmen. So sehen wir im Evangelium zwei Bilder, auf denen das Netz leer emporgezogen wird, und erst als es auf Jesu Rat noch einmal versucht wird und nunmehr auf der andern Seite des Rahmes, da erbeuten sie eine ungewöhnliche Menge. Das Netz wird dann an den Strand hinaufgezogen. Durch wen? In der eben angedeuteten Erzählung bei Johannes durch die Fischer selbst, aber doch wohl auch — wenn die Arbeit für sie allzu schwer war — mit Hilfe ihrer „Gesellen“ am Ufer oder in andern Rähnen. Jesus jedoch giebt dies hier bei der Beschreibung absichtlich nicht an, er gebraucht den allgemeinen Ausdruck, den wir in unserer Sprache mit „man“ wiederzugeben pflegen. Sie — wer es auch sei — ziehen es an das Ufer und, ruhig ans Land gehend, lassen sie sich nieder, weil nun doch nichts mehr von dem Fang verloren gehen kann, und lesen die guten in ein Gefäß zusammen — Fässer oder Körbe, oder was immer dazu tauglich erscheint — aber die faulen werfen sie weg.

Die Worte, die Jesus ursprünglich gebraucht, bezeichnen alles, was schön und edel, und demgegenüber, was faul und unrein, verendet und unbrauchbar ist. Da hier jedoch von Arten gesprochen wird, so möchte ich lieber — ohne den Sinn des Unbrauchbaren auszusprechen — an reine und unreine Tiere denken, denn ich kann mir leicht vorstellen, wie die jüdischen Fischer von Galiläa, wenn sie am Ufer saßen und ihren Fang aussuchten, mit einem gewissen Abscheu alles das wegwarfen, was keine Schuppen und Flossen hatte und darum nach dem levitischen Gesetz unrein war. Solch ein Gefühl des Abscheus, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, kommt uns fremdartig vor, obgleich wir eigentlich beim Fleisch von Hunden und Katzen und selbst von Pferden ein eigentümliches Gefühl empfinden, das nicht einmal in einer religiösen Vorstellung seine Erklärung findet.

Das Weggeworfene bleibt auf dem Strande liegen, niemand bekümmert sich darum. Im Morgenlande ist es heute noch immer so. Das Verfaulende und Verwesende aus dem Wege zu schaffen, damit es die Luft nicht vergiftet, fällt niemandem ein. Den Geiern, Hyänen und Hunden wird es überlassen, und die erstern vor allem erwerben sich dabei ein unbestreitbares Verdienst. Es ist bekannt, wie sie dem Heere nachfolgen und ihre scharfen Augen auf den Kampf gerichtet sind. Eines der entsetzlichsten Bilder im Alten Testament ist das der Raubvögel, die Pharao und sein Heer verschlingen sollten. Stark wie das Krokodil des Nils hat er seine Herrschaft ausgeübt. Aber nun sollen die Völker auf Gottes Befehl das Netz auswerfen und ihn fangen und

auf den Strand ziehen, daß alle Raubvögel der ganzen Erde sich an ihm sättigen (Ezechiel 32).

Der Heiland macht von seiner Bildersprache keinen solchen Gebrauch. Zwar kommen die Aasgeier, die auf den Leichnamen aßen, auch bei ihm vor, aber nur dort, wo bei der Prophezeiung von Jerusalems Untergang und Jesu Zukunft das Sprichwort angeführt wird: Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Geier (Matth. 24, 28). Denn die eigentlichen Adler aßen auf Leichen nicht.

Aber wir kehren zum Gleichnis vom Fischez zurück. So kurz es auch ist, so sind doch wenige nur so bilderreich und ausdrucksvoll, wenn wir uns dasselbe in der ganzen Eigenart der Lehrweise Jesu vorstellen.

Nachdem der Herr in Nazareth gefunden hatte, daß ein Prophet nichts gilt in seiner Vaterstadt oder in seines Vaters Hause, war er nach Kapernaum übergesiedelt und kam dort vielfach mit Fischern in Berührung und zwar in so enge, daß ungefähr die Hälfte seiner Apostel und noch mehr zu jenen gehörten. Wenigstens ist es uns von den beiden Söhnen des Zana und Zebedäus bekannt, während wir auch Thomas und Nathanael (wahrscheinlich gleichbedeutend mit Bartholomäus) bei den Netzen antreffen (Joh. 21). Mit ihnen wandelte Jesus oft am frühen Morgen oder in kühlen Abendstunden nach einem heißen Tage am Ufer entlang. Dort versammelten sich bisweilen Tausende um ihn, und wenn der Andrang allzu groß wurde, fuhr er mit den Seinen nach dem wüsten Lande der Gadarener hinüber, oder lehrte die Menge auch wohl von einem Rahne aus. Dieses westliche Ufer ist, wenigstens jetzt, mit Steinen bedeckt (meist Lavastrücken), die durch den beständigen Wellenschlag abgerundet worden sind. Aber gerade zwischen Magdala und Bethsaida, wo ehemals Kapernaum lag, ist am Strande entlang ein sandiger Strich, wo sicherlich der Schauplatz von Jesu Unterweisungen war. Schon Hieronymus und andere Kirchenväter rühmen den Blick auf das Galiläische Meer, und einer unserer Reisenden (Van de Velde) pflichtet ihnen hierin bei, wenn er schreibt: „Eine stille Morgenstunde am Strande des Galiläischen Meeres, wenn die Luft noch nicht erhitzt ist, wenn der Wasserspiegel unbeweglich liegt, wenn die kahlen Berge rings um das Meer ihre Verwüstung noch unter dem sanften Purpurmantel der Morgendämmerung verbergen: wo in Palästina ist ein Plätzchen ruhiger, wo die Atmosphäre so sanft, die Wasserfläche so eben und still? Wo sieht man Farben, blau und rosa, perlgrau und purpurrot, so sanft ineinander verschmelzen wie jene, die sich über die Berge ausbreiten, welche sich rings um den Beschauer erheben und sich spiegeln in dem unbeweglichen Wasser?“ — Ist dieser Anblick noch immer so erhaben, jetzt, nachdem auch über diesen Teil Palästinas die Messchnur der Verwüstung gezogen ist, und das Joch der Türkenherrschaft bleiern auf ihm lastet, wie muß es dann erst vor achtzehnhundert Jahren gewesen sein, als das westliche Ufer dicht bevölkert war, und man überall die Rähne auf dem Wasser schaukeln

sah, oder die Fischer unter fröhlichem Gesang am Strande ihre Netze ausbesserten!

Hier also war es, wo Jesus, wenn der Andrang des Volkes ihm zu groß wurde, einen Fischerfahn betrat und von da aus zur Menge sprach. Es war wie wir schon früher sahen, im Anfang seiner Belehrung in Gleichnissen. Nachdem er die Gleichnisse vom Säemann und Unkraut, von der Senfsornsaat und dem Sauerteig seinen Hörern ans Herz gelegt, begab er sich mit seinen Jüngern nach Hause. Und hier fügte er zu der Erklärung von dem Unkraut des Ackers noch die Gleichnisse vom Schatz im Acker, von der köstlichen Perle und vom Fischnetz als Bilder für das Gottesreich hinzu; vielleicht war es in einer Fischerwohnung zwischen aufgehängten Netzen, und allen stand der Seestrand noch lebendig vor Augen.

Die Erklärung, die Jesus sogleich hinzufügt, fährt nicht in denselben bildlichen Sprechweise fort, sondern kehrt zu der vom Unkraut zurück, die Jesu noch sozusagen auf den Lippen lag: also wird es auch am Ende der Welt gehen. Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden und werden sie in den Feueröfen werfen, da wird Heulen und Zähneklappen sein. Hier erhellt auch, warum Jesus die Fischer nicht als diejenigen genannt hat, die das Auslesen auf dem Strande besorgen. Das Sammeln der Guten war die Aufgabe der Engel, das Zusammenbringen des Guten und Schlechten in ihr Schleppnetz die ihre. Ebenso ist es mit dem Aussuchen des Unkrauts aus dem Weizen. Daß also bei dem ersten Bild das Schlechte ausgesucht wird, und dies in der Anwendung beider Gleichnisse wiederkehrt, während beim Fischfang doch das Gute gesammelt und das Schlechte weggeworfen wird, liegt nur in der Art und Weise der Bildersprache und ist von keiner besondern Bedeutung.

So setzen wir also ganz von selbst diese beiden Gleichnisse miteinander in Verbindung, wie sie der Herr in seiner Erklärung aneinander schloß. Dieses Bild wird sonst in der Bibel immer im schlimmen Sinne gebraucht: es ist die Rede von dem Netze, worin sich die Gottlosen verstricken, sei es daß der Allerhöchste sie in ihrer eigenen Thorheit fängt, sei es daß sie sich in demselben Netz verwirren, das sie nach andern auswerfen. Anderswo ist es wieder das Netz eines Verrückten, das Netz, mit dem der Tod alle einfängt, das der Wegführung nach Babel und — wie wir bereits sahen — das Netz der Vernichtung der Macht Pharao's.

Daß es hier ebenso wie der Sauerteig, der doch auch meistens als ein Bild der Zersetzung und des Unglücks gebraucht wird, in gutem Sinne verstanden werden soll, das ist von vornherein klar. An demselben Seestrand war es, wo Jesus Petrus mit den Worten von seinen Netzen rief: Von nun an sollst du Menschen fangen. Und daß diesem Apostel vor allem noch sein früheres Handwerk immer im Gedächtnis blieb, sehen wir bei der Erscheinung Jesu am See Tiberias.

Später behielt er es sicher noch ebenso bei, als er alle zur Gemeinschaft mit Christus zu bringen suchte und sie in das Netz des Glaubens und der Liebe einzufangen bemüht war, wenn er dabei auch nicht so unbefangen wie Paulus zu Werke ging, der zwischen Juden und Griechen keinen Unterschied mehr kannte. Die alte christliche Kirche hat dieses Sinnbild treu bewahrt, wir werden noch daran erinnert durch den Fischerring der Bischöfe, die Abbildungen von Fischen auf den Gräbern und Denkmälern der ersten Gläubigen (wobei ein Wortspiel mit in Frage kam, da man in dem Worte *ichthys* (Fisch), die Abkürzungen herauslas von: *Jesus Christos Theu Hyios Soter*, Jesus Christus Gottes Sohn der Heiland); und das Schiffchen des Petrus mit dem großen Fischnetz in dem See der Welt war lange das liebteste und ermutigende Sinnbild der Kirche.

Die Bedeutung liegt nun also im Zusammenhang mit dem Gleichnis vom Unkraut klar zu Tage: die Vereinigung der Guten und Bösen in der christlichen Kirche, nicht weniger aus dem Grunde, weil der Böse nie aufhört, schlimmen Samen auszustreuen, als darum, weil es in der Natur der Sache liegt, daß überall, wo der Zugang für alle offen steht, auch vieles aufgenommen wird, was unrein und böse ist. Die Fischer müssen wohl die Flügelnetze weit ausspannen, wenn sie nicht draußen lassen wollen, was gut ist, und so wenig sie von dem Schiffe aus in die Netze sehen können, so wenig können wir, die den Auftrag des Menschenfangens erhielten, in den Herzen lesen.

Ebenso wie das ihm verwandte Gleichnis legt das unsrige also ein Zeugnis ab gegen die Sucht, Sekten zu bilden, die sich unter verschiedenen Formen von der großen Masse trennen, um eine reine Gemeinde von Gläubigen und Wiedergeborenen zu bilden. In der letzten Zeit haben es wieder die Darbyisten mit ihren Hausandachten versucht. Aber mit Recht berief sich schon Augustinus auf das Fischnetz gegenüber den Donatisten, die diejenigen nicht aufnehmen wollten, die in den Tagen der Verfolgung abtrünnig geworden waren.

Aber man hat die Anwendung von diesem einen großen Fischnetz viel zu weit getrieben, bereits im dritten Jahrhundert, doch vor allem nach der ersten allgemeinen Kirchenversammlung (zu Nicäa um 325), seit welcher der Gedanke einer einigen katholischen oder Weltkirche zur Herrschaft gelangte. Eigentlich war schon diese herrschende Kirche nicht mehr die katholische, sondern nur eine Sekte, die alle übrigen an ihre Glaubensformen binden wollte. Daraus erklärt sich die Erscheinung, daß die sich abtrennenden oder durch den Bann ausgestoßenen Parteien auf das Recht Anspruch erhoben, die wahre katholische Kirche zu sein, und miteinander haderten, sich gegenseitig bannten und verfluchten, bis die römisch-katholische Kirche meinte, in ihren Autodafés bereits hier das aus dem Weizen ausgeschiedene Unkraut verbrennen zu müssen. Darum nehme es niemanden wunder, daß diese Kirche zwar wohl Christen außerhalb ihres Bereiches kennt, niemals aber eine andere christliche Kirche anerkennt, weil jede andere

christliche Gemeinschaft für sie nichts weiter als eine keizerliche Sekte ist, die sie von Anfang an mit aller Kraft und mit allen Waffen bekämpfen zu müssen glaubt.

Aber es war ebenso verkehrt, daß die alten Protestanten — besonders die Coccejaner — dieses schöne Gleichnis so mißdeuteten, daß sie an die Stelle der Engel des jüngsten Gerichts ihre Geistlichen stellten. Diese sollten sowohl bei der Aufnahme in die Gemeinschaft, als auch fernerhin durch die kirchliche Zucht das Reine von dem Unreinen in der Gemeinde scheiden. Ist dies nicht dieselbe Klippe, an der die alte katholische Kirche gestrandet war und wodurch sie so schmachvoll entartet ist? Und doch feht auch in unserer Zeit dasselbe Thun und Treiben wieder, das in meiner Jugend als ein längst überwundener Standpunkt betrachtet wurde, trotzdem jetzt vielleicht niemand wenigstens dieses Gleichnis so falsch erklären wird. Während die engeren Kreise nur Wiedergeborene oder aufrichtig Gläubige in sich aufnehmen, sucht man die ganze reformierte Kirche auf ihre Vergangenheit zurückzuschrauben und in die alte Zwangsjacke einzuzwängen. Wer sich mit ihrem Glauben nicht ganz einverstanden erklären kann, hat dann also keine andere Wahl, als sie zu verlassen. Eine neue Katholicität, die doch die Großartigkeit und das durch Jahrhunderte gewonnene Ansehen der alten vermissen läßt! Kein Wunder, daß es darum besonders in den vornehmen Kreisen der Protestanten in England und Deutschland derer genug giebt, die lieber wieder zum Katholicismus zurückkehren!

Was ist schädlicher für den Fischfang, als daß die Fischer einander das Netz aus den Händen reißen oder jeder, auf seine eigene Hand fischend, dem andern in den Weg tritt? Wir haben nicht den Beruf, eine Kirche nach unserm Ideal, sei es wahr oder falsch, zu stiften, wohl aber, die Kirche, die vor achtzehn Jahrhunderten auf Jesu Blut gegründet worden ist, aufzubauen und auszubreiten; — die Flügel des großen Fischnetzes weit auszuspannen und mit all unserer Kraft es fortzuschleppen, damit alle Menschen in den Bereich des seligmachenden Evangeliums gelangen. Ein Netz in dem großen Weltsee, eine Herde unter dem guten Hirten, das ist gewiß die Absicht dessen, der das Himmelreich auf Erden stiftete. Kann dieses Ziel auch noch nicht erreicht werden, so sollten wir ihm wenigstens nicht entgegenwirken durch Losreißen und Zersplittern, ebensowenig wie durch Aburteilen und liebloses Richten derer, die außerhalb unserer Gemeinschaft stehen. Wären die Protestanten einig, so wäre die Macht Roms bereits vielleicht so gut wie gebrochen, und wenn alle Christen einmütig im Geiste ihres Herrn handelten, so wäre die Befehrung der Heidenwelt bereits viel weiter gefördert. Uns fällt die Aufgabe des Sammelns zu, das Scheiden aber wird Sache Gottes sein

XVII

Die köstliche Perle

Matth. 13, 45. 46

Ob schon die gewöhnliche Lebensweise der Israeliten, besonders der Galiläer, unter denen Jesus lebte, höchst einfach war, so entbehrte sie doch, besonders bei den Reichen, nicht eines gewissen Luxus. Suchten die Römer zu Jesu Zeit ihn in auserwählten und kostbaren Gastmählern, so waren die Morgenländer von alters her mehr auf liebliche Wohlgerüche und glänzende Kleider mit prächtigen Zierraten bedacht. Die Narde wurde, um ihres lieblichen Geruchs willen, teuer bezahlt — wir lernen sie bei der Salbung in Bethanien kennen, — und das purpurne Oberkleid war neben der feinsten ägyptischen Leinwand die Kleidung der Reichen, wie z. B. des Mannes, an dessen Thüre Lazarus in Hunger und Elend lag. Aber vor allem haben die Morgenländer von jeher eine Vorliebe für den Glanz der Edelsteine. Die Israeliten hatten dieselben in Aegypten kennen und bearbeiten gelernt, und die Brust des Hohenpriesters war mit zwölf kostbaren Steinen geschmückt, in welche die Namen der Stämme Israels eingeschnitten waren.

Die Perle, von der wir jetzt zu sprechen haben, gehört nicht eigentlich zu den Edelsteinen, den edelsten Vertretern des Mineralreiches. Sie kann jedoch als eine Versteinierung dazu gerechnet werden und wird auch zu dem gleichen Zweck wie jene verwendet.

Schon ihrem Ursprung nach ist sie eine sehr merkwürdige Erscheinung in der Natur, die nach höchst einfachen Gesetzen dasjenige hervorbringt, was alle menschliche Arbeit nicht nachzubilden im Stande ist; denn ob schon es bekannt ist, daß die Perle aus demselben Grundstoff besteht wie die Kreide (kohlen saurem Kalk), ebenso wie der Diamant aus dem Element der von uns gewonnenen Steinkohle (Kohlenstoff), so ist es doch der menschlichen Wissenschaft nicht möglich, aus diesen einfachen Grundstoffen dieselben reinen und schönen Gestalten zu schaffen wie die Natur.

Die Perlen entstehen in der Tiefe des Meeres; der Schoß, in dem sie geboren werden, ist die sogenannte Perlauster, die an der Südküste Asiens gefunden wird und später auch längs der Westküste von Amerika entdeckt worden ist. Dieses Schalthier erreicht die Größe von höchstens einem rheinischen Fuße. Die Muschel hat inwendig eine glatte Oberfläche, die glänzend weiß ist, bisweilen ins Gelbe und ins Blaue spielend und in den Farben des Regenbogens schillernd. Aus ihr wird durch Abschleifung das bekannte Perlmutter gewonnen. Die Perlen selbst sind nichts anderes als eine außergewöhnliche, in gewisser Hinsicht krankhafte Ausscheidung der Flüssigkeit, aus der die innere Perlmutterwand gebildet wird. Insofern steht sie mit andern Auswüchsen bei Pflanzen und Tieren auf einer Stufe. Sobald ein

fremder Bestandteil, wie es scheint meist ein unfruchtbar gebliebenes Ei, sich in der Muschel befindet, wird er allmählich mit der Perlmutterfeuchtigkeit umhüllt. Man ist der Meinung, daß jedes Jahr sich eine neue Lage ringsum bildet, ebenso wie bei Hautgewächsen, wie es aber auch bei Austerschalen und Schneckenhäusern der Fall ist, und daß zwischen diesen Lagen ein äußerst feines Zellengewebe eingefügt wird. Ist nun der beinahe unsichtbare Kern löslich, so wird er mit der Zeit ganz von der ihn umgebenden Masse aufgesogen.

Hieraus erklärt sich die Form und der Glanz der Perlen. Die meisten haben jedoch nur einen verhältnismäßig geringen Wert, durchgängig sind sie klein und von verschiedener Farbe, vom reinsten Weiß bis zum Schwarzblau. Die Kennzeichen ihres außergewöhnlichen Wertes liegen in der Farbe und in der Form, besonders in der vollständigen Durchsichtigkeit. Daher nennt man dieselben „Perlen vom reinsten Wasser“. In verschiedenen Ländern und Zeiten werden sie verschieden hoch geschätzt, im gegenwärtigen Handel wird der Wert, ebenso wie bei den Diamanten, karatweise berechnet. Der mittlere Preis für das Karat ist 20 Mark, ist aber die Perle sechs Karat schwer, dann ist der Preis $6 \times 6 \times 20 = 720$ Mark. Diese Berechnung gilt nur für gute Sorten, während für Perlen von außergewöhnlicher Größe, vollkommener Rundung und großer Klarheit fabelhafte Preise erzielt werden. Eine Perle Karls V. kostete 80,000 Dukaten und die berühmten Perlen der Kleopatra, von denen sie eine in Essig auflöste und zu Ehren des Antonius trank, wurden auf 9 Millionen Mark geschätzt, und dies geschah zu einer Zeit, als das Geld noch dreimal so viel wert war als heute! Aber fischten auch die Galiläer keine Perlen, so hatte doch Jesus nicht fern von Palästina Gelegenheit, die köstlichen Perlen kennen zu lernen.

Der Ursprung der Perlenfischerei und des Perlenhandels liegt im Dunkel. Das alte Aegypten kannte sie nicht, oder sie waren wenigstens sehr selten. Indien war ihr Heimatland, und von da wurden sie, seitdem Salomo seine Handelskarawanen dahin sandte, auch in Palästina bekannt. Wo unsere biblischen Erzähler von Edelsteinen sprechen und sie als einen prächtigen Halschmuck preisen, dem nur die Weisheit ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann, da ist es so gut als gewiß, daß wir an Perlen denken müssen. Zur Zeit Jesu waren sie allgemein bekannt.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Perlen selbst zurück, als einem eigenartigen Naturprodukte, und zur Perlenfischerei, durch die der Mensch in ihren Besitz kommt.

Berechnet man den Wert der Dinge nach der Anstrengung und der Arbeit und selbst nach den Menschenleben, die sie kosten, dann sind die sogenannten chinesischen Vogelneester nicht zu teuer, und die Perlen erst recht nicht. Um jene zu finden, schwebt man, sich an einem Tau festhaltend, über der tobenden Brandung, die gegen die Felsen schlägt; um dieser willen wagt sich der Taucher in die Tiefe des treulosen Meeres.

Von alters her gehört die Perlenfischerei zu den gefährlichsten Beschäftigungen. Jedes Jahr und nur während einer kurzen Zeit (im April und Mai) fahren die Rähne der Eingeborenen, besonders am Persischen Meerbusen und von der Insel Ceylon, nach den Bänken, auf denen die kostbaren Aultern gefunden werden. Nachdem der erfahrene und gewandte Taucher sein Gebet gesprochen oder sein Zaubermittel angewandt hat, gleitet er, mit einem Netz versehen und mit einem Stein beschwert, eilig in die Tiefe nieder, während er, um den Atem nicht zu verlieren und das Wasser abzuhalten, meist eine gewisse poröse Wurzel oder einen in Del getauchten Schwamm in den Mund nimmt. Aber eine noch größere Gefahr droht ihm: denn oft lauert der gefräßige Hai auf den armen Taucher, und manch einer kam verstümmelt oder überhaupt nicht wieder aus der Tiefe zurück. Er spaltet sich also, die Schalltiere von dem Felsen loszuschlagen, sein Netz damit zu füllen und sogleich das Zeichen zu geben, auf welches er wieder heraufgezogen wird. Verschiedene Taucher lösen einander vom Morgen bis gegen Mittag hin ab. Der vollgeladene Kahn kehrt darauf mit seinem Fang nach dem Strande zurück, und die Aultern werden auf Haufen gelegt oder in Körben aufgestapelt. So läßt man sie einige Zeit, bis sie in Fäulnis übergehen, und dann werden die Perlen ausgewaschen oder von den Schalen losgebrochen. Schöne Perlen findet man bei einer reichen Ernte wohl öfter, aber sehr selten eine Perle von großem Wert, das ist eine solche, die mit einer außergewöhnlichen Größe (z. B. der einer Walnuß) auch die erforderliche Rundung und Durchsichtigkeit verbindet, um in einer fürstlichen Krone prangen zu dürfen. Welch eine Ueberraschung für den, der sie entdeckt! Welch begehrenswerte Beute für die Händler, die heutzutage noch ebenso wie im Altertum jährlich zur Fischzeit ihre Hütten auf dem Seestrand aufschlagen, ein buntes Gewirr aus allerlei Stämmen und Völkern auf der sonst so öden Küste!

Unser Gleichnis zeigt uns solch einen Perlenhändler. Der Handel der Morgenländer war ganz verschieden von dem unsrigen. Sowohl der Tauschhandel, bei dem man Waren mit Waren bezahlte, als auch die Unsicherheit und Schwierigkeit der Wege machten es notwendig, daß der Kaufmann auch zugleich Reisender war. So treffen wir bereits zur Zeit Josephs eine Karawane Ismaelitischer Kaufleute, und in spätem Jahrhundert den barmherzigen Samariter. Im ganzen jedoch beschränkten sich diese reisenden Kaufleute nicht auf eine einzelne Warensorte. Besonders trieben die Araber seit alters Handel mit allem, was wertvoll war: mit edlen Metallen und Gesteinen so gut wie mit hochgeschätztem Balsam. Unser Kaufmann jedoch hat sich vor allem auf ein Fach verlegt: er sucht schöne Perlen. Aus diesem Handel zieht er seinen Vorteil. Er hat darin seinen genügenden Verdienst gefunden und damit auch in gewisser Hinsicht seinen Lebenszweck. Aber es ist ihm auch nicht genug, daß er mit einer Karawane die Wüste durchzieht oder über das Meer nach dem fernen Indien segelt. Er besucht selbst

die Perlenfischereien und teilt mit den Fischern die erste Ueberraschung, wenn sie schöne Perlen entdecken, oder kauft von ihnen die noch un-eröffneten Muscheln, selbst in ihrem ekelhaften und unsaubern Schleime, der durch das Verfaulen der Auster entsteht. So hatte er bereits viele schöne gefunden und gekauft und sich ein großes Vermögen erworben, womit er immer wieder neuen Handel trieb, an dem er je länger je mehr seine Genüge fand. Aber jetzt — jetzt fand er eine Perle von außerordentlichem Werte. Es zeugt von der tiefen Menschenkenntnis des Herrn, daß er den Kaufmann diese Perle nicht suchen, sondern beim Suchen nach gewöhnlichen guten Perlen finden läßt. Auf so seltenes Glück rechnet niemand und jagt ihm auch nicht nach. Wer wird nach den Minen in Kalifornien oder Süd-Afrika gehen, um den größten Klumpen gediegenen Goldes zu finden? Wer wird seinen Acker umarbeiten oder sein Haus untergraben, um einen möglicherweise darin verborgenen Schatz zu entdecken? Ebenjowenig reist man zur Perlenfischerei, um einer Perle von so großem Werte habhaft zu werden.

Natürlich freut sich der Kaufmann über diese Entdeckung, es ist jedoch wiederum ein sehr eigenartiger Zug unseres Gleichnisses, daß dies hier nicht dabei steht wie bei dem gefundenen Schatz oder bei dem wiedergefundenen Groschen und verirrtten Schafe. Der Spruchdichter sagte bereits mit Recht: Es ist schlecht! Es ist schlecht! sagt der Käufer, aber wenn er fortgeht, freut er sich seines Kaufes. Wer den Handel versteht, wird nie Verwunderung und Ueberraschung an den Tag legen für das, was er gern besitzen möchte. Und dies ist hier der Fall. Es ist vom ersten Augenblicke an, da man ihm die kostbare Perle zeigte, der einzige Wunsch dieses Kaufmanns geworden, sie an sich zu bringen. Aber sie ist nur für schweres Geld zu haben. Ihm jedoch ist sie noch viel mehr wert. Er wendet sein Herz um ihretwillen von allen andern Perlen und Edelsteinen ab, die er mit so viel Mühe und mit so großen Opfern gesammelt hat. Er geht hin und verkauft alles, was er hat; macht es, je eher je lieber, selbst mit Verlust, zu Gelde, um den Preis dieser einen Perle bezahlen zu können. Und als er sie gekauft hat, preist ihn jeder Kenner darum glücklich; sein Name wird bekannt als der des Eigentümers der schönsten Perle im Morgenlande. Er kann, wenn er will, dieselbe gegen fürstliche Schätze wieder verkaufen, aber hier bricht das Gleichnis ab, der letzte Zug gehört nicht hierher. Kauft die Wahrheit, sagte bereits Salomo (Spr. 23, 23), aber verkauft sie nicht!

Und was nun die Bedeutung anbelangt, so wird jeder bereits bemerkt haben, daß dieses Gleichnis ein Gegenstück zu dem vom Schatz im Acker bildet. Die Ordnung, in der ich diesmal Jesu parabolische Unterweisungen behandle, um das morgenländische Leben in ein helleres Licht zu rücken, hat diese Parallelen getrennt, die man jedoch leicht wieder in Verbindung miteinander setzen kann.

In beiden Parabeln ist es etwas Kostbares und zugleich etwas Ueberraschendes, was als Bild für das Himmelreich dient. Beide

Bilder gebraucht Jesus bereits in seinen Sprüchen: Sammelt euch Schätze im Himmel! und: Ihr sollt eure Perlen nicht vor die Säue werfen! Das Himmelreich steht hier, so zu sagen, in subjektiver Bedeutung. Es ist das Gottesreich unter den Menschen und nicht bei seinem öffentlichen Auftreten in der Welt. So rühmt bereits Salomo die Weisheit als köstlicher denn Perlen und sagt, daß man ihr, wie verborgenen Schätzen, nachspüren müsse (Spr. 3, 15; 2, 4). Will man nun hier bei dem weiten Umfang dieses Bildes das Himmelreich in seiner ursprünglichen Bedeutung als den messianischen Heilstaat auffassen, will man lieber nach Jesu Wort an das Eine, was not thut, die Rettung seiner Seele denken, oder will man mit Paulus von Christus selbst sprechen, den man gewinnen soll, so kommt dies der Sache nach auf eins heraus.

Neben dieser ersten Ueberraschung liegt der Kernpunkt der beiden Gleichnisse in den Worten: Er verkauft alles, was er hat. Es hat, so zu sagen, alles andere seinen Wert für ihn verloren. Jeder Wunsch seiner Seele ist auf das Eine gerichtet, um deswillen er alles andere fahren läßt: den gefundenen Schatz, die kostbare Perle.

Stehen nun also die Gleichnisse auf ganz derselben Stufe, sodaß sie nur zweierlei Ausdrücke für den gleichen Gedanken sind? Ich möchte nicht mit Sicherheit behaupten, daß Jesus verschiedene Zwecke verfolgte; und doch sind die Bilder, wie sie vor uns stehen, nicht in jeder Hinsicht der Ausdruck für ein und dasselbe. Die Verwunderung ist wohl ebenso groß, aber der Schatz wird gefunden an einer Stelle, wo man keine Schätze vermutete; die schönen Perlen werden gesucht, aber der Kaufmann dachte nicht daran, daß er eine so seltene entdecken würde. Das Finden in beiden Gleichnissen steht also nicht auf derselben Stufe. In der Anwendung können wir dies fortwährend verfolgen. Es giebt nachdenkende, ernste Menschen, denen die Wahrheit über alles geht, und die sie mit aller Anspannung suchen. So spornt der Spruchdichter — wie wir gehört haben — zum Nachspüren nach der Weisheit an, und Paulus sagt von den Griechen, daß sie Weisheit suchen, wenn auch ihre eitle Wißbegierde von ganz anderm Schlage war, als die praktische Lebensweisheit der Hebräer. Besonders geschieht es in Zeiten, in denen der überlieferte Glaube ins Wanken kommt, und die Strömung des Geistes bisweilen in heftige Brandung, ja sogar in gefährliche Strudel gerät, daß dieses Suchen ernst, daß es selbst mühsam und peinlich wird. Solche Tage waren es, in denen das Evangelium auf dem Schauplatz der Welt zuerst auftrat. Ein Nikodemus kam in der Nacht zu Jesus, um sich mit ihm über die höchsten Lebensfragen zu besprechen; ein Nathanael sann unter seinem Feigenbaume darüber nach. Manche Heiden wie Cornelius suchten eine bessere Religion, als die Fabellehre der Griechen und Römer ihnen in ihrer Kindheit geboten hatte, und Paulus reiste nach Jerusalem, um zu den Füßen Gamaliels schöne Perlen zu sammeln. Aber während er mit brennendem Eifer dem nachjagte, was ihm doch keine Befriedigung gewähren konnte, fand er mit

einem Male die köstliche Perle, die er früher, ohne sie anzuschauen, weggeworfen hatte. Und nun hielt er alles für unnütz, ja für einen Schaden, um allein Christus zu gewinnen.

Wie manch einen giebt es noch, der mit feurigem Ernst das Wahre sucht und wohl mit Hiob klagen möchte: Das Verborgenste findet der Mensch, alle Schätze der Natur und Wissenschaft, aber wo, wo ist die Goldader, in der man die Weisheit entdeckt? Vor allem ist dies der Fall, wo das Evangelium entweder unbekannt ist oder durch Kirchenlehre und Aberglaube unkenntlich wurde. Wie glücklich also der, dessen Bedürfnis nach hoher Weisheit und tiefer Gemütsruhe durch das Gottesreich befriedigt wird. Was er sucht, liegt offen vor ihm, es ist sein Eigentum geworden, für das er nun alles opfert. Es ist, als ob der alte Gottesmann auch zu ihm sagte: Dies Gebot ist nicht verborgen vor euch, es ist nicht fern. Nicht im Himmel, daß man sagen müßte: wer wird hinauffahren, um es für uns zu holen? Noch am andern Ufer des Meeres, daß man fragen müßte: wer fährt für uns dahinüber? Denn sehr nahe bei euch ist dies Wort: in eurem Munde und in eurem Herzen, damit ihr es thut (5. Mos. 30, 11 f.). Gerade unter den Menschen, die den schwersten innern Kampf zu bestehen hatten, fand man zu allen Zeiten die kräftigsten Glaubenshelden, die standhaftesten Märtyrer: einen Paulus und einen Luther, und alle, die in ihre Fußstapfen getreten sind. Die große Menge, die ihre Begeisterung nicht begreift und sie doch auch nicht auf Rechnung ihrer Ehrsucht und ihres Eigennutzes setzen kann, nennt ihre Hingabe und Aufopferung Schwärmerei.

Von ganz anderm Schlage sind die Stillen im Lande, die so rüstig weiter arbeiten, wie der Mann auf dem Acker, aber durch widrige Umstände und Entmutigungen im Leben mit einem höhern Lebensziel bekannt werden. Derer gab es unter Jesu Zuhörern viele. So steht der streng sittliche Jakobus, der endlich in seinem Bruder Jesus den Christus erkannte, dem feurigen Paulus gegenüber. Kein Wunder, daß die Elias und Obadja einander nicht mehr verstehen und würdigen. Ihre Wege laufen zu weit auseinander, und doch haben beide die köstliche Perle gefunden. Und wem sie als das einzig Wahre ohne mühevollen Suchen in den Schoß gelegt worden ist, der bringt ihr doch oft in der Stille ebensoviel zum Opfer.

Vor allem ist diese Aufopferung notwendig, wo immer man auch diesen größten Schatz finden und würdigen gelernt hat. Diese Aufopferung ist unermesslich groß und fällt uns schwer, aber gerade darum kann niemand sagen: Für mich, für mich ist dieser Schatz nicht verborgen — alles, was ihr habt, wird von euch gefordert, aber auch nicht mehr. Diesen Preis kann jeder zahlen. Der reiche Jüngling konnte sich nicht dazu entschließen, denn er hatte viele Güter, aber die arme Witwe gab doch auch dem Tempel ihre ganze Nahrung. War dies nicht, recht betrachtet, sehr viel? Und es wird von euch noch nicht einmal verlangt, daß ihr auf alles Verzicht leistet. Die Zeit der Ver-

folgung, als unsere Väter um des Einen willen, was not thut, alles verlassen mußten, ist Gott sei Dank vorbei; und die freiwillige Armut der Mönche ist eine Schauspielerei und Selbstquälerei ohne Wert. Das Seinige zum Nutzen für andere wuchern zu lassen, ist oft viel mühseliger, als es auf einmal wegzugeben. Es ist die Frage, ob -- nach dem alten Sprichwort -- was am schwersten ist, für uns auch am schwersten wiegt: ob der Wert des Goldes und der Glanz der Perlen nur einen Augenblick vom Herrn abziehen können.

Haben wir so das Eine, was not thut, gefunden, dann ist die ganze Welt uns nicht so köstlich: wir haben den verborgenen Schatz gehoben; wild brausen die Wogen des Lebens, und die aufgeregten Wellen mögen uns mit sich fortreißen: wir haben die köstliche Perle daraus gewonnen!

Fünfte Abteilung

Das häusliche Leben

XVIII

Der Sauerteig

Matth. 13, 33. Luth. 13, 20, 21

Wir wollen nun in der Darstellung der bildlichen Sprechweise Jesu von der Arbeit des öffentlichen Lebens — Acker- und Weinbau, Viehzucht und Fischerei — zum häuslichen Leben übergehen und begegnen da zuerst dem kürzesten Gleichnisse. Es sind noch nicht einmal zwanzig Worte, aber die zehntausende, die über sie geschrieben sind, sind kaum zu zählen; denn seit der Zeit der Kirchenväter hat immer das Gleichniß vom Sauerteig die Aufmerksamkeit vieler auf sich gezogen und auch heute noch wird dasselbe als Bild des Gottesreiches unzählige Male gebraucht.

Aber unserer Gewohnheit folgend wollen wir mit dem Bilde selbst beginnen.

Wir treffen hier also zuerst als Hauptperson eine Frau und zwar auf dem Schauplatze, der ihr am meisten und von Rechts wegen zukommt: im Hause. Die Frau stand in Ansehen in Israel. Während ungebildete Völker — und gebildete zuweisen auch! — sie zum Lasttier erniedrigen, wurde unter den Israeliten nur die leichtere Arbeit von ihr verrichtet. Auf dem Erntefelde und im Weinberge nahm sie an der fröhlichen Arbeit teil, aber es wurde ihr dabei nur die leichteste zugemutet; und im Hause herrschte sie mit gewohnter Sorgfalt. Schon in den Zelten der Erzväter besaßen Sarah und Rebekka, Lea und Rahel einen nicht geringen Einfluß, aber bei alledem setzte die trotzig und eifersüchtige Sarah ihre Ehre darein, für die Gäste selbst Kuchen zu backen (1. Mos. 18, 6).

Die Bereitung des Mehles zum täglichen Brot scheint uns heute eine so gewöhnliche Sache, daß wir nicht merken, wie vieler Arbeit es bedurfte, bis es dazu kam, daß man aus den wildwachsenden Körnern eine gesunde und schmackhafte Speise bereitete, der auch auf die Dauer niemand überdrüssig wird. Denn Menschen, die keine Kartoffeln aßen,

habe ich gekannt, auch solche, die keine Erbsen oder Bohnen vertragen konnten, oder denen Reis, Grütze und Mehlspeisen nicht schmeckten, aber Menschen, die kein Brot essen, habe ich noch nie getroffen.

Als der Mensch die Vögel des Himmels die Graskörner auspicken sah, mußte er von selbst darauf kommen, dieselben auch seinerseits zu versuchen, sie zu sammeln und später wieder auszusäen. Da sie schnell hart wurden, rieb man sie zwischen Steinen und machte ein Mus davon, das man durch Beimischung von Wasser oder Milch verlängerte, und da nun auch der Gebrauch des Feuers bis in die graue Vorzeit hinaufreicht, lag es nahe, den Brei zu kochen oder zu backen, da man zufällig merkte, daß der gesäuerte Teig zu gären und aufzugehen begann und daß er, wenn er gebacken wurde, leichter und gesünder war als der zähe Mehlkuchen. Aber man mußte noch einen Schritt weiter thun. War die ganze Masse sauer geworden, so blieb sie weniger schmackhaft. Da entdeckte man, daß schon ein kleiner Teil Sauerteig hinreichte, den ganzen frischen Teig aufgehen zu lassen, und nun endlich hatte man Brot.

Dies gehört jedoch in die vorhistorische Zeit, denn sowohl bei den Griechen des Homer, als in den Tagen der Erzväter wurde von Brot als von einer seit alters her bekannten Sache gesprochen. Kein Wunder darum, wenn die Heidenvölker die Erfindung desselben einer Gottheit zuschrieben, so wie auch wir gern darin einen Segen des himmlischen Vaters erkennen, der seinen Kindern Nahrung reicht. Und als Nahrung war es im Osten noch viel mehr gebräuchlich als bei uns, weil andere Speisen unbekannter oder wenigstens seltener im Gebrauch waren, und es geschah nicht selten, daß ganze Volksstämme den Hungertod starben, wenn die „Stütze des Brotes“ durch Mißwachs ihrer Hand entglitt.

So kam es, daß, wie ich schon erzählte, auch die Frau eines Hirtenfürsten die Brotbereitung selbst in die Hand nahm, anstatt sie ihren Sklavinnen zu überlassen. Selbst in spätern Tagen höherer Kultur setzte eine Königs Tochter, Thamar, eine Ehre darein, auf die Bitte ihres Bruders Ammon ihm selbst Kuchen zu backen, während sie von seiner bösen Absicht nichts vermutete. Nur die Handmühlen überließ man den Sklavinnen, und es war die größtmögliche Erniedrigung für den blinden Simson, daß er im Gefängnis Mehl mahlen mußte (Richt. 16, 21).

Aber wir kehren von Mehl und Handmühlen zur Brotbereitung zurück. In einer dichtbevölkerten Stadt wie Jerusalem, und bei dem regen Fremdenverkehr brauchte man Bäcker, und es wurde sogar eine Straße nach ihnen genannt. Aber in Galiläa und auf dem ganzen flachen Lande blieb es so, wie es noch heute in unserm Bauernstande Regel ist: jeder buk sein Brot selbst, wie es Jeremias beschreibt (7, 18): die Kinder lesen Holz, die Väter zünden das Feuer an, und die Frauen kneten den Teig.

War nun keine Zeit vorhanden, die Masse gären zu lassen, so versuhr man damit wie noch heute die Araber. Der Teig wurde in

dünnen Kuchen auf glühenden Steinen ungesäuert gebacken. So hatte Sarah während des langen Besuchs der Engel vollkommen Zeit genug, kleine Brotkuchen zu backen, nachdem der Teig durch die Sonnenhitze schneller aufgegangen war, aber Lot buk in der Eile nur ungesäuerte Kuchen. Es ist bekannt, daß dies bei dem schleunigen Auszug aus Aegypten auch der Fall war, und daß darum von den Juden in den sieben Tagen des Passahfestes kein gesäuertes oder aufgegangenes Brot gegessen werden darf. Eine herrliche Gelegenheit für den Rabbinismus, das Gesetz mit allerlei kleinlichen Beschränkungen zu umkleiden, denn ein rechtgläubiger Jude wird nicht allein auch das mit Firnis bestrichene Gerät so lange beiseite setzen, sondern — sagt der Talmud — wenn die Durchsuchung des Hauses am Tage vor dem Passah vorüber ist, und es wird darauf noch eine Maus mit einem Krümchen Brot gesehen, so muß die Reinigung von vorn begonnen werden.

Jesus sah dies alles von Jugend auf, wenn auch nicht alle die Mückenfehereien der Pharisäer im Hause seiner Eltern beobachtet wurden, und sein tiefdenkender Geist knüpfte an die rasche Veränderung des trägen Teiges, die sich durch das Gären vollzog, höhere Gedanken an, wie er gewöhnt war, von dem rein Natürlichen, womit eine geschäftige Hausfrau wie Maria in Nazareth und Martha in Bethanien zu thun hatte, zum Geistigen aufzusteigen.

Vorerst also das Natürliche: Eine Frau nahm einen Sauerteig auf drei Scheffel Mehl. Dieses Quantum (3 Seah) war so viel wie ein Epha und war dasselbe Maß, das schon Sarah und später Gideon nahmen, als sie ihren himmlischen Gästen einen ehrenvollen und herzlichen Empfang bereiten wollten, dasselbe, das Hanna zugleich mit ihrem Kinde dem Hohenpriester in frommer Gesinnung zum Geschenk brachte. In der Wüste wurde die gleiche Menge Manna als genügende Nahrung für zehn Personen auf einen Tag angesehen. Es wird ungefähr 40 Liter gewesen sein, und scheint dies auch etwas viel, so war es doch eben für Morgen, Mittag und Abend das Hauptgericht, wenn nicht die einzige Speise für die ganze Familie.

Wir haben hier eine sorgsame Hausmutter aus dem wohlhabenden Bürgerstande vor Augen, die jeden Tag — denn bei der Hitze und Trockenheit des Klimas ist der Morgenländer sein Brot gern frisch — Brot genug für Mann, Kind und Dienstboten bäckt, während sie auch dem Armen die Brocken nicht mißgönnt, die vom Tische fallen — eine tugendsame Hausfrau, welche aufsteht, wenn es noch Nacht ist, um ihrem Hause Speise zu geben, ja die auch ihre Hand dem Dürftigen öffnet (Spr. 31, 15. 20).

Sie nimmt also drei Scheffel Weizenmehl, so viel für eine große Familie auf einen ganzen Tag nötig ist, und knetet es in einer hölzernen Mulde. Sie nimmt darauf ein Stück Sauerteig, so viel, wie nach ihrer Erfahrung ausreicht, und knetet nun alles noch einmal, und zwar noch kräftiger, bis es ganz — so heißt es eigentlich — hineinvermengt, und der Teig durchsäuert ist. Nun ist nichts mehr vom

Sauerteig zu sehen. Alles ist in die Masse aufgenommen, das kann man bereits am ganzen Teig schmecken.

Nachdem man den Teig nun eine Zeit lang in gleichmäßiger Wärme hat stehen lassen, wird er sodann zum Ofen gebracht, den noch heute fast jeder Bauer bei seinem Hause hat, und den er meist mit Dornenwellen heizt. Aber so weit geht das Gleichniß nicht, es erzählt nur von der Gärung, die durch das eine Stück Sauerteig hervor- gebracht wird; später und vielleicht auch schon bei den Israeliten ge- brauchte man dazu die Weinhese, und allgemein wird dafür auch die Hese unserer Brauereien und Brennereien verwendet.

Kann man sich nun ein einfacheres Bild denken? Der Teig muß gären, wenn man schmackhaftes Brot daraus backen will, das weiß jeder, und es gehört nur wenig Übung dazu, um zu wissen, wie man es zum Gären bringt. Die einfältigste Bäuerin könnte die Frau im Gleichniß sein.

Aber das Bekannte ist darum noch immer nicht so bekannt, als es scheint. Ihr wißt es, aber begreift ihr es auch? Es ist damit ebenso, wie mit der Saat, die von selbst aussprießt. Die Thatfache ist zu sehen und sie ist einfach genug. Die Praxis ist leicht zu lernen, die Erklärung aber können nur wenige geben; ja, niemand kann bis auf den tiefsten Grund des Naturlebens, das sich hierin offenbart, eindringen.

Oder habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, liebe Leser, wo- durch das kleine Stückchen Sauerteig oder Hese eine so große Ver- änderung im Mehle hervorzubringen vermag? Es ist aus eigener Kraft nur imstande, wenn man es in kleine Theilchen aufgelöst hat, eine große Masse mit einem kaum bemerkbaren säuerlichen Geschmack zu durch- bringen. Im ersten Augenblicke nach der Vermischung würde aber selbst die feinste Zunge den gesäuerten von dem ungesäuerten Teige nur mit Mühe unterscheiden können. Woher kommt also die große Kraft in dem kleinen Quantum? — Weil die drei Maß Mehl einen verwandten pflanzlichen Nährstoff in sich tragen. Dieser ist von selbst bei genügender feuchter Wärme zur Gärung geneigt. Diese Wirkung wird nun durch den Sauerteig nur angeregt und beschleunigt, sie ist also das Produkt der chemischen Verwandtschaft. Mengt man ebenso viel Gold oder Silber unter das Mehl, so bleibt jedes für sich. Der Teig wird kein Gold oder Silber und das Edelmetall wird kein Teig, es vermischt sich nur scheinbar damit.

Wenn also der Teig ganz durchsäuert ist, dann hat er nicht mehr den Geschmack des Sauerteigs. Die Natur selbst hat, vorausgesetzt, daß man ihr die nötige Ruhe läßt, die ganze Masse umgesetzt. Dies ist einer der wunderbaren Prozesse, die der Mensch gewöhnlich nicht bemerkt, weil er sie so oft sieht. Durch Entwicklung von Gasen im Innern ist der Teig aufgegangen: denn der Zuckersstoff wurde in Kohlen- säure und Weingeist aufgelöst, und der pflanzliche Leim wird von der Natur verändert und so das Stärkemehl, ein hervorragender Nährstoff

für den Menschen, gebildet. Dieser chemische Prozeß ist der Frau unbekannt, aber sie meint ihn doch zu begreifen. Sie weiß wenigstens, daß gerade so viel Sauerteig, wenn er nur gut hineingeknetet ist, das tägliche Brot für ihr Haus durchsäuert; ja sieht sie es nicht vor ihren Augen und ohne ihr weiteres Zuthun geschehen?

Der Sauerteig wird als Sinnbild im guten wie im schlechten Sinne gebraucht. Letzterer wird mit ihm beim Passahfest verbunden, als den Tagen der ungesäuerten und ungegorenen Brote; und außerdem bei dem allgemeinen Prinzip des Mosaischen Gesetzes, daß alles, was vor Gottes Angesicht kommt, natürlich und fehlerlos sein muß. So mußten auch die täglichen Speiseopfer ungesäuert sein, die geringste Gärung machte den Teig dazu untauglich. Auch gebraucht Hosea dieses Bild für die heimliche Ausbreitung einer Verschwörung; und Jesus selbst warnt seine Jünger vor dem Sauerteig — den verkehrten Prinzipien — der Pharisäer, Sadducäer und Herodianer. Auch Paulus schreibt an der Stelle, wo er die Galater vor den falschen Lehrern warnt, die ihr freies und einfältiges Christentum mit jüdischen Satzungen beschweren (5, 9): ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Ausführlicher macht er Gebrauch von diesem Bilde im ersten Korintherbriefe, wo er von der schändlichen Unsitte spricht, die sich in die Gemeinde eingeschlichen hat. Er verweist sie dabei auf die Juden, die gerade in den letzten Tagen vor dem Passahfeste mit der größten Mängstlichkeit jedes Krümchen gesäuerten Brotes aus ihren Häusern entfernt halten, und dann fährt er fort (5, 6—8): Denn wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert. Darum seget den alten Sauerteig der Sünde aus, eingedenk, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert. Und laßt uns Ostern halten in dem Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit.

Aber darum war der Sauerteig noch nicht gleichbedeutend mit unreiner Speise, die von den Israeliten überhaupt nicht gegessen werden durfte. Am Pfingstfeste z. B. und selbst bei gewöhnlichen Dankopfern wurde auch gesäuertes Brot als Opfer gebracht, wenn es auch nach allgemeinem Gesetze nicht auf dem Altar verbrannt, sondern von den Priestern — bei besondern Dankopfern auch von dem, der das Opfer brachte — gegessen wurde. War es also nicht heilig genug, um Gott angeboten zu werden, so war es doch für den Menschen ein schätzbares Gericht, und für das Erntefest galt die Losung: ein Stückchen Sauerteig unter drei Scheffel Mehl gemengt.

Die allgemeine Bedeutung dieses Bildes ist also, sozusagen, neutral; an sich selbst weder gut noch schlimm. Es ist die „durchbringende Kraft eines kleinen Prinzips“. In dieser Gegenüberstellung von Klein und Groß ist dieses Gleichnis das Seitenstück zu dem vom Senfkorn, wie auch Matthäus und Lukas diese beiden Bilder aufs engste miteinander vereinigen. So klein im Anfang, so groß ist das Himmelreich in seiner Ausbreitung und Kraft.

Sagen nun beide Gleichnisse dasselbe von ihm? Nicht völlig.

Dies würde der Art des hebräischen Parallelismus zuwiderlaufen, in dem dieselbe Wahrheit von zwei verschiedenartigen Gesichtspunkten aus betrachtet wird. Wir fanden dies bereits in Jesu Gleichnissen vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle und in gewisser Weise auch in denen vom Unkraut und vom Fischnetz. Senfkorn und Sauerteig haben also, wie gesagt, die Gegenüberstellung eines kleinen Ursprungs und einer großen Wirkung gemeinsam, und diese Wirkung ist ganz natürlich. Es ist weder der Wunderbaum des Jonas noch das Wunderbrot der Wüste. Aber diese natürliche Wirkung äußert sich verschieden, und unwillkürlich erfährt diese unsere Auffassung des Bildes eine nähere Bestimmung. Es ist die Lebenskraft, die aus dem Senfkorne durch die nährenden Kraft der Erde ein organisches Ganze, eine Pflanze werden läßt. Aber es ist eine chemische Umsetzung der Grundstoffe, durch die der Sauerteig wirkt, und diese Wirkung läßt sich noch mehr am Geschmack und an der Nährkraft als an dem Ausquellen vorteilhaft erkennen.

Hieraus folgt, daß die Senfkornsaat mehr die äußere Gestalt des Gottesreiches veranschaulicht, der Sauerteig aber seine innere Kraft, wodurch dieses letztere Gleichnis an den Ausspruch Jesu erinnert, in dem er seine Jünger das Salz der Erde nennt. Im ersten Bilde ist also das Himmelreich die Kirche, im zweiten das Evangelium.

Darum mußte also nicht allein in der äußern Welt und unter den Menschen ein neuer Gottesstaat gestiftet werden, wie es Israel von alters her unter den Völkern war, sondern in der Menschenwelt selbst mußten die großen Prinzipien des Himmelreiches Aufnahme finden: im Staat und in der Gesellschaft, in Sitten und Gesetzen; mit einem Wort, das Evangelium mußte die Wiedergeburt der Menschheit bedeuten.

Das ist es gewesen und das ist es heute noch. Wenn wir einmal in einem Augenblicke alle die verschiedenen Parteien, Denkweisen und Gemeinden in der gebildeten Welt aus der Vogelschau als ein Gesamtbild betrachten, wird uns da nicht die Verschiedenheit zwischen dem christlichen und nichtchristlichen Gebiete sofort in die Augen fallen? Wenn auch die Gesellschaft so wenig wie der einzelne Mensch immer den christlichen Prinzipien treu bleibt, so bekennt sie sich doch zu denselben und spricht sich selbst das Urtheil, wenn sie davon abweicht. Wo findet man noch einen Volksstamm, in dem der Name Christi genannt wird, der eine Ehre darein setzt, wenn seine Kinder listig stehlen wie die Spartaner ehemals? Der über unnatürliche Sünden schamlos wie Sodom und Athen spricht? Der die Frau zur Sklavin erniedrigt wie der Morgenländer oder in ihr eine verkäufliche Ware findet wie dieser? — Wer wird noch ernstlich den Anspruch erheben dürfen, daß sein Volk ein autochthones ist und von besondern Göttern begünstigt wird, daß es das erste auf der Welt ist, während alle andern Völker Barbaren sind? Welches Volk nennt den Sinnentauel das einzige Ziel des menschlichen Lebens, leugnet Gott, Tugend und Unsterblichkeit, oder findet seine Erholung in den mörderischen Kämpfen der Gladiatoren,

und ernährt Sklaven, um mit ihrem Fleische Karpsen zu mästen? Dies alles und noch viel mehr, was vor allem diejenigen zu erfahren haben, die lange in muhamedanischen oder heidnischen Ländern verkehren, ist kein Beweis für eine natürliche Entwicklung der Menschheit; denn auch die gebildete Heidenwelt bleibt unbeweglich auf demselben Standpunkt stehen, solange sie nicht mit dem Christentum in Verührung kommt. Nein! es ist das Evangelium, das in verschiedenen Formen und auf vielerlei Wegen die Menschenwelt durchdringt und dieselbe Umwandlung zu stande bringt wie der Sauerteig in drei Scheffeln Mehl.

Wäre der Sauerteig mit dem Mehle nicht verwandt, so würde er nichts darin ausrichten, sondern in der Masse verloren gehen. Ebenso besteht eine Verwandtschaft zwischen dem Menschen auch in seiner äußersten Herzlosigkeit oder tiefsten Entartung und dem Worte Gottes. Die Seele des Menschen ist von Natur Christin, hat mit Recht ein Kirchenvater gesagt, denn die guten Prinzipien des Christentums sind die der Menschheit als des Geschlechtes Gottes, des Ebenbildes Gottes selbst. Der Mensch war entartet und sittlich krank geworden, aber noch keines seiner Lebensorgane war verloren gegangen, wenn auch der Krankheitsstoff in allen seinen Gliedern eine Wirkung ausübte. Es war nur ein erneuerndes Lebenselixir notwendig, um das Erstorbene wieder zu erwecken; ein Sauerteig, der, ihn ganz durchdringend, eine heilsame Gärung erregte. Der Christus selbst, der zu diesem Zweck auf die Erde kam, ward darum ein Mensch mit und unter den Menschen, und mit Recht erkennt der Verfasser des Hebräerbriefes das Eigenartige der Beziehung Jesu zur Welt (2, 11): Beide, der da heiligt und die da geheiligt werden, sie kommen alle von einem. Darum schämt er sich auch nicht, sie Brüder zu heißen. So weckte also von Anfang an das Evangelium das Menschliche im Menschen. Doch diese Gärung bedarf der Zeit, sie entwickelt große Kraft, aber auch schädliche Dämpfe, ja sie richtet bisweilen Verderben und Verwüstung an, wenn sie zu stark ins Gären gerät; ebenso wie die Krisis einer Krankheit, welche von der Natur zur Heilung des Siechen bestimmt ist, ihn töten kann. Doch auf die Völker ist diese letzte Anwendung nicht passend und auf die ganze Welt noch weniger. Die Gärung kann wohl eine Zeit lang aufgehalten oder unterdrückt werden, aber bald gewinnt sie wieder ihre alte wohlthätige Kraft. So war die Wirkung des Christentums in der ersten Zeit, und nicht mit Unrecht klagten Juden und Heiden zu Thessalonich (Apg. 17, 6): Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hergekommen. Denn sie in Ruhe zu lassen, das konnten, das mochten sie nicht, und so ist es noch heute in den Ländern der Ungläubigen. Ueberall, wohin es kommt, weckt das Evangelium Gärung, Verwirrung und Streit. Nicht ohne Schmerz und Weh wird der Mensch auch zu einem bessern Leben geboren.

Und diese Wirkung im Großen erklärt sich am besten durch die Wirkung im Kleinen: die Wiedergeburt der Menschheit durch die des einzelnen Menschen. Nicht durch eine auswendige, sondern durch eine

inwendige, verborgene, tief eingreifende Veränderung wird der sündige Mensch ein Christ. Gerade hierin liegt der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, den Paulus so tief erfaßt hatte. Das Gesetz kann äußerlich zwingen und noch mehr bezwingen. Es giebt Befehle, Regeln, Normen, aber Leben weckt es nicht. Schon die Kraft der israelitischen Religion lag nicht im Gesetz, sondern in den großen Prinzipien der „Einheit, Unendlichkeit und Heiligkeit Gottes.“ Diese reizten zur Entfagung und Liebe, zur Abkehr von allem, was unwahr und unrein ist. Als man das Wesen der Religion in ihrer äußern Form zu suchen begann, da versteinerte sie, und der Sauerteig gährte nicht mehr. Der Buchstabe tötet, aber der Geist ist's, der lebendig macht. Darum erneut das Christentum den Menschen nicht so sehr durch seine Formen, als durch seine Prinzipien. Sie müssen den ganzen Menschen durchdringen und das ursprünglich Gute in ihm zum Leben erwecken, sei es, daß sie ihm Nahrung zuführen oder ihn auf den rechten Weg weisen. Oftmals unbemerkt, auf tausend verschiedenen Wegen, langsam fortschreitend und nicht ohne innern und äußern Streit geht diese christliche Heiligung vor sich; aber sie kann auch eine äußere Wirkung nicht verleugnen: sie gestaltet das Leben um, weil sie die Lebensquelle erneut.

Und gerade weil diese Wiedergeburt nicht etwas Neues und Fremdes in den Menschen hineinbringt, sondern alles, was sie giebt, seiner eigenen Natur entnimmt, bleibt die Individualität des Menschen erhalten, wenn auch jede Eigenart eine Veredelung erfährt. Ein Johannes konnte nie ein Petrus werden, ein Jakobus kein Paulus; der Methodismus mit seiner strengen Befehrungsmethode hat den Menschen ebenso sehr verunstaltet wie der Katholizismus mit seinen aufgedrungenen und aufgezwungenen Formen und Lehrsätzen.

Ohne freien Zutritt der Luft grünt und gärt nichts in der Natur. Abgeschlossener Gärstoff hat keine Wirkung, man lasse darum dem Evangelium seine volle, unbeschränkte Freiheit. Ist diese Freiheit nicht ganz ohne Gefahr, so heilt sie doch auch die Wunden, die sie geschlagen hat. Aber ebensovienig hege man die Erwartung, daß die Wahrheit sich selbst ihren Weg bahnen werde, und daß wir darum ruhig zusehen können. Die Natur giebt wohl Körner, aber kein Mehl und noch weniger Brot. Die sorgsame Hausmutter begnügt sich darum nicht damit, das Korn in die Mühle zu thun, wo ihre Sklavin es fein mahlt. Sie legt nicht allein den Sauerteig auf die Masse; nicht zu wenig, um ihre Absicht nicht zu verfehlen, aber auch nicht zu viel, damit nicht alles verdirbt, nein, sie verbirgt ihn auch in dem Mehle, vermengt ihn damit, bis das kleinste Stückchen verschwindet; knetet und knetet wieder, bis das Ganze durchsäuert und alles vollständig davon durchzogen ist. Dazu ist sie des Morgens früh aufgestanden, das ist ihre tägliche und zwar nicht leichte Arbeit, der sie sich aber gern unterzieht, um das Brot für die Familie zu schaffen. Aber nun läßt sie auch den gesäuerten Teig ruhig aufgehen, sie rührt ihn nicht um und knetet ihn nicht wieder, so wenig wie der Säemann nachgräbt

und untersucht, was er in den Boden legte. Die Natur bedarf der Zeit, sich in ihrer Wirkung frei zu entfalten.

Ebenso ist es in des Menschen Herz und im Herzen der Menschheit. Gottes Wort ist das beste Gegenmittel gegen den Sauerteig der Pharisäer, Sadducäer und Herodianer: — Aberglaube, Unglaube und Weltfönn — die Gläubigen arbeiten stetig weiter, aber sie hasten nicht. Ein anderer ist's, der säet, und ein anderer, der erntet. Wenn wir nur selbst von der herrlichen evangelischen Wahrheit ganz durchdrungen sind, dann verzweifeln wir auch nie an der Menschheit. Man kann den Teiggumpen zusammenpressen, auseinanderreißen, Stücke davon verloren gehen lassen oder durch zu starke Gärung verderben, — denselben entsäuern, in den Zustand des unbearbeiteten Kornes zurückverwandeln, das vermag niemand. Das Denken und Sprechen selbst der Ungläubigen, ihr Haß und Fluch ist doch von christlichen Bestandteilen durchzogen, die sie nicht gänzlich verleugnen können. Also nur eifrig fortgearbeitet im großen oder kleinen Kreise! Durch uns, außer uns und nach uns wird die Gärung in der Menschheit fortwirken, bis das Ganze durchsäuert ist, — nach Jesaias Weissagung: die Erde voll Erkenntnis des Herrn, wie überall die Wasser den Boden des Meeres bedecken.

XIX

Der bittende Freund

Luk. 11, 5—8

„Ein guter Nachbar an der Hand ist besser als ein Freund im fernen Land.“ Dies Sprichwort ist nicht in unsern großen Städten entstanden und ist auch nicht für unsere Zeit bestimmt. Während ich dieses schreibe, kenne ich nicht einmal den Namen aller meiner nächsten Nachbarn. Kein Wunder! Ich habe sie in fünfundzwanzig Jahren noch nie gebraucht. Wir thun einander nichts Uebles, grüßen uns vielleicht bloß, weil wir einander so oft begegnen, das ist aber auch alles.

In der Zeit, in der dies Sprichwort entstand, war es mit der Nachbarschaft anders. Ich erinnere mich noch aus frühern Jahren und besonders aus einer kleinen Stadt, wie die Nachbarn sich abends vor den Hausthüren versammelten, die Stadtneuigkeiten austauschten oder einander mit kleinen Diensten an die Hand gingen. Aber vor allem auf dem Lande spielte und spielt die gute Nachbarschaft noch immer eine Hauptrolle, und man kann einander das Leben gesellig und angenehm, aber auch höchst unangenehm und verdrießlich machen. Es giebt so viele kleine Bequemlichkeiten des Lebens, die bisweilen der eine hat und der andere nicht, so viele Verrichtungen, bei denen eine kleine Hilfe oder Handreichung willkommen ist, und so trifft oft das andere Sprichwort zu: Eine Liebe ist der andern wert. Wo man einander wohl will, bringt auch eine kleine Aufopferung reichen Gewinn.

Unser Landleben giebt uns indes doch nur einen schwachen Begriff von dem der Morgenländer, wie es Jesus in Galiläa kennen gelernt hatte. Sind bei uns, auch auf den Dörfern, die notwendigsten Lebensbedürfnisse für Geld zu haben, so war dies dort viel weniger der Fall und besonders da nicht, wo die Wohnungen weit auseinanderstanden. Man muß sich mit Vorgen und Tauschen behelfen, einander beistehen und in der Not unterstützen; während der Fremde für Geld oft keine Herberge, ja selbst kein Brot findet. Dieses Bedürfnis der gegenseitigen Hilfe war von alters her die Mutter der weitberühmten, aber in unserer Zeit wohl manchmal sehr entarteten morgenländischen Gastfreiheit.

Von dieser giebt uns Jesus hier eine Probe in der Erzählung von den drei Freunden, wie man dieses Gleichnis auch nennen könnte. Der erste wohnt auf dem Lande, weit von Stadt oder Dorf, aber doch nicht ganz einsam. Er hat wenigstens einen Nachbar, mit dem er gut genug steht, um ihn seinen Freund nennen zu können. Aber nun, da er, durch die Not gezwungen, diese Freundschaft auf die Probe stellt, versagt sie den Dienst.

Es ist um Mitternacht ein dritter Freund von der Straße zu ihm gekommen, einer, der nicht in der Nähe wohnt, und den er nicht erwartet hatte. Dieser war, das dürfen wir wenigstens aus den Worten vermuten, von der Nacht überrascht worden und war glücklich genug gewesen, nach einer langen und ermüdenden Reise ein befreundetes Haus zu erreichen. Wenn die Erzählung sagt, daß es bereits mitten in der Nacht war, so müssen wir dabei im Auge behalten, daß die Nacht bei den Israeliten von 6 bis 6 Uhr gerechnet wurde und mit Sonnenuntergang begann. Die Mitternachtswache wurde von 9 bis 12 Uhr gerechnet, es ist also noch nicht in der Mitte der Nacht, ebenso wenig wie Nikodemus, der in der Nacht zu Jesus kam, ihn aus dem Schlaf aufgeweckt haben wird.

Inzwischen bringt doch der späte Besuch den Freund in große Verlegenheit. Er kann unmöglich den hungrigen Reisenden zu Bett gehen lassen, ohne ihm nach den Sitten des Landes Brot und Salz vorzusetzen. Das letztere wird er wohl gehabt haben, aber das erstere nicht. Am Morgen hat er (oder seine Frau, die hier nicht besonders genannt zu werden brauchte) Brot gebacken, aber nicht mehr, als er für diesen einen Tag nötig hatte. In heißen Ländern ist man, wie wir schon erwähnten, viel mehr wie bei uns auf frisches Gebäck angewiesen, darum steht die emsige Hausmutter jeden Morgen früh auf, um es zu backen. Was soll er nun dem Freunde, der aus der Ferne kam, vorsetzen?

In dieser Verlegenheit denkt er an seinen Nachbar, einen Mann, der vielleicht nicht immer gerade freundlich ist, der ihm aber doch diesen so gewöhnlichen Nachbarsdienst nicht verweigern wird. Er hat eine große Familie, hungrige Kinder verlangen Brot schon am frühen Morgen, bevor noch das frische aus dem Ofen kommt. Er hat also

sicher noch einigen Vorrat davon. Vielleicht hat der Nachbar früher auch seine Gefälligkeit in Anspruch genommen und kann ihm nun auch einmal einen Gegendienst erweisen.

Er macht sich also eilig zu ihm auf und klopft an seine Thür. Ob dies mit einem Klopfen geschah, wie ich sie noch in meiner Jugend gesehen, kann ich nicht sagen, aber er klopfte und ward gehört. Ach Freund, leihe mir doch einmal drei Brote, ich will sie dir morgen wiedergeben, aber ich bin jetzt in dringender Verlegenheit. Unerwartet ist mein Freund von der Reise bei mir eingekehrt, und ich habe nicht, das ich ihm vorlege.

„Drei Brote“. Da jeder Brotkuchen gewöhnlich nur für einen Menschen reichte, konnte er schwerlich um weniger bitten. Die Gastfreundschaft verlangte, daß er sich noch einmal mit seinem Besucher an den Tisch setzte und mit aß, und dann durfte es für einen, der hungrig und ermüdet von der Reise kam, nicht so knapp gemessen werden, sondern es mußte genug vorhanden sein. Ein Brot oder drei, es war ja dieselbe Mühe.

Die Bitte ist also nicht unbillig; ist auch die Stunde eine etwas ungelegene, so hat er sie doch nicht voraussehen können. Im umgekehrten Fall würde er sicher einen so kleinen Dienst nicht verweigern.

Doch findet er sich heute darin getäuscht. Die im Nachbarhause denken anders darüber. Der Gebetene antwortet unwirsch, ohne die Hosthür zu öffnen oder selbst den Nachbar wieder Freund zu nennen: Mache mir doch keine Unruhe; die Thür ist schon zugeschlossen, und meine Kindlein sind mit mir zu Bette; ich kann nicht aufstehen und dir geben.

Wie konnte er sagen, daß er zu Bett sei und doch von drinnen antworten? Ruft er denn von seinem Bette aus? — Auf diese Frage will ich mit einer Anekdote antworten. Einer meiner Freunde war noch spät am Abend auf der Reise und wollte unterwegs einen Amtsgenossen mit einem nächtlichen Besuche überraschen und sich gleichzeitig ein wenig erfrischen, ehe er weiter nach Hause ging. Er zog an der Klingel und fand endlich Gehör, und als er, ohne seinen Namen zu nennen, bat, daß man einem Freunde die Thür öffnen möchte, hörte er hinter der verschlossenen Vorthür die Antwort: „Wer du auch seiest, Freund, gehe vorüber, ich liege schon zu Bett.“ Der Prediger im Negligé dachte gewiß nicht, daß er in diesem Augenblick auf eine sehr einfache Weise eine Frage löste, die den Bibelauslegern viel Beschwerde gemacht hat. Denn wenn man die Worte der Bibel auf die Goldwage legt, vergißt man nur allzu sehr, daß sie ein populäres Buch ist.

Die Thür ist schon zugeschlossen, dies besagt im Morgenlande mehr als bei uns. Unser Verschuß ist zugleich einfacher und sicherer als der der Morgenländer. Da sie keine künstlichen eisernen Schlösser wie wir besitzen, und die Nachtzeit, besonders auf dem Lande, weniger sicher ist, wird die Hosthür mit Riegelbalken gut verwahrt. Wie umständlich aber sicher diese Art des Verschlusses ist, erhellt unter anderm

daraus, daß der Dieb in der Nacht mit weniger Mühe die Mauer durchgräbt, als daß er das Schloß aufbricht. Der gleiche Fall, von dem Jesus spricht (Matth. 6, 19; 24, 43), ereignete sich, als ich auf dem Lande wohnte, einmal in einem benachbarten Dorfe.

„Die Kindlein sind schon alle zu Bett“. Von einer Frau wird absichtlich nicht gesprochen, um die Aufmerksamkeit von der Hauptperson nicht abzulenken. Aber die Kinder gehören zu diesem nächtlichen Bilde. Um ihretwillen geht er früher zur Ruhe; ein jeder, der Kinder hat — noch kleine Kinderchen, wie es der Ausdruck andeutet — weiß es, ein wie mühseliges Geschäft es bisweilen ist, sie zu Bett zu bringen. Und noch mühseliger ist es, wenn sie zur Unzeit wach geworden sind, sie wieder zum Einschlafen zu bringen. Der Hausvater hat dies eben besorgt und ist nun so weit, sich nach den Seinigen zur Ruhe zu begeben. Er muß, wenn er seinem Freund helfen will, sich wieder anfleiden — denn der Morgenländer ist in diesem Punkte sehr peinlich — Licht anstecken, den Schrank öffnen und das Brot herausnehmen und dann die Außenthür — nein, das ist zu viel! „Mache mir keine Unruhe und mache mir mit deinem Klopfen die Kinder nicht wach!“

Was man in der verkürzten Schreibweise des Textes vermißt, wird Jesus sicher noch hinzugefügt haben. So die natürliche Frage: Wer von euch würde es nun dabei lassen? Wer kann sich vorstellen, daß der erste Freund sich so schnell abschrecken läßt? Wenn die Antwort gelautet hätte: „Es thut mir leid, aber ich habe selbst kein Brot im Hause,“ dann wäre es etwas anderes. Aber das Brot ist vorhanden, und es hängt nur von seinem Nachbar ab, ob er es ihm geben will. Einen andern Ausweg hat er nicht, so muß er es also noch einmal versuchen. Wenn die brummige Laune des Müden und Schlaftrunkenen vorüber ist, dann wird es schon gehen. Er weicht also nicht, er klopft noch einmal — so wie Petrus nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis anhaltend klopfte, als die erschrockene Dienstmagd ihm nicht zu öffnen wagte — und nun, sagt der Herr, ob er auch nicht aufsteht und giebt ihm darum, daß er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen und ihm geben, wie viel er bedarf.

Also die Unverschämtheit des Bittenden weckt den Herrn des Hauses, läßt ihn aufstehen und ihm die Bitte erfüllen, und diese Unverschämtheit wird noch gelobt? Es versteht sich von selbst, daß dies Wort hier nicht im ungünstigen Sinne verstanden werden darf, vielmehr von einem unablässigen Drängen, das sich durch keine Weigerung abschrecken läßt. Findet man auch sonst kein anderes Beispiel dazu, so war doch dem Hebräischen, das Jesus sprach, der Ausdruck „bis er sich schämte“ nicht fremd, das heißt, daß er verlegen war, was er noch sagen sollte. So drangen die Prophetensöhne beim Suchen nach Elias in Elisa, und später blickte dieser schweigend und durchdringend auf Hazael, „bis er sich schämte“ (2. Kön. 2, 17; 8, 11).

Aber wie es auch sei, der Zusammenhang weist uns von selbst

darauf hin, daß wir in Bezug auf den Bittenden den Ausdruck in milderem Sinne fassen müssen. Es ist doch ebenso wie an andern Stellen das Zwingen, mit ihm zu gehen, das Hassen seines eigenen Lebens und dergleichen zu verstehen. Der Stil der Morgenländer liebt ebenso wie ihre Kleidertracht die grellen Farben.

Genug davon. Wir erfahren nun nichts weiter: nicht die Freude, den Dank, die letzte Abendmahlzeit mit dem Freund, der von ferne kam; sobald der Reiz gefühlt wird, den das Gleichniß verursachen soll, zieht Jesus seine Hand zurück.

Ich sage euch, durch das unverschämte Bitten bewogen, wird er ihm das Notwendige geben. Das ist der Schluß dieses Gleichnisses, und sofort folgt darauf: und Ich sage euch, mit Nachdruck auf dem Pronomen: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan. — Von dem Klopfen hörten wir hier beispielsweise; ein anderes Beispiel ist das der fünf thörichten Jungfrauen, die vergebens vor der gut verschlossenen Thür klopfen.

Jeder wird begreifen, daß der unwillige Nachbar, der die Bitte nur erfüllt, um das lästige Klopfen los zu werden, hier nicht das Bild dessen sein soll, der die Gebete der Menschen erhört. Wie in andern Gleichnissen, so ist auch hier nicht die Person, sondern die Sache der eigentliche Vergleichungspunkt. Insofern die Person hier in Frage kommt, ist dieselbe ebenso wie der ungerechte Richter nicht das Bild, sondern das Gegenbild davon: So thut selbst ein harter und unfreundlicher Mensch, wie viel mehr der liebevolle Vater im Himmel. Will man diese Erhöhung von Seiten Gottes kennen lernen, dann braucht man nur Lukas zu folgen in dem, was er unmittelbar darauf sagt:

Wo bittet unter euch ein Sohn den Vater ums Brot, der ihm einen Stein dafür biete? Und so er um einen Fisch bittet, der ihm eine Schlange für den Fisch biete? Oder so er um ein Ei bittet, der ihm einen Skorpion dafür biete? So denn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist (Matthäus sagt: Gutes) geben denen, die ihn bitten?

Könnt ihr euch ein rührenderes Bild denken als das von dem sündigen Menschen, der gegen andere oft so trügerisch und böshaft ist, aber doch gegen sein Kind, — der Vater im Morgenlande vor allem gegen seinen Sohn, — liebevoll und aufrichtig ist? Es ist ein Zug von Gottes Ebenbild im Menschen übrig geblieben, an dem er sich daher am besten ein Bild von der ewigen Liebe machen kann. Ein Sklaventkind würde man vielleicht zum Narren haben können, indem man ihm an Stelle des erbetenen Kuchens einen Stein der Wüste giebt, an dem es sich die Zähne hätte zerbrechen können, an Stelle eines getrockneten Fisches eine starr gewordene Schlange, die aufwacht, wenn es hineinbeißt, an Stelle eines Eies einen ebenso runden Skorpion,

der sogleich den Stachel austreckt. Dazu war mancher böshaft genug, aber sein eigenes Kind wird man nicht so behandeln, nicht so der Vater sein Söhnchen! Dazu ist die Beziehung zwischen Eltern und Kindern von alters her den Israeliten zu heilig. Wir finden diese Beziehung bereits als das Bild der göttlichen Treue gegen Israel bei Jesu Lieblingsprophet Jesaias (49, 14—16). Kann auch, sagt Jehova, das Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme des Sohnes ihres Leibes? Doch wenn sie auch sein vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen.

Aber dieses zweite Bild bestätigt zugleich, was uns das erste bereits zeigte. Das Versprechen der Gebetserhörung ist von selbst beschränkt durch „wieviel man bedarf“. Dieses wird der Nachbar seinem Nachbar geben, das der Vater seinem Kinde. Nicht so viel er nur bittet und was er bittet, aber doch immer das Gute. In Bezug auf Gott ist dies oft gerade das, was wir oberflächlicherweise für schlecht erachten, und was doch seine Liebe gut für uns findet. Wir wissen aber, sagt Paulus (Römer 8, 28), daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Die Verweigerung dessen, was wir erbitten — ich spreche hier aus eigener Erfahrung — ist bisweilen die beste Erhörung.

So will Jesus, unser Vorbild und Muster, der so oft, so feurig und so anhaltend gebetet hat, daß auch in den Seinigen das Gebet der Pulsschlag und Atemzug eines höheren Lebens sei. Und so ist es noch. Wo das Gebet schweigt, oder wo es als eine fruchtlose Bemühung aufgegeben wird, da schwindet und stirbt zuletzt das geistige Leben, und der Mensch sieht nichts anderes über sich als die grausame Notwendigkeit, der er sich wohl oder übel unterwerfen muß; einen drückenden Nachthimmel ohne Sterne oder Morgenröte. Ich habe Menschen gekannt, die erklärten: Die Natur ist alles; ihre Gesetze regieren das Weltall, einen Gott kenne ich nicht, warum soll ich denn zu ihm beten? Aber noch nie habe ich jemand aufrichtig und offen versichern hören: Ich bete nicht mehr und ich befinde mich dabei so recht glücklich. Selbst der ungläubige Gelehrte wird beim Anblick eines betenden Kindes eine Thräne der Wehmut kaum zurückhalten können.

O ihr, meine lieben Kinder, an die ich beim Schreiben dieser Blätter immer denke, wenn ihr dieselben nach meinem Tode wieder einmal zur Hand nehmt, dann möget ihr, auch bei gänzlich veränderter Gestalt der Welt um euch her, doch nie das Glück verloren haben, eure Zuflucht zum himmlischen Vater nehmen zu können!

XX

Der verlorene Sohn

Luk. 15, 11—32

Wer kennt den Verlorenen Sohn nicht, der mit Neue zu seinem Vater zurückkehrt und mit Freude empfangen wird? Es mag wohl

das schönste von Jesu schönen Gleichnissen genannt werden. In Bauernhäusern und Fischerhütten findet man seit alters Abbildungen davon. Als im Mittelalter die Bibel ihrem ganzen Umfange nach unbekannt war, stellten die Mönche doch den verlorenen Sohn auf ihren Bühnen in ihren Schauspielen dar. Und auch der, welcher in unserer Zeit von Religion nichts weiß oder nichts wissen will, diesen Sohn, diese Schweinehürde und dieses Waterhaus, von denen er in seiner Kindheit Tagen gehört, sie kann er niemals wieder vergessen.

Doch werde ich nicht sagen dürfen, daß selbst diejenigen, die mehr als einmal die Erzählung bei Lukas gelesen haben, auch alle die feinern Züge dieser Schilderung bemerkbar machen könnten oder selbst die Beziehung derselben recht aufgefaßt hätten. Ueber eine so allgemein bekannte Erzählung gleitet das Auge hinweg, und man ist mit dem ersten, so packenden Eindruck leicht zufrieden. Aber bleiben wir darum auch nicht, alles bekrittelnd, davor stehen. Treten wir näher heran und betrachten uns vorerst wieder das Bild, ohne danach zu fragen, worauf es abzielt.

Das häusliche Leben, das eigentlich für die meisten der Gleichnisse Jesu den Vorwurf abgiebt, — wie es noch jetzt der Ruhm und das Leben des jüdischen Volkes ist, — lernen wir hier nach der innersten Seite hin kennen. Unter der Herrschaft des Gesetzes hat von alters her der Vater in Israel das Recht, gegen seinen Sohn die Anklage auf Widerspenstigkeit und Gottlosigkeit zu erheben, auf Grund welcher er gesteinigt wird. Wir lesen zwar nicht, daß dies jemals geschehen ist, aber das Gesetz zeugt doch von der strengsten väterlichen Gewalt, die noch in Israel in Ehren stand, wohl etwas mehr als bei uns. Aber in diesem Gleichnisse — wo die Söhne zwar keine Kinder mehr sind, wenn sie es auch dem Vater gegenüber immer bleiben — atmet alles Liebe und Gnade.

Es ist ein wohlhabender Bürger, den wir uns vorzustellen haben, ein reicher und unabhängiger Mann, der aber auf dem Lande wohnt und noch ganz nach der einfachen Erzbätersitte lebt. Er hat Land unterm Pflug und Vieh auf der Trist in Ueberfluß und dazu eine Menge Bedienstete. Von den Dienern im Haus — „Jungens“, wie man noch im Osten sagt — wurden die Sklaven oder Leibeigenen unterschieden, die auf dem Felde arbeiteten. In der Erntezeit oder zur Weinbergarbeit wurden auch wohl freie Arbeiter dazu gedungen. Und alle haben es bei ihm gut. Die Leibeigenen fühlen bei der väterlichen Sorgfalt ihre Sklaverei nicht, und die Diener des Hauses teilen mit ihm Freude und Leid. Gehören die Tagelöhner auch nicht zum feststehenden Gesinde, so wird ihnen doch ihr Lohn nicht verkürzt. Für ihren Tagesverdienst haben sie Brot die Fülle.

Aber vor allem sind es seine zwei Söhne, die ihm am Herzen liegen; für sie gilt all sein Schaffen und Sorgen. Zu ihnen kann er sagen: Alles, was mein ist, ist euer. Welch glückliches Los, bei solch einem Vater Sohn des Hauses zu sein! Aber gerade der sorglose

Ueberfluß wird so leicht zur Gewohnheit und durch die Gewohnheit wohl manchmal zu wenig gewürdigt. Dem jüngsten Sohne wird, da er nun erwachsen ist, das Leben im väterlichen Hause zu eintönig. Zu lange bereits hat er unter der Zucht gestanden. Er will doch endlich einmal frei sein: frei sein und die Welt sehen, von der er aus der Ferne so viel Schönes und Erfreuliches gehört hat. Und er bittet: Vater, gib mir das Teil der Güter, das mir gehört.

Dies muß man auch wieder nach der erzväterlichen Hirtensitte verstehen. Der Erstgeborene hat das Recht, der Nachfolger seines Vaters, das Haupt des Hausgesindes zu werden. Obwohl dieser also der eigentliche Erbe war, erhielten jüngere Söhne doch auch ein Erbteil und konnten nach ihrer Wahl im Hause bleiben oder sich anderswo niederlassen. Ihr erinnert euch vielleicht noch, wie Abraham, um Isaaks Erbteil gesondert zu erhalten, die Söhne seiner zweiten Frau Hetura mit einer Aussteuer entließ. Aber vor allem werdet ihr an die Schlüssel Linsenmus denken, die Jakob gern seinem Bruder Esau abtrat, damit dieser ihm sein Erstgeburtsrecht — zwar nicht dafür abgeben sollte, wie man gewöhnlich sagt, aber für einen näher zu bestimmenden Preis verkaufe. Aber Esau giebt nichts darauf. Er verzachtet seine Erstgeburt und verkauft sie nicht einmal (1. Mos. 25, 6; 29—34).

Wenn nun die Brüder, wie wir uns hier getrost vorstellen dürfen, nicht zum besten mit einander auskamen, so war es kein Wunder, wenn bisweilen bereits bei Lebzeiten des Vaters der jüngere nach seinem Erbteil fragte. Wenn auch nach dem Mosaischen Gesetze (5. Mos. 21, 17) das Doppelte desselben dem Ältesten zustand, so war der Rest doch noch in seinen Augen ein Schatz, der ihm bedingungslos gehörte. Aber hatte er dieses Teil, dann war er auch ausgezahlt und verlor allen weitem Anspruch auf das väterliche Gut.

Und der Vater teilte ihnen das Gut. Wir können uns dabei vorstellen, daß er zögerte, warnte, auf die Folgen hinwies, daß man inzwischen im Hause viel von dem widerspenstigen Sohn zu leiden hatte; aber dies alles würde zu einer Geschichte, nicht zu einem Gleichnisse gehören. Genug, daß die Bitte billig befunden und zugestanden wird. Der Vater will den erwachsenen Sohn nicht gegen seinen Willen im Hause festhalten. Er kann auch anderswo sein Glück machen, mit dem Vermögensteile, das ihm zufällt, sich Gewinn verschaffen. Er ist dazu geschickt genug — wenn er nur will.

Aber gerade das, schaffen und sorgen, will er nicht. Sein Vater teilt das Gut; wir würden sagen: er nimmt die Erbschaftsteilung vor. Natürlich bleibt das Teil des Ältesten mit dessen Einverständnis in des Vaters Besitz. Der eigentliche Erbe kann nicht abgefunden werden. Und wenn es auch nicht dabei steht, so können wir's doch dem Folgenden entnehmen, daß er die Abfindung des Bruders als einen gewissen Verlust ansah und lieber alles bei einander behalten haben

Auch unser Jüngling empfindet zum ersten Male in seinem Leben den scharfen Stachel des Hungers. Doch sein Mut ist noch nicht gebrochen. Wenn er schließlich doch arbeiten muß, so kann er es in der Fremde ebenso gut wie zu Hause bei seinem Vater. Allein er findet keine Arbeit. Wo keine Ernte ist, braucht man auch keine Arbeiter. Und nun muß er endlich das thun, wozu sich ein Israelit nicht leicht entschließen würde, wenn nicht eben der Hunger eine so scharfe Schneide hätte. Er hängt sich an einen Bürger desselbigen Landes, in dem er selbst nie recht Bürger geworden ist. Um das Erniedrigende dieses Schrittes ganz zu verstehen, muß man sich in den Geist der Zeit versetzen, von der noch immer im jüdischen Volke eine Spur sichtbar geblieben ist. Der Tagelöhner blieb ein freier Mann. Am Abend empfing er seinen Lohn — wir sahen dies schon bei den Weinbergarbeitern — und ging dann in sein eigenes Haus. Wollte er am folgenden Tage etwa seine Arbeit wiederaufnehmen oder anderwärts Beschäftigung suchen, so stand ihm das frei. Aber dieser Jüngling wußte keinen andern Rat und hängt sich, liefert sich selbst aus, als wäre er ein Sklave oder Leibeigener, an einen angeheffenen Bürger. Er bedingte sich keinen Lohn aus. Er übernahm keine bestimmte Arbeit. Er stellte sich dem angeheffenen Bürger zur freien Verfügung, und da sein Lebenswandel bekannt genug war, wurde er bei der niedrigsten Arbeit verwendet. Dieser Mann schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.

Das Schwein und der Hund waren im Altertume und sind noch heute für Juden und Muhammedaner das Bild für alles, was unrein, was gemein und verächtlich ist. Bereits im uralten Aegypten waren allein die Schweinehirten von jedem Tempel ausgeschlossen. Die tiefste Erniedrigung, die überhaupt den Israeliten treffen konnte, wird in dem Bilde vom armen Lazarus durch die Hunde, die seine Schwären leckten, zum Ausdruck gebracht, so wie hier durch die Schweine, die sich im Kote wälzen, deren Hirt der verlorene Sohn ist. Wir dürfen uns durch den Ausdruck „Träbern“ in unserer biblischen Erzählung nicht zu einer falschen Vorstellung verleiten lassen, denn wir denken dabei leicht an einen Schweinetrog und an einen Koben, worin die Schweine gemästet werden. Es ist nicht ein Bauernhof unseres Landes, auf dem der Jüngling als Knecht dient, als welcher er die Schweine besorgt, die gemästet werden sollen. Er wird auf den Acker hinaus geschickt, denn im Morgenlande werden die Schweine in Wäldern oder auf sumpfigen Strecken gehütet — man denke nur an die 2000 Stück zählende Schweineherde der Gadarener (Marc. 5, 13). — Ueberdies wurden sie, wenn sie des Abends eingetrieben worden waren, mit einer Hülsenfrucht gefüttert, deren griechische Bezeichnung „Hörnchen“ bedeutet. Bei uns heißt dieselbe jetzt Johannisbrot. Es wird in der Not von den Armen wohl auch bisweilen noch verspeist. Man ist davon die Hülsen mit dem pelzigen Fleische und wirft, da nur dies einen süßlichen Geschmack besitzt, die harten und bitteren Kerne weg.

So sehen wir denn unsern Jüngling, wie er am Abend, nachdem er sein schweres Tagewerk vollbracht hat, die Schweine in die Umfriedigung treibt. Das Füttern derselben bei ihrer Rückkehr war ihm nicht einmal anvertraut worden. Das Stückchen Brot, das ihm bei dem allgemeinen Mangel zu teil wurde, war so klein, daß er der Versuchung kaum widerstehen konnte, vom Futter der Schweine zu essen. Und so steht er nun mit leerem Magen da und sieht, wie Knechte, die größeres Vertrauen bei seinem Herrn besitzen, die gefräßigen Tiere füttern. An eine schmachhafte Mahlzeit, an Gastereien und Feste denkt er nicht mehr; selbst nicht einmal an gesunde und leicht verdauliche Nahrung. Jesus sagt sogar nicht wie vom armen Lazarus, daß er begehrte sich zu sättigen. Nein! es ist ein sehr kräftiger Ausdruck, der eher auf Schweine als auf Menschen paßt: Er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen. Mit Neid sieht er, wie jene, beinahe ohne zu wählen oder das Beste herauszusuchen, alles hinunterschlucken und, nachdem sie den Bauch gefüllt haben, sich niederlegen. Er kann sie auch um das Gefühl der Sättigung und um ihre Ruhe beneiden. Ruhelos und gejagt von seiner Begierde steht er da und sieht mechanisch dem Fressen zu, mit dem er nichts zu thun hat. Und er fragte — nein! er fragte nichts, und niemand achtete auf ihn. Für die Tiere wurde gesorgt, für ihn, den verlaufenen Schweinehirten, nicht. Niemand gab ihm etwas, nicht einmal Schweinesutter.

Doch nun folgt der Wendepunkt in der Erzählung. Nicht nur der Hunger und der Mangel, sondern vor allem die tiefe Erniedrigung, die gänzliche Verlassenheit und die allgemeine Verachtung sind es, die ihn am meisten kränken, die ihn durch ein unaussprechliches Gefühl der Einsamkeit und des Elendes zu Boden drücken. Und da — da kam er zu sich selbst, da schlug er in sich. Wie viel liegt doch in diesem einfachen Worte! Solange er an den Dingen außer ihm noch einen Rückhalt findet, auf den er seine Hoffnung setzen kann, lebt er, wie jeder Sünder, gleichsam außer sich. Aber jetzt, in dieser tiefen Erniedrigung und Verlassenheit, in dieser drückenden und hoffnungslosen Lage, jetzt hält er Einkehr bei sich selbst, und sogleich liegt seine ganze Vergangenheit, als wäre sie nur bis zu diesem Augenblicke mit einem dichten Schleier bedeckt gewesen, offen vor ihm. Aller Selbstbetrug und damit auch alle Entschuldigung ist gewichen. Fürs erste sieht er deutlich und klar, was er gewesen, und was er geworden ist. Ein brennendes Heimweh nach dem verlassenen Vaterhause bemächtigt sich seiner. Und als dann der verschmähte Ueberfluß und die mißbrauchte Vaterliebe ihm wieder mit aller Gewalt vor die Seele tritt, sagt er — natürlich zu niemand anderem als zu sich selbst, denn wer sollte sich hier um ihn kümmern oder ihn verstehen? —: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger.

Es ist ein feiner Zug in dem Gleichnisse, daß er gerade von

Tagelöhnern, die für kurze Zeit gedungen sind, spricht. Wenn später die Diener und Hausgenossen als Gäste am Feste teilnehmen und die Knechte so lüstern von dem gemästeten Kalb sprechen, müssen die Tagelöhner mit ihrem Lohne nach Hause ziehen. Sie gehören nicht zum Gefinde, zur Familie. Wie wird er, der wohlhabende Sohn des Hauses, früher auf diese armen Leute so hochmütig herabgeblickt haben. Und jetzt — jetzt beneidet er sie, denn die Güte seines Vaters ist so groß, daß auch sie Brot die Fülle haben. Dieser Ueberfluß bildet einen scharfen Gegensatz zu seinem Mangel, das schmachhafte, nährrende Brot zu dem groben Schweinefutter. Wäre er doch nur wenigstens solch ein Arbeiter!

Und dieser Gedanke, der einmal in ihm aufgetaucht ist, verläßt ihn nicht wieder. So kann es nicht bleiben. Das trotzige Herz ist gebrochen, der leichte Sinn zu tiefem Ernste gestimmt; ein Thränenstrom verrät es. Er hat da zuerst wieder nach langer Zeit einen Namen ausgesprochen, der ihm bis jetzt noch nicht über die Lippen wollte; und dieser Vatername öffnet seinem verdüsterten Auge wieder neue Aussicht. Jetzt wird es ihm mit einem Male klar, was er zu thun hat. Ich will mich aufmachen, spricht er bei sich selbst, aufmachen aus all der Tiefe seines Elends, aus seiner mutlosen Stumpfheit — und zu meinem Vater gehen, und wenn ich die elterliche Wohnung erreichen und ihn sehen kann, dann will ich sagen: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir und bin hinfert nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Tagelöhner!

Bemerkenswert ist, daß ihn seine Sünde gegen den Himmel am meisten drückt: denn wenn er sie auch — nach hebräischer Sprechweise — „vor dem Angesicht“, vor seinem Vater verübte, so hatte ihm doch dieser nach dem strengsten Rechte nichts vorzuwerfen. Er hatte sich von ihm nur gänzlich getrennt und durfte sich nach seinem häßlichen Betragen nicht mehr seinen Sohn nennen. Doch kann er nicht anders als Vater sagen, wenn er auch auf Vaterhaus und Erbteil alles Recht verloren hat. Er meldet sich auch nicht als ein Fremder an, um als Tagelöhner Aufnahme zu finden, sondern wie einer von ihnen will er behandelt sein. Mehr ist er nicht wert. Dann steht er wohl neben Dienern und Knechten und weit unter seinem ältern Bruder und sieht täglich die Wohlhabenheit, die er für immer verlor; aber dann ist er doch wieder in des Vaters Nähe und hat im Gegensatz zu seiner gegenwärtigen Armut Brot die Fülle.

Er will sich aufmachen. Das ist morgenländischer Stil — denkt nur an das heiße und niederdrückende Klima, insolgedessen der Faule bei Salomo mit gefalteten Händen daliegt! — es ist das Erwachen der Willenskraft, ein Mutfassen. Sich zu umgürten, wie dies gewöhnlich dabei geschah, hatte er nicht mehr nötig, war er doch nur in die Lumpen eines Sklaventleides gehüllt!

Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Das

klingt so ganz einfach; doch wenn wir nachdenken, daß und wie er die weite Reise von früher zurücklegen mußte, was wird er da alles durchzumachen gehabt haben! Gerade das Gegenbild zu seinem Vater Jakob stellte er dar, der seinerseits nur mit einem Stabe über den Jordan ging und bei seiner Rückkehr zweier Heere Herr geworden war. Denn denselben Weg, den er hinwärts mit einer reichen Karawane zog, legte er jetzt als ein armer Bettler zurück, der mühsam den ausgehungerten Leib fortzuschleppt, Brod und Zehrgeld erbettelnd, der in einer Scheuer, in einem Stall oder unter dem Schatten der Bäume schlafen muß, bis endlich das armselige Kleid völlig in Lumpen zerrissen ist, und die zersehten Schuhe ihm von den Füßen fallen. Doch er geht weiter, fort immer fort auf dem wohlbekannten Wege, der ihn auf Schritt und Tritt an seine Thorheit erinnert, aber doch auch näher zu seinem väterlichen Hause führt, bis er endlich den Ort seiner sorglosen Kinderspiele betritt — immer mit dem einen Gedanken im Herzen, der ihm zum Lebensziele geworden ist: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. — O, wenn dieser Gedanke ihm keine Kraft verliehen hätte, so würde es ihm ergangen sein wie so vielen vor ihm und nach ihm, die der Hungersnot zu entfliehen versuchten, und deren bleichende Knochen später nur noch den Weg zeigten, dessen Ende sie nicht erreicht hatten.

Inzwischen hatte der besorgte Vater — dieser Gedanke stellt sich bei uns ganz von selbst ein — von Zeit zu Zeit Erkundigungen eingezogen und immer ungünstigere Nachrichten von dem zügellosen und liederlichen Leben seines jugendlichen Sohnes erhalten, bis diese schließlich ganz ausblieben, und niemand wußte, was aus ihm geworden war. Er war verloren, verschollen, so gut wie tot. Und doch trauert ein Elternherz ganz anders über das verirrte wie über das tote Kind. Im Grabe ist Friede, nicht aber im sittlichen Tode noch Lebender. Während in der Heimat der verkommene junge Mann bereits so gut wie vergessen ist, schaut der Vater allabendlich nach jener Ecke hin, wo er zuletzt den Schatten seines Sohnes erblickt hat. Es ist ihm immer, als ob jener noch einmal von dort wiederkehren müßte, wenn er auch nur zu genau weiß, daß dies schwerlich der Fall sein wird. So sitzt er nun wieder einmal dort und hat den Blick ins Weite gerichtet. Da kommt ein zerlumpter, todmüder Reisender. Das Vaterauge ist scharf. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater. Ja wirklich! Es ist sein Gang, seine Haltung, sein Gesicht. Es ist sein Sohn, sein jüngster Sohn. Aber wie ganz anders sieht er aus als damals, als er das Vaterhaus verließ! Nein, jetzt ist nicht die rechte Zeit, ihm zu zürnen. Es ergreift ihn herzliches Mitleid mit dem Glende seines Kindes, aber es verwandelt sich sogleich in Freude über das Wiedersehen. Durch dieselbe getrieben, geht er — nein, läuft er, eilt er dem langsam näher kommenden Sohne entgegen, fällt ihm um den Hals und küßt ihn. Er drückt ihn an das Vaterherz und hält ihn beim Weitergehen an sich gelehnt. Es ist ein

Bild, das uns an die Versöhnung Esaus mit Jakob und noch mehr an das Wiedersehen Josephs mit seinem Vater erinnert, der seinem Sohne um den Hals fiel und vor Rührung und Freude weinte.

Doch der verlorene Sohn kann eine so zärtliche Liebkosung nicht ertragen. Vielleicht kennt der Vater die ganze Schuld noch nicht, die auf ihm lastet. Er will ihm also sagen, was er sich vorgenommen und was er wohl hundertmal bei sich selbst gesprochen hat, seitdem er die Schweine verließ: Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. . . . So weit bringt er's; aber weiter nicht. Dies ist einer der feineren Züge des Gleichnisses, den man leicht übersieht. Es kann kein Zufall sein, daß der Schluß: Mache mich als einen deiner Tagelöhner fehlt. Während wir gewöhnlich in der Erzählung die Wiederholung derselben Worte vermeiden, gehört dies gerade zum biblischen Stile. Was man sich zu sagen vornahm, oder was man von andern hörte, wird in denselben Ausdrücken wörtlich so wieder erzählt, wie es gesprochen wurde. Hier geschieht dies nicht, und warum? Weil die Vaterliebe, die mit dem Bekenntnis der Schuld längst zufrieden, ihm ein Ende macht und dem Sohne jede weitere Erniedrigung erspart.

Es giebt nun zunächst auch andere Dinge zu thun. Nicht einmal die Vergebung wird besonders ausgesprochen: denn das Mitleid behauptet die Oberherrschaft. Da inzwischen die Diener des Hauses mit jener Ungezwungenheit, die dem erzväterlichen Familienleben eignet, herbeigekommen sind, ruft der Vater ihnen zu: Eilt, ihr Kinder! Bringt das beste Kleid hervor — das kostbare, lange, weiße Festkleid, den Talar — werft die Lumpen weg und thut es ihm an und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand, und Schuhe (Sandalen) an seine Füße! — Es wird also nicht allein durch Kleider und Schuhe — die letztern waren im Hause nicht einmal nötig — für seine Bedürfnisse gesorgt, sondern durch das Ehrenkleid und den Ring wird sein Ansehen als Sohn des Hauses wiederhergestellt. So wurde zur Zeit Jesu bei einer Freilassung der Sklaven denselben ein Ring und ein Kleid als Kennzeichen des freien Mannes gegeben. Und das Ehrenkleid mußten die Diener hervorbringen, um es ihm unter der Borgalerie oder im innern Hofraume anzuziehen. Denn die neue Kleidung wurde ihm nicht nur gegeben, sondern er wurde von den Dienern des Hauses noch außerdem gebadet, angekleidet und festlich geschmückt, während man im Innern des Hauses alles zu einem Feste zurüstete.

Auch hierzu erteilte der Vater seine Befehle. Bringt ein gemästetes Kalb her und schlachtet es heute noch; laßt uns essen und fröhlich sein! Hierbei erinnern wir uns, daß bei den Hirten das Ziegenböckchen — es wird uns noch am Ende des Gleichnisses begegnen — wohl nicht zur täglichen Mahlzeit, aber doch zu einem gastlichen Empfange gehörte; das Kalb jedoch bedeutete ein ganz

besonderes Fest. Es wurde für Fest- und Hochzeitmahlzeiten gemästet. Es ist ein Zug der Freude, der durch die Religion Israels geht, daß gerade bei religiösen Festmahlen Fleisch und Wein der Ausdruck dankbarer und brüderlicher Gesinnung waren. Wer in unnützen Enthaltungen und Selbstkasteiungen sich Verdienste vor Gott zu erwerben sucht, steht der Religion des Moses ebenso fremd gegenüber wie der Religion Jesu.

In jenen warmen Ländern gehört das Schlachten des Viehs und das Zubereiten von Fleisch vollständig zusammen. Noch an demselben Tage, zur gewöhnlichen Stunde der Abendmahlzeit soll das Fest beginnen; und der Vater kann es auch seinen Dienern nicht verschweigen, warum er möchte, daß alle seine Freude mit ihm teilen. Denn dieser mein Sohn war tot — für mich und für den Himmel tot — und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden.

Der Vater hat dies im freudigen Eifer der Ueberraschung ausgerufen, und seine Befehle werden schnell und gern ausgeführt. Auch die treuen Diener sehen gern den wieder in ihrer Mitte, den sie als fröhlichen, lebenslustigen Gesellen gekannt haben, und freuen sich in der Aussicht, nun endlich einmal wieder ein frohes Fest zu feiern. Sie teilen sich in die Arbeit. Einige sorgen für die Kleider, andere für das Vieh, das geschlachtet werden soll, und wieder andere übernehmen die Vorbereitungen zu dem Festmahle. Der Oberstock oder der Innenhof der geräumigen Wohnung wird in aller Eile zu einem Festsaale hergerichtet. Während der Mahlzeit soll Musik erklingen und nach derselben soll Chorgesang und Tanz folgen. Gewöhnlich wurden hierzu im Morgenlande Tänzer und Tänzerinnen gemietet, aber ich stelle mir hier lieber vor, daß nach den einfachen, erzbäterlichen Sitten die Diener selbst nach dem Takte der Musik tanzten und sangen, da im Altertume diese Künste aufs engste verbunden waren.

Es ist Abend, und das Fest beginnt. Nachdem sie den ersten Hunger gestillt haben, fingen sie an fröhlich zu sein: zwar nicht der Vater, der zu tief bewegt war, um sich so kindlich unbesorgter Freude hingeben zu können; ebensowenig der Sohn, der noch in der Seligkeit der ihm zu teil gewordenen Aufnahme schwelgt; aber die Diener, die ohne tieferes Nachdenken das Fest mit ganzem Herzen feiern.

Doch da erschallt mitten in den fröhlichen Gesang der tanzenden Reihen ein Mißton, und zwar zum ersten Male in den drei Gleichnissen über das Verlorene, die Lukas bringt, obschon die Freude des Himmels über den bekehrten Sünder schon das dritte Mal beschrieben wird. Das ist sehr natürlich. Wir fanden ja auch in diesem letzten Gleichnisse zum ersten Male das Bild der Buße und Reue, weil dieses Verlorene ein Mensch ist: nicht das weggerollte Geldstück, nicht das verirrte Schaf, sondern ein Mensch, der fähig ist nachzudenken und empfänglich für das Gefühl der Reue, wie sein Bruder für das Gefühl der Mißgunst und des Neides.

Diesen älteren Bruder hatten wir schon beinahe ganz aus den Augen verloren, und Jesus hat ihn absichtlich in den Hintergrund gestellt. Eigentlich wissen wir bis jetzt auch nichts weiter von ihm, als daß er zu Hause blieb, während sein Bruder in das ferne Land zog, und daß auch ihm sein Erbteil in Aussicht gestellt wurde. Der Vater ist gegen diesen Sohn ebensowenig gleichgiltig wie gegen den andern, aber er ist auch seinetwegen nicht in Sorge. Nie hat er des Vaters Gebot übertreten, und dieser denkt auch gar nicht daran, diese Thatsache in Abrede zu stellen. Bereits am frühen Morgen war jener auf dem Acker. Er pflügte, hütete das Vieh, arbeitete im Weinberge und sorgte dafür, daß die Knechte und Tagelöhner ihre Arbeit gut verrichteten. Er nahm sich seines väterlichen Gutes mit größter Sorgfalt an, das ja von nun an sein eignes Erbteil war. Aber wenn wir aus seinem eignen Munde vernehmen, daß er seinem Vater diene, daß er des Vaters Gebote befolgt, so vermiffen wir darin doch den Ausdruck echt kindlicher Ehrerbietung und herzlicher Liebe. Es ist nichts als Gehorsam, und — die Liebe läßt sich nicht befehlen.

Auch an dem Tage, an welchem sein jüngerer Bruder nach Hause kam, war er auf dem Felde. Er hielt dies für seine Pflicht und verrichtete seine Arbeit; das verstand sich für ihn von selbst. Und so wenig er Anerkennung dafür erwartete, so wenig dachte er auch an besonderes Lob für das, was er täglich arbeitete.

Inzwischen war sein Bruder nach Haus gekommen; aber in der allgemeinen Freude, vielleicht auch, weil das Feld weit entfernt lag, hatte ihn niemand gerufen. — Oder zweifelte sein Vater bereits daran, daß er an der Freude Anteil nehmen würde? — Die Ueberraschung des Festes und dazu das Wiedersehen seines einzigen Bruders bleibt ihm also für den Abend vorbehalten. Dann kehrte er ja auch ungerufen zurück und so kam er nahe zum Hause. Die festliche Mahlzeit war indes bereits in vollem Gange; Gesang und Tanz nach den Klängen der Musik erhöhten die aufrichtige Freude. Verwundert steht er still. Er hört ein ungewöhnliches Geräusch, aber er sieht noch nichts, oder doch nur die Lampen und Fackeln in der Vorgalerie oder den Widerschein, der aus dem Innenhofe drang. Als er näher kam, hörte er das Gesänge und den Reigen, das Tanzen in Reihen nach der Sitte der Alten zum Takte der Musik. Daß er dies hörte, läßt uns darauf schließen, daß das Fest im Raume des Oberstockes stattfand, der beim Tanzen erdröhnte, und nicht im Innenhofe, aus dem weniger leicht etwas davon nach außen gedrungen wäre.

Aber was muß nur im väterlichen Hause geschehen sein, wo sonst die Tage so still und eintönig einander folgen, und besonders seit der Abreise seines jüngern Bruders mehr als je? Warum ist denn mit einem Male wie durch einen Zauberschlag ein Fest angestellt worden, ein Fest gleich einem Hochzeitsmahle? Während er hierüber erstaunt stehen bleibt, sieht er einige von den Knechten oder Sklaven aus- und eingehen, um Wasser zu holen oder andere häusliche Dienste zu ver-

richten. Sie gehörten, wie wir sahen, nicht zu den eigentlichen Gästen, wie die Hausdienerschaft, wenn sie auch die allgemeine Freude teilten und vom Festmahl das Ihrige erhielten. Einen von diesen ruft er zu sich; er will doch erst etwas Näheres erfahren, bevor er so unerwartet unter die Teilnehmer des Festes tritt. Ist es eine Hochzeit von einem der Freunde seines Vaters, deren Festzug, wie es im Morgenlande zu geschehen pflegt, bei ihm eingefeiert ist? Oder ist unerwartet fürstlicher Besuch erschienen? Es befremdet ihn doch, daß er davon nichts erfuhr, wenn er auch um seine Zustimmung nicht gefragt zu werden brauchte. Was bedeutet das alles, fragt er, was geht nur da drinnen im Hause vor? Und der Gefragte antwortet: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat ein gemästetes Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. Er sagt nichts von Reue und Umkehr; das paßt sich auch nicht für einen Sklaven dem jungen Herrn gegenüber. Er spricht nur von seiner erfolgten Rückkehr, davon, daß er noch lebt und nach der Anstrengung der Reise gesund ist, und daß er dem Vater ganz unerwartet aus eignem Antriebe zurückgekehrt sei. Und schließlich, was für den Sklaven die Hauptsache ist, daß ein gemästetes Kalb geschlachtet wurde.

Dann geht der Sklave wieder seiner Arbeit nach. Es liegt auch nicht im Charakter des älteren Bruders, mit jenem darüber zu sprechen. Aber in ihm steigt der Zorn auf, und er will nicht hineingehen. Er will draußen warten, bis das Fest vorüber ist; ein Fest für solch einen Verschwender, wie sein Bruder war!

Das wird dem Vater hinterbracht: Dein Sohn steht draußen und will nicht hereinkommen. Da verläßt derselbe, obwohl er mit Genugthuung seine Kinder, zu denen auch seine Diener gehören, drinnen im Haus so fröhlich sieht, sofort das Festmahl und geht selbst heraus und bittet ihn, redet seinem Sohne zu und nötigt ihn mit hereinzukommen. Ist er doch ein so guter Vater! Doch jener antwortet ablehnend und barsch: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre; nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästetes Kalb geschlachtet!

Man würde diese Worte falsch verstehen, wenn man zwischen den Zeilen lesen wollte: Ich habe dich darum gebeten, aber du hast mir's abgeschlagen, oder auch nur: Ich hätte's so gern gehabt, aber du hast mir's nicht vergönnt. Der einzige Sohn und Erbe eines reichen Grundbesizers brauchte doch nicht um einen Ziegenbock verlegen zu sein, wenn er einmal seine Freunde zu Gaste laden wollte. Nein, nur auf das Freudenfest kommt es an, denn der Nachdruck liegt auf dem Worte „fröhlich sein“. Ein Festmahl, und wäre es nur ein Ziegenböckchen mit Brot und Rahmkäse. Und dann — nicht mit diesen Dienern, die er gering schätzt, sondern mit seinen Freunden.

Für ihn, der nie des Vaters Gebot übertrat, gab es nie einen Jubelton im väterlichen Hause!

Und was seine Klage noch bitterer und häßlicher macht: während das erste Wort des reuig zurückkehrenden Sohnes der süße Vatername ist, wird von ihm nichts dergleichen vernommen. So viele Jahre diene ich dir, — klingt das nicht, als ob er zu einem Grundherrn und nicht zu einem liebevollen Vater spräche? Und von seinem Bruder spricht er: dieser dein Sohn — denn er erkennt ihn nicht mehr als seinen Bruder an, ja er tadelte fast seinen Vater, daß er einen solchen Sohn hat und es mit ihm hält, einen Sohn, der mit leichtsinnigem Weiswolk des Vaters Gut verprast hat! Doch woher weiß er das, da doch sein Bruder so fern von der Heimat war? Die vorhergehende Erzählung sagt nichts davon. Es war auch nicht des Vaters Gut, was er durchgebracht hat, — nein, es war nur sein eignes Erbteil, wenn er es auch erst von seinem Vater erhalten hatte.

So ist hier der Charakter des Gerechten, wie man ihn zur Zeit Jesu auffaßte, bis in die kleinsten Züge getroffen gezeichnet, des Gerechten, der aber auch nichts weiter als gerecht ist und kein Herz besitzt für die Liebe.

Die Antwort des Vaters ist ebenso mild, wie die des Sohnes unfreundlich war. Auch dieser ältere war ja doch sein Sohn, und wenn er auch einen Augenblick mit dem Borne zu kämpfen hat, so sucht er jenen doch freundlich zurechtzuweisen: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Doch frohe Feste brauchten wir um deinetwillen nicht zu feiern; jetzt solltest du aber fröhlich und gutes Mutes sein, denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden. „Dieser dein Bruder“, den du nur „meinen Sohn“ nennst, der aber gerade deshalb doch auch dein Bruder ist. Welch sanfter und treffender Verweis! Ein Fest um des älteren willen auszurichten, lag durchaus kein Grund vor. Jeder Tag schenkte ihm, was er haben wollte: Ziegenböcke und Mastkälber und noch viel mehr. Die Freude über den Besitz ist eine stille und beständige, aber die Freude über das Wiederfinden, das Leben aus dem Tode der Sünde und des Elends, spricht sich in festlicher Freude aus.

Doch nun weiter. Ist der ältere Sohn durch dieses liebevolle Zusprechen umgestimmt? Geht er wenigstens mit hinein, wenn auch sein Herz nicht gerade fröhlich ist, und ist sein Born noch nicht gewichen? Dies gehörte doch auch zu des Vaters Gebot, das er ja immer so treu befolgt hatte. Oder blieb er murrend draußen und legte sich unter der Vorhalle nieder oder suchte heimlich seine Schlafstelle auf? — Von dem allen hören wir nichts. Mit den Worten: „er war verloren und ist wiedergefunden“ bricht das Gleichnis plötzlich ab. Und warum? Weil gerade die mit unter Jesu Jüngern und Hörern standen, die das Bild dieses ältesten Sohnes in eigner Person

darstellten. Sie mußten das selbst wissen, wenn sie das Gleichnis nur weiter ausführen wollten.

Und wer sie waren, das sagt uns die Veranlassung zur Erzählung dieser drei Gleichnisse vom Verlorenen bei Lukas: Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten, und die Pharisäer und Schriftgelehrten (Schriftgelehrte aus der Pharisäerpartei und ihr Anhang) murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen.

Die Zöllner, von denen hier die Rede ist, sind auch Israeliten. Sie sind also die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel, die Jesus suchen und selig machen wollte. Von der Pharisäerpartei wurden sie verachtet. Wir werden später noch mehr über sie sprechen. Für jetzt genügt zu wissen, daß sie als unrein galten, und daß infolgedessen der Umgang und vor allem die Tischgemeinschaft mit ihnen für einen jüdischen Rabbi als eine Schande betrachtet wurde.

Um dies verstehen zu können, müssen wir uns auf den Gesetzesstandpunkt, auf dem die jüdischen Sittenlehrer jener Zeit standen und im wesentlichen heute noch stehen, zu versetzen wissen. Das Gesetz stellt alles, was der Mensch zu thun hat, in den Dienst Gottes. Wer ihm nachkommt, ist gerecht — wir würden sagen vollkommen. Gott selbst hat nichts an ihm auszusetzen. Die Heiden werden gesetzlos genannt, ihr Leben ein ungebundenes, weil das Gesetz sie nicht im Zaume hielt. Doch derjenige Israelit, der das Gesetz nicht beachtet, ist ein Sünder. Ob er einen Mord vollbringt oder am Sabbath ein Bündelchen trägt, ist gleichgiltig; immer ist es das Gesetz Gottes, das er schändet und um deswillen der Zorn des Himmels auf ihn ruht. Solche Sünder waren also vor allem die Zöllner, ferner alle, die mit ihnen Umgang pflogen oder mit ihnen in dieser Hinsicht gleichgestellt werden konnten, wenn sie auch nur das Gesetz aus Gesetzesunkennntnis übertraten. Denn das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht, sagen die Pharisäer (Joh. 7, 49). Und wie nun die Berührung unreiner Tiere den Israeliten verunreinigte, so auch der Besuch in Häusern der Heiden oder der Umgang mit Sündern. Als Beweis, wie tief dies alles bei den Juden eingewurzelt ist, kann das Achtungsurteil der Amsterdamer Synagoge über Spinoza dienen. Der rechtgläubige Jude durfte nicht nur mit ihm nicht verkehren, sondern mußte sich auch in einer genau bestimmten Entfernung von ihm halten.

Und nun bietet Jesus eine ganz entgegengesetzte Darstellung. Er läßt den Pharisäern ihre Gerechtigkeit: denn der offene Streit ist noch nicht ausgebrochen, wenn sie ihn auch bereits mit Mißtrauen und feindseligen Blicken belauern. Wir hören noch nichts von ihrer eitlen Prahlerei vor den Menschen, von ihrer Habsucht, ihren geheimen Sünden. Sie stehen in ihrer äußerlichen Frömmigkeit und Tadellosigkeit den Sündern gegenüber, deren Abfall von Gottes Gesetz von Jesus weder verteidigt noch beschönigt wird. Doch sind auch sie Kinder desselben Waters, wie Jesus erfreut über das Haus Zachäus des Zöllners aus-

rief: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, fintemal er auch Abrahams Sohn ist (Luk. 19, 9). — Und sind sie auch Kinder, Kinder Abrahams und Kinder Gottes, dann ist ihre Befehrung das höchste Ziel der göttlichen Liebe, ja die Freude der Engel Gottes. Es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Darum nahm Jesus die Sünder an und aß mit ihnen, verwandte gerade auf die Verirrten die größte Sorgfalt. Mit einem andern bildlichen Worte ausgedrückt: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken (Mark. 2, 7).

Nachdem also Jesus in den Gleichnissen vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen die Freude über das Wiederfinden geschildert hat, setzt er der Darstellung durch das Bild des verlorenen Sohnes die Krone auf. Hier konnte die Sünde erst in ihrer ganzen Thorheit und Leichtfertigkeit samt dem Glende, das sie mit sich bringt, geschildert werden. Aber auch die Erinnerung an eine edle Abkunft, die der Israelit nie ganz verlor, und schließlich die unergründliche Liebe des himmlischen Vaters. Es ist ein feiner Zug gegenüber den gröbern Bildern des Alten Testaments, daß hier die Freude, soweit sie im Feste ihren Ausdruck fand, ihre Vertreter in den Dienern und nicht im Vater selbst hat. Denn es schwebt auch hier deutlich der Gedanke eines vorhergehenden Gleichnisses von der Freude bei den Engeln Gottes vor.

Und nun ist es ein Beweis der hohen Weisheit Jesu in seiner Unterweisung, daß er das Bild des ältesten Bruders so ganz zulezt bringt. Die Pharisäer fanden sich von Jesu schöner Erzählung angezogen, wenn sie dieselbe auch für etwas kühn hielten. Von ihnen wurde nichts gesagt, ja, sie konnten sogar wie ihr Geistesverwandter in einem andern Gleichnisse Gott danken, daß sie nicht waren wie dieser Zöllner. Aber da tritt am Schlusse auf einmal der ältere Bruder, der „Gerechte“ auf und hält ihnen ihr eignes Bild im Spiegel vor. Es wird ihnen dabei alle Ehre gelassen, die ihnen gebührt. Nie übertreten sie wider besseres Wollen und Wissen des Vaters Gebot. Jede äußere Verpflichtung beobachten sie getreulich. Aber im Gegensatz zur Gerechtigkeit ihrer Werke tritt ihr harter und liebloser Charakter um so deutlicher hervor. Ein troziger, selbstsüchtiger Dienst, der nur um des Lohnes willen geleistet wird, steht einer tief empfundenen Reue und dem väterlichen Erbarmen gegenüber. Die Engel feiern Feste, aber sie stehen murrend draußen. Werden sie draußen stehen bleiben? Sie hatten gemeint, der Messias werde die Gerechten rufen, um mit ihnen die Welt zu regieren und die Sünder zu erniedrigen; werden sie endlich das Erbarmen Gottes verstehen, vermöge dessen des Menschen Sohn kommt, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist? Werden sie endlich eine tiefere Auffassung von der Sünde bekommen und auch sich selbst unter die Sünder rechnen, weil sie die Liebe des Vaters nicht verstanden und den Bruder verachtet haben? — Jesus überläßt

die Beantwortung dieser Fragen ihrem Gewissen und bricht darum seine Erzählung ab, damit sie den Schluß sich selbst machen sollen.

Nachdem wir so diese unvergleichlich schöne Parabel in den Rahmen ihrer Zeit eingefügt haben, erhellt daraus ganz von selbst ihre allgemeinere Anwendung. Die Dogmatik — ich meine damit hier die Sucht, überall ein festgeschlossenes System herzustellen — hat dieser Anwendung am meisten im Wege gestanden. Der verlorene Sohn wurde dann der Mensch, überhaupt jeder Mensch, und die Notwendigkeit einer Befehrung, der Wiedergeburt, vor allem aus diesem Gleichnisse hergeleitet. Als ob ein Vater wünschen könnte, daß jedes seiner Kinder sich in gleicher Weise verirren und in gleicher Weise wiederkehren sollte! In dem fremden Lande und auf der weiten Reise verunglückten so viele. Glückliche der, welcher in des Vaters Haus geblieben ist!

Bei dieser Auffassung wußte man auch mit dem Gerechten nichts anzufangen, und noch weniger mit den 99, weil man nicht begriff, daß Jesus die Sprache seiner Zeit und seines Volkes sprach. Der eine hielt sie für Leute, die sich einbildeten gerecht zu sein, der andre für solche, die bereits früher bekehrt waren. Aber bekehrte und unbekehrte Menschen ist ein Gegensatz, den die Bibel nicht kennt. Jede Befehrung hat ihre bestimmte Beziehung. Petrus hat sich zu bekehren nach seiner Verleugnung, Paulus von seinem blinden und wütenden Unglauben, der verlorene Sohn von seinem schlechten Lebenswandel, sein älterer Bruder von seiner trotigen Lieblosigkeit, und wir alle von dem, was verkehrt in uns ist.

Aber der Nachdruck liegt in diesem Gleichnis auf dem Elende, als der natürlichen Frucht der Sünde, der Verirrung vom Vaterhause. So lange wir darin verweilten in einer unschuldigen Jugend oder später in einem gottesfürchtigen Leben, war es um uns gut bestellt. Aber als die Begierden erwachten und zu Leidenschaften anwuchsen, als die Welt uns zu sich bekehrte, und die Verführung uns ins Schlepptau nahm, fühlten wir uns wie in der Fremde, und das Heimweh nach dem Vaterhause stellte sich bei uns wieder ein, wenn wir auch noch nicht sogleich den Mut fanden, uns aufzumachen und zum Vater zu gehen. Denn der Rückweg ist unendlich viel schwerer als der Weg der Verirrung.

Und hier kommt nun dieses Gleichnis jedem Verirrten ermutigend entgegen. Denn es ist im Himmel Freude nicht nur über einen Israeliten, der sich bekehrt, sondern über einen jeden Sünder. Der Vatername, den das Evangelium auf Gott anwendet, leidet keine Beschränkung, und dadurch wird die ganze Menschheit bis zu ihrem Ursprunge als das Geschlecht Gottes wieder zu Ehren gebracht. Jeder Mensch, selbst der am tiefsten gesunkene Heide, darf als ein entartetes Kind, als der Sohn betrachtet werden, der sich aus dem Vaterhause

verirrte, dessen Ursprung und dessen Bestimmung der Himmel mit seinen heiligen Engeln ist. Aber besonders wer als Christ erzogen wurde und später auf verkehrte Wege geriet, wird die Erinnerung an seinen ursprünglichen Adel nie ganz verlieren können. Ihm winkt von fern das Vaterhaus, bereit sich für ihn wieder zu öffnen, und bewahrt ihn vor Rains Verzweiflungsschrei: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge!

Betrachten wir noch einmal diesen verlorenen Sohn: denn wir alle sind Menschen, die dieselben Gefühle besitzen wie er. Hat Gott uns vor weitgehenden Verirrungen und vor einem tiefen Falle bewahrt, waren unsere Leidenschaften dazu nicht stark genug, die Verführung nicht so groß, unser Verstand behutsamer und unsere Umgebung reiner — so meine doch niemand nach der oberflächlichen und gesetzesförmigen Moral der Pharisäer in allen Stücken gerecht zu sein. Von Jesus belehrt, hatten die Apostel dies besser verstehen lernen. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, schreibt Johannes (1. Joh. 1, 8). Wir fehlen alle mannigfaltig, versichert Jakobus (3, 2). Und Paulus sagt von sich selbst: Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin (Phil. 3, 12). — Das „Zu sich selbst kommen“, die andauernde und ernstliche Einklehr zu unserer eignen Gemütsverfassung, ist darum uns allen nötig. Die großen Sünden sind entsetzlich in ihren Folgen, aber die kleinen sind oft gefährlicher, weil sie sich unbemerkt einnisten und in uns bleiben, und ohne daß wir es gewahr werden oder vermuten, uns weiter abirren lassen von des Vaters Liebe.

Doch kehren wir zur ersten Bedeutung des Gleichnisses zurück: wie manches Mal wird dann in der Welt dem widersprochen, was in der Kirche die Zustimmung aller erhält! Dieser verlorene Sohn ist von Kind an unser Freund, und wir nehmen teil an der Freude über seine Rettung. Und Jesus, der Gefallene und Zöllner aufsucht, um sie zu retten, ist uns der gesegnete Heiland. Doch der Gottesdienst geht zu Ende, und die Welt nimmt ihr Treiben wieder auf. Urteilt sie nun nach diesem Maßstabe? Ist sie bereit zu vergeben und zu vergessen, den Schandfleck auszuwischen, der einmal auf den Sünder gefallen ist? Oder gleicht dieser nicht vielmehr den Flecken, die immer wieder zum Vorschein kommen, sobald das Licht darauf fällt? Wird nicht bei der geringsten Veranlassung jemandem die Sünde seiner Jugend vorgeworfen, und vor allem dem, der einmal „geessen hat“?

Aber wenn wir auch nicht teilnehmen an dieser Unbarmherzigkeit der Welt, die im Grunde mehr Hochmut als sittliches Gefühl ist, so brauchen wir darum doch die Grenzlinien zwischen Gerechten und Sündern nicht zu verwischen, die Jesus im Geiste seines Volkes so scharf gezogen hatte. Es läßt mich kalt, wenn ein Frommer mit einem tadellosen Lebenswandel zu Klagen anfängt, daß er der größte Sünder

sei, ein Aussätziger vom Scheitel bis zur Sohle. Versuche nur einmal, ihn um des einen oder andern willen zu tadeln! Ob er sich nicht sogleich umwenden wird und seine Gerechtigkeit verteidigt! Es waren schöne Worte, aber nichts weiter. — Und wenn ich nun dagegen Frommen begegne, die von ihrem frühern schlechten Lebenswandel mit einer gewissen Unverfrorenheit sprechen, um sich ihrer Befehrung zu rühmen, und sich über die Gerechten stellen, die eine solche Befehrung nicht nötig haben, dann läßt es mich nicht mehr kalt, sondern ich fange an vor Entrüstung zu glühen. Was würde der Vater wohl dem verlorenen Sohne gesagt haben, wenn dieser sich bei dem Feste, das man ihm bei seiner Rückkehr bereitete, den Rang des Ältesten und Erben angemacht und mit Geringschätzung auf den vieljährigen Dienst seines Bruders herabgeblickt hätte, weil dieser sich nie verirrt und darum auch nie sich zu verändern und zu befehren brauchte? Wer unsere Gemeinden kennt, wird dem beistimmen müssen, daß diese Sucht, die Sünde zu verherrlichen, damit die Gnade um so größer sei — wogegen bereits Paulus eiferte — die Krankheit ist, die an dem sittlichen Leben der Gemeinde (und besonders der reformierten) zehrt. Ja, ich habe sogar von einer sogenannten protestantischen (glücklicherweise keiner reformierten) Kanzel die Lehre verkünden hören: alle unsere guten Werke seien nur Puscharbeit, durch die wir das Werk Gottes verdrücken, da doch der Weg zum Himmel nicht der Pfad der Gerechtigkeit, sondern der Ungerechtigkeit sei!

Doch der, welcher zuerst das Gold ans Licht brachte, ist für die Verirrungen des Golddurstes nicht verantwortlich, so wenig wie der, welcher den Stahl erfand, für die Greuel des Mordes und Krieges. Das Edelste wird am meisten mißbraucht; so ergeht es auch diesem einzigartigen Gleichnisse, welches schon tausend und abertausend Male Sünder getröstet und wieder ins Vaterhaus zurückgebracht, den Bruder des Verirrten aber zu Liebe und Erbarmen gestimmt hat. Und geht unsere Zeit bisweilen wohl einmal zu weit in ihrer Vorliebe für das Verlorene, so ist es doch besser, als wenn sie dasselbe mit kaltem Hochmut verwürfe. Ist auch kein Menschenwerk ohne Fehler und Uebertreibung, so ist in diesem doch Christus lebendig.

XXI

Der reiche Mann und der arme Lazarus

Luc. 16, 19—31

Wer kennt nicht den Armen Lazarus, der unter den Hunden draußen an der Thür des Reichen Mannes liegt? Hast du schon einmal darauf geachtet, lieber Leser? Es ist das einzige Gleichnis Jesu, in dem eine der Personen mit Namen genannt wird. Das ist sonst gewöhnlich nicht die Art der parabolischen Unterweisung. Wenn der

Prophet Nathan auch von einem reichen und einem armen Manne erzählt und ebenso wie Jesus für den armen Partei ergreift, so nennt er dabei keinen von beiden. Dieser besondere Fall, wie man ihn auch erklären möge, hat der üppig wuchernden Einbildung und dazu dem Uberglauben und der Gewinnsucht weiten Spielraum gegeben. In Jerusalem zeigen die Mönche alles, was man aus der Evangelien-geschichte nur wissen will, als wäre das alles so gemerkt und erhalten worden, während im Gegenteil Ströme Blutes darüber hingeflossen sind, und Berge von Schutthaufen die alte jüdische Welt bedeckt haben. So ließ sich auch der gelehrte Reisende Robinson herumführen, und man wies ihm unter anderm die Wohnung des reichen Mannes und ihr gegenüber die des armen Lazarus, wobei er die prosaische Bemerkung machte, daß Lazarus beinahe ebenso gut gewohnt habe als der üppige Reiche.

Und diese Auffassung, daß wir es hier mit einer Geschichte zu thun haben und nicht mit einer lehrhaften Erdichtung, reicht bereits in die ersten Jahrhunderte der Christenheit hinauf. Irenäus, Tertullianus, Hieronymus und andere Kirchenväter meinten, dies müßte wohl geschehen sein, da alles so deutlich und bestimmt erzählt wird — als ob nicht gerade dies der größte Vorzug einer Erzählung wäre. Ja selbst noch bei einem der neuesten protestantischen Ausleger las ich: „Es muß wohl eine Geschichte sein, da Jesus den Namen des armen Mannes nennt, während er aus Rücksichtnahme den des reichen verschweigt.“ Man fühlte nicht die Rücksichtslosigkeit, daß Jesus einen wirklich vorhandenen und allgemein bekannten Bettler selig gesprochen haben sollte, während er einen Reichen, der dadurch doch wohl auch kenntlich geworden war, verdamnte und die fünf Brüder, die ihn überlebten, an den Pranger stellte.

Und dann müßte doch bei dem Begräbniß des Reichen die Geschichte aufhören. Geschichte reicht nicht bis über das Grab. Aber unsere Erzählung ist aus einem Guß, die Kehrseite, die uns eine andere Welt schildert, ist nur eine Folge des wirklichen Lebens, das wir hier sehen, und kann davon auf keinen Fall abgetrennt werden, wie sonst wohl die Weissagung des kommenden Gerichts etwas ganz anderes ist als die Beschreibung des gegenwärtigen Lebens. Ich kann es beim besten Willen nicht verstehen, daß man eine Erzählung Geschichte nennen will, deren größte Hälfte doch jenseits des Grabes spielt. Und was den Namen betrifft, so wird man mit einem geistreichen Ausleger sagen können: „Die Namen der Frommen stehen im Buch des Lebens, während die der Gottlosen vergehen.“ Denn daß der reiche Mann Mineus geheiß haben sollte, gehört zu den Fabeleien der Mönche, die uns auch die Namen der drei Könige zu sagen wissen — eine Geschichte kann man es also nur insofern nennen, als sie typisch für dasjenige ist, was sich fortwährend in der Welt ereignet. Aber überschauen wir erst einmal das ganze Bild. Die Bedeutung der einzelnen Züge wird uns dann schon von selbst deutlich werden.

Ich gehe dabei von der einfachen Bemerkung aus, daß hier eine zweifache Schilderung vorkommt und in beiden dieselbe Gegenüberstellung: Reichtum und Armut, sich findet. So einfach diese Bemerkung auch ist, so wird uns die Erklärung doch zeigen, daß sie nur allzuoft unberücksichtigt geblieben ist, und daß dadurch der Schlüssel des Gleichnisses verloren ging.

Die erste Gegenüberstellung findet im gegenwärtigen Leben statt. Sie ist kurz, aber sie sagt in wenig Worten viel. Wörtlich übersetzt lautet die Erzählung: Es war aber ein gewisser Mensch, ein Reicher, und er kleidete sich in Purpur und Byssus, sich ergötzend jeden Tag auf herrliche Weise. — Der purpurne Mantel war ein fürstliches Kleidungsstück, und das Unterkleid, vom feinsten ägyptischen Byssusgarn gewoben, ebenso fest als fein, war einer der kostbarsten Luxusgegenstände. Wer so gekleidet ging, bewies, daß er kein häusliches Leben führte, und ebenso, daß er keine nützliche Arbeit verrichtete; und die Beschreibung des Lebens in diesem angesehenen Hause stimmt ganz damit überein. Jeder Tag ist ein Fest, die ausgesetztesten Lefereien werden genossen, und fröhlich kreist der Becher. Wie wir später hören, sind noch fünf Brüder vorhanden, die ebenso leben, und mit denen er sich's besonders wohl sein läßt. An Gästen ist daher auch kein Mangel, und die Thür des prächtigen Hauses wird von Bettlern und Hunden belagert, die allein schon von den Abfällen der reichen Mahlzeiten sich nähren.

Und worin besteht nun die Missethat dieses Reichen, um derentwillen wir ihn später an einem so traurigen Orte wiederfinden? Luther hat bereits bemerkt, daß jener in den Augen der Welt kein Uebelthäter ist, und daß ihm kein Mord oder Raub oder Ehebruch zur Last gelegt wird; daß er seinen Reichtum auf ungesetzmäßige Weise sich angeeignet, daß er ein Unterdrücker der Armen war, liegt auch nicht in der Erzählung. Die Bedrohung des Jakobus (5, 1—6): Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist, während ihr wohlgelebt habt auf Erden, schreit zum Herrn Zebaoth — diese Bedrohung paßt auf jenen Reichen nicht.

Aber dann ist es vielleicht Unbarmherzigkeit, insolge deren er das Bitten des Bettlers nicht erhört, ihm nichts gönnt oder von seinem Ueberfluß darreicht? Dieser Gedanke drängt sich so ganz natürlich zwischen die Zeilen der Erzählung, daß in meiner Jugend, als das Almosenempfangen noch eine einträgliche und vorteilhafte Sache war, auch dieses Gleichnis zu Gunsten desselben ausgelegt wurde. Aber vergleichen wir Lazarus mit dem verlorenen Sohne, welche beide hungrig waren und nach der geringsten Nahrung verlangten, dann fehlen hier doch die Worte: Und niemand gab sie ihm. Wir werden sogleich sehen, daß der Reiche um nichts gebeten wurde und daß er also auch nichts verweigern konnte; daß er jedoch sein Geld und Gut zum Nutzen der Armen verwendet hätte, steht ebensowenig da. Der reiche Weltmann unserer Tage thut dies auch nicht, und scheint er

einmal wohlthätig, so betrachtet er das Geben als eine Last, der er sich nicht entziehen kann, keineswegs aber als ein Vergnügen und noch viel weniger als den Zweck seines Lebens. Solch einen selbstsüchtigen Reichen, der nur lebt, um das Leben mit vollen Zügen zu genießen, ohne sich darum zu bekümmern, was andere entbehren müssen, oder wie es ihm nach diesem Leben ergehen wird, finden wir hier — mehr nicht. Wir können sogar vermuten, daß er dasselbe that, was er später von seinen Brüdern sagt, daß auch er seiner Zeit nach der Synagoge ging und da „Moses und die Propheten“ hörte. Verbotene Speisen kamen sicherlich nicht auf dieses Reichen Tisch, kurz wir denken uns den Mann als Israeliten rechtschaffen nach dem Gesetz.

Und nun das Gegenstück zu ihm, ein armer Mann, der einem reichen gegenübersteht. Bettler ist zuviel gesagt, ein Armer oder Elender, jemand, der an allem Mangel leidet, ist gemeint. Auch sein Name wird genannt: Lazarus, eine griechische Form für Eleazar oder Eliezer, das dem deutschen Gotthilf entspricht. Und hier haben wir nun die Erklärung, warum der Arme einen Namen trägt, aber der Reiche nicht. Dieser Name vereinigt mit dem tiefsten Elend die innigste Gottesfurcht. In den Leiden dieser Zeit ist Gott seine Zuflucht. Ist dies nicht der Sinn von so manchem Psalm? Wäre es eine Geschichte, so würde Jesus auch hier wie bei Zachäus gesagt haben können: auch dieser ist Abrahams Sohn! Der Name war zwar mehrfach im Gebrauch, auch ohne daß an die ursprüngliche Bedeutung desselben gedacht wurde. Man denke nur an Lazarus von Bethanien. Da aber Jesus nur dieses einzige Mal dem Menschen, den er durchgängig in seinen Gleichnissen auführt, einen Namen giebt, kann ich nicht denken, daß er nur gerade den ersten besten dazu genommen hätte. Bereits in den ältesten Büchern der Bibel finden wir auf die Bedeutung der Namen einen besondern Nachdruck gelegt. Dies geschah auch mit Jesu eigenem Namen, und daß auch er mit diesem Brauche nicht unbekannt war, ersehen wir aus Simons Ehrentamen Petrus (Felsenmann) und an der Charakterzeichnung des Johannes und Jakobus als Boanerges (Söhne des Donners). Aber wir kehren zu dem armen Manne zurück. Er lag also da — wörtlich: er war hier hingeworfen — an der Thür des Reichen. Er konnte nicht einmal mehr den Ort erreichen, der für ihn die Quelle des Ueberflusses war. Ein mitleidiger Nachbar, oder auch wohl ein Hausgenosse oder Verwandter, der sich seiner entledigen wollte, hatte ihn hier achtlos zu Boden sinken lassen. Es war an der Vorhofsthür, die durch einen Thorweg nach dem innern Hofe des Hauses jenes Reichen führte, so daß der Bewohner dicht an ihm vorbeigehen mußte, wenn er das Haus verließ. Und steht auch von diesem Ausgehen, dem Sehen und Treffen nichts in der ersten Erzählung, so erfahren wir doch aus dem zweiten Bilde, daß der Reiche den Armen wohl bemerkt hat, da er ihn selbst bei Namen nennt.

Lazarus lag da voller Schwären. Die Volksmeinung hielt ihn darum für aussäzig und hat ihn aus diesem Grunde zum Patron

dieser Unglücklichen gemacht. Dies ist wieder eine von den überlieferten falschen Auffassungen der biblischen Erzählungen und Sprüche, die man wohl widerlegen kann, die aber ein so zähes Leben haben, daß sie immer in derselben Gestalt wiederkehren. Die Aussätzigen lebten außerhalb des Weichbildes der Stadt oder des Dorfes; es war eine Art religiöser Pflicht, an jenen Orten Speise für sie niederzulegen. Aber vor der Hausthür würde man sie nicht geduldet haben. So ging auch in unsern Städten seit alters die Lazarusklapper um zu einer Kollekte für das Aussätzigenhospital und wurde das Bild für einen Schwäger. Aber die Aussätzigen selbst ließen sich nicht bliden.

Lazarus litt also an einer andern, aber darum nicht weniger häßlichen und unheilbaren Krankheit, die durch den Mangel an guter Pflege noch schlimmer wurde. Es ist nicht unmöglich, daß diese Schwären gedacht werden sollen als etwas, was sich bei seinem Leben unter den Hunden von selbst versteht; denn stellt man sich diese Tiere vor, wie sie noch jetzt im Osten unbersorgt auf den unreinen Straßen leben und zwar in diesem heißen Klima, dann ist es beinahe unmöglich, unter ihnen zu leben, ohne durch sie angesteckt zu werden.

Was ihn dabei am meisten quälte, war der Hunger: er begehrte sich zu sättigen von den Brotsamen, die von des Reichen Tische fielen. Seine Begierde wird nicht mit so starkem Ausdruck wie die des verlorenen Sohnes bezeichnet, der nur verlangte, mit dem Futter der Schweine seinen Bauch zu füllen. Doch begehrte auch er Sättigung und brachte außerdem sein Leben unter ebenso unreinen Tieren zu, denn Hund und Schwein sind für den Israeliten und nicht weniger für den Muhammedaner das Bild der größten Unreinheit. Da nun in ihrem Hause kein Hund geduldet werden darf, leben diese von dem Abfall und dienen wie die Raben und Geier dazu, den Unrat der morgenländischen Städte wenigstens teilweise aus dem Wege zu räumen. Als man vor einigen Jahren in Konstantinopel diese häßlichen Straßenhunde ausrotten wollte, legte das Volk Verwahrung dagegen ein: so eng sind sie mit den morgenländischen Sitten verwachsen.

Bei Licht betrachtet, ist doch also hier von Wohlthätigkeit ebenso wenig als vom Betteln die Rede. Wenn man davon im Evangelium etwas lesen will, so muß man den Blindgeborenen oder den Lahmen am Tempel Eingang aussuchen. In des Reichen Haus herrschte einfach die allgemein übliche Sitte, den Rest mancher Mahlzeit vor die Thür zu werfen. Man sparte sich darum keinen einzigen Bissen vom Munde ab, so wenig wie die heidnischen Kinder, auf die das kananäische Weib anspielt, absichtlich für die Hündchen etwas unter den Tisch fallen ließen. Die einzige Sorge, die man auf die Hunde verwandte, bestand darin, daß man ihren Teil so viel als möglich dahin warf, wo er nicht so schnell zertreten werden konnte. Dieses Bild erinnert mich wieder an die Tage meiner Kindheit, als ein Bettler das Roggenbrot, das man ihm gegeben hatte, in seiner Ehre gekränkt, mit den Worten dem Geber vor die Füße warf: Gieb das deinen Hunden! Noch weniger

fand es ein Armer — es hätte denn ein verschämter Armer sein müssen — der Mühe wert, um das übriggebliebene Essen zu bitten. So wurde dies auch bei uns am Fuße eines Baumes hingeworfen. Wir Kinder sahen mit Interesse, wie Krähen, Mäuse und Hunde einander die Beute streitig machten, und mit Mitleid sahen wir dann und wann ein hungriges Kind sich mit ihnen in die Beute teilen, während vielleicht sein Vater den Tagelohn in der Schenke verzechte.

Von diesem Abfall begehrte nun auch Lazarus sich zu sättigen, aber es steht nicht dabei, daß dieser Wunsch erfüllt wurde. Die Hunde im Osten, die sich selber überlassen werden, sind wild und gefräßig. So leckten sie nicht nur Abahs Blut, sondern machten sich auch so gleich über den Leichnam der Jesabel her und hatten ihn gänzlich zerissen, und so fallen sie auch noch heute über alles her, was ihren unerjättlichen Hunger stillen kann. Es blieb also gewiß nicht viel für den armen kranken Mann übrig. Trefflich ist dabei die Gegenüberstellung: er begehrte sich zu sättigen, doch kamen auch die Hunde und leckten ihm seine Schwären. Wie sie einander zu thun pflegten, so thaten sie auch ihm, als wäre er ihresgleichen, oder — und daran möchte ich hier lieber denken — aus einem instinktmäßigen Mitleid. Ihre Kameradschaft war sozusagen sein einziger Trost. Die Frage ist für einen Israeliten hier weniger die, ob das Lecken der Wunden sein Leiden minderte oder erhöhte, wenn auch das erstere wahrscheinlicher ist, sondern ob sich überhaupt eine tiefere Erniedrigung denken ließe als die, der Gastfreund der Hunde zu sein. Man würde Morgenländer sein müssen, um die ganze Bucht des Schrecklichen dabei zu empfinden.

Lazarus wartete also ungeduldig jeden Mittag auf den weggeworfenen Rest der Mahlzeit; aber auch die Hunde kamen und fraßen ihm manches weg. Doch fristete er mit dem, was sie ihm übrig ließen, sein Leben, ein wahres Hundeleben. Endlich nahte die Erlösung. Es begab sich aber, daß der Arme starb. Das war für ihn kein Unglück. Das Leben ist für einen Kranken schwer, der nur das Unentbehrlichste findet, um dasselbe nur eben zu erhalten. Und daß der Reiche ihn überlebt, ist kein Wunder. Noch rauscht in dessen Brunksaal Sang und Reigen, noch funktelt der Wein im Pokale, während Lazarus nicht mehr ist. Niemand betrauert ihn, niemand vermißt ihn, vielleicht schaut einer nur zufällig auf den leeren Platz und fragt, wo denn das unglückselige Geschöpf geblieben ist. Aber vielleicht waren es nur die Hunde, die aus alter Bekanntschaft nach ihm suchten und, dem Geruche folgend, seiner Spur nachgingen. Und geht es heute etwa viel anders zu? Wie mancher Arme stirbt, der nicht einmal vermißt wird, nach dem nur ein treuer Hund noch sucht.

Der Reiche aber starb auch: — der Tod schont weder hoch noch niedrig, und im Tode sind alle gleich. Denn für alle gilt das Wort: Von Erde bist du genommen und zu Erde sollst du wieder werden. Doch in der Welt haben nicht alle das gleiche Los. In einer

entlegenen Ecke des Kirchhofs, die alle zehn Jahre geräumt wird, sinken die Särge der Armen, von wenigen begleitet, in die Erde. Aber dorthin, wo prächtige Sarkophage und Grabmäler mit Immergrün und Blumen abwechseln, richtet sich der Leichenzug der Reichen. Dieser Unterschied wird im Gleichnis durch ein einziges Wort angedeutet: der Arme starb, und der Reiche starb auch und — ward begraben. Ihr fragt, ob Lazarus denn nicht auch begraben wurde? Ich antworte ja und nein, je nachdem ihr es auffaßt. Allgemeine Begräbnisstätten gab es nicht, auch noch kein Hufeldama für unbekannte Arme, um deren Loß sich niemand bekümmerte. Nur hatten die humanen Gesetze des Moses, indem sie eine Leiche und selbst die Berührung derselben für unrein erklärten, die schnelle Beerdigung derselben zu einer religiösen Pflicht gemacht. So wird man also auch die Leiche des Lazarus, wenn sie nicht schon durch die Hunde verstümmelt oder zerrissen war, wohl aus dem Wege geräumt und mit Erde bedeckt haben, um die Lebenden vor Schaden und Aergernis zu bewahren. Doch die letzte Ehre, auf die der Israelit nicht weniger als wir zu halten pflegte, ward ihm nicht erwiesen. Als jedoch nun, kurz oder lang danach, auch der Reiche starb, ward er begraben. Unter Beobachtung aller Ceremonien ward hierbei seine Leiche in duftende Kräuter gelegt oder einbalsamiert und in die gleiche feine Leinwand, die er schon bei Lebzeiten trug, eingewickelt. Flötenspieler und Klageweiber wurden gemietet und Trauerlieder gesungen. Der lange Zug setzte sich nach der Grabhöhle in Bewegung, fünf Brüder folgten dem Toten und trauerten über sein Hinscheiden. Aber wenn auch vielleicht einige wohlgemeinte Thränen geweint wurden: der Weltmensch denkt schließlich doch nur an sich selbst. Die Brüder nahmen bald ihr altes Leben wieder auf, bei dem die Erinnerung an die Toten und die Aussicht auf den eigenen Tod wie eine flüchtige Wolke vorüberzog.

Arme und Reiche müssen unter einander sein: Gott hat sie beide geschaffen. Dieses Wort des Weisen Israels könnte man über dieses Bild, das durch die vorhandenen Gegensätze so überaus passend wirkt, als Ueberschrift setzen. Besonders bei der raschen Entwicklung der Städte wird dieser Gegensatz je länger je stärker: gegenüber dem größten Reichtum das tiefste Elend. Nur wenige Schritte von fürstlichen Palästen entfernt leben noch viele, die wohl begehren würden, von dem gesättigt zu werden, was den Hunden der Reichen in vollem Ueberfluß vorgeworfen wird. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, findet dieses Gleichnis — dessen Schauplatz Lukas nicht näher bestimmt — nirgends eine bessere Anwendung als in dem üppigen Jerusalem, wo der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut viel größer war als in Galiläa.

Am Schlusse der ersten Hälfte dieses Gleichnisses sprach der berühmte Chrysostomus, selbst ein Märtyrer seiner Freimütigkeit gegenüber den Reichen und Großen:

„Der Tod hat alles verändert. Jetzt erst sieht man, wer in

Wahrheit der Reiche und wer der Arme ist. Denn so wie bei einem Schauspiel manche die Rollen von Königen, Feldherren, Weisen, Rednern und dergleichen spielen, ohne daß sie selbst so etwas in Wahrheit sind, so kann man auch im gegenwärtigen Leben Reichtum und Armut nur eine Rolle und Maske nennen. Wenn ihr im Theater einen Schauspieler die Rolle eines Königs spielen seht, dann preist ihr ihn darum doch nicht glücklich. Ihr glaubt nicht, daß er wirklich ein König ist, und fühlt auch nicht den Wunsch, ihm gleich zu werden, denn ihr wißt, daß er nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher Mensch ist. Um seiner Rolle und seines Kostüms willen nennt ihr ihn nicht glücklich und ihr zieht daraus keinen Schluß auf die Stellung, die er in der Welt einnimmt, sondern ihr legt an ihn einen andern Maßstab und schätzt ihn nach dem, was er in Wahrheit ist. So glaubt doch auch ja nicht, daß diejenigen reich sind, die ihr in der Welt, wie in einem Schauspiel, vielfach in der Rolle eines Reichen auftreten seht. Denn wenn ihr ihnen die Maske abnehmt, ihr Gewissen untersucht und ihre Seele prüft, werdet ihr leicht eine große Armut an Tugend entdecken und den vermummten Reichen vielleicht als den Geringsten und Ärmsten von allen entlarven. Ebenso wie auf der Bühne des Abends, wenn die Zuschauer sich entfernt haben, alle Schauspieler die falschen Umhüllungen abwerfen, und der scheinbare König oder Feldherr wieder seine wahre Gestalt annimmt, ebenso ist es auch, wenn der Tod dazwischentritt, das Schauspiel des Lebens zu Ende ist, und alle die Maske des Reichtums und der Armut ablegen.“

Siehe, das ist die Welt, wie sie uns vor Augen steht; das ist das menschliche Leben in seinen stärksten Gegensätzen. Der, welcher nichts weiter als den Tod vor sich sieht, empfindet nur den einen Trost, daß wenigstens im Grabe, wie Hiob sagt, der Sklave nicht mehr die Peitsche des Aufsehers fühlt, oder wie Jesaias die Unterwelt bei Babels Fall schildert, auch der glänzende Morgenstern vom Himmel fällt. Denn der Christ glaubt an das apostolische Wort: Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht. (Hebr. 9, 27.) Wie im Negativbild des Photographen kehrt im Leben nach dem Tode das gegenwärtige Leben vollkommen wieder, nur in umgekehrter Gestalt, wie es ein Leben der Vergeltung mit sich bringen muß.

Wird nun aber in der zweiten und größern Hälfte dieses Gleichnisses der Schleier gelüftet und uns ein Blick in die jenseitige, unsichtbare Welt verstattet, dann müssen wir dabei das Wort des greisen Apostels nicht vergessen: „Kindlein, es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Joh. 3, 2), dürfen nicht wännen, daß dieses Bild uns die unaussprechlichen Dinge begreifen läßt, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und die in keines Menschen Herz gekommen sind. (1. Kor. 2, 9).

Da es Jesu nur darum zu thun ist, denselben Gegensatz von Reichtum und Armut in einem andern Leben fortzusetzen, bedient er sich dabei der Vorstellung, die seinen Zeitgenossen eigen war. Bei anderer Gelegenheit, wo er nicht als Volkslehrer auftritt, wählt er Bilder, die weniger jüdisch sind und die einen bessern Ausdruck für seine erhabene Erwartung von einem höhern Leben zur Darstellung bringen.

Die hier angewandte bildliche Sprechweise gehört einer Weltanschauung an, die der unsern gegensätzlich gegenübersteht, und insofgedessen wird sie leicht mißverstanden, so daß die gelehrtesten Männer sich unsägliche Mühe geben, Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die gar nicht bestehen, und Fragen zu beantworten, die überhaupt nicht nötig sind. Versetzen wir uns darum zunächst auf den Standpunkt der alten Weltanschauung.

Das ganze Altertum und insonderheit das, dessen Wiege und Pflegetätte Aegypten war — denn die indische Weltanschauung ist wieder eine ganz andere — hegte die Anschauung einer Verteilung des Weltalls in Himmel und Erde, während man unterhalb der Erde sich eine dunkle Unterwelt dachte, die in dem Schattenbild von dem bestand, was über der Erde war. Dies Totenreich, der Scheol der Hebräer, der Hades (eigentlich der Unsichtbare) der Griechen, war ein dämmerhaftes Land, wo die Toten fortlebten, aber nur als Schatten von dem, was sie früher waren. Dort ist kein eigentliches Leben, weder Thätigkeit noch Kunst mehr (Pred. 9, 10), kein Lobgesang wird im Lande, da man nichts mehr gedenkt, Jehova zugesungen (Ps. 88, 12. 13). Doch ist diese Welt der Toten nicht ganz ohne Schmerz zu denken und ebenjowenig ohne Freude. Mit der Erinnerung bleibt auch die Vergeltung übrig, der Tod hat zwischen den Bösen und Guten geschieden: zwischen dem Tartarus und den elysäischen Feldern der Griechen und Römer, zwischen dem Paradies und der Gehenna der Rabbinen¹⁾.

Dieser scharfe Gegensatz war dem alten Israel, das alle Vergeltung auf Erden erwartete, unbekannt. Wir finden ihn zuerst im Buche der Weisheit unter den Apokryphen. Und im spätern Talmud begegnen wir ganz derselben Vorstellung vom Zustand der abgeschiedenen Seelen wie hier: selbst das Ruhen in Abrahams Schoß und ebenso die Scheidung zwischen Paradies und Hölle, die von einigen Rabbinen als eine Mauer, von andern als eine einfache Grenze, über die man hinüberschauen kann, dargestellt wird; ebenso wie es in unserm Gleichnis eine tiefe Ault, ein Abgrund ist, den niemand überschreiten kann, wenn er auch schmal genug ist, um über ihn hinweg miteinander sprechen zu können.

¹⁾ Hades ist im allgemeinen die Totenwelt und kommt in dieser Bedeutung auch hier vor. Die Gehenna ist das, was wir Hölle nennen. Ursprünglich war es das Thal Hinnom, wo in früherer Zeit der greuliche Molochsdiensl stattfand.

Wenn wir uns also in diese Weltanschauung hineinversetzen, werden wir das Gleichnis erst recht verstehen lernen. Das gegenwärtige Leben hat sein Ende erreicht, der Schleier ist gefallen. Aber siehe, da wird der Nebel uns durch Jesu Hand gelichtet, und uns ein Blick vergönnt in die unsichtbare Welt.

Das erste, was wir sehen, ist, daß Lazarus von Engeln getragen wird in Abrahams Schoß. Sind die Engel dienstbare Geister, zum Dienste derer, die die Seligkeit ererben sollen, ausgesandt, so erfüllen sie hier diese Aufgabe an einem würdigen Sohn Abrahams. Wer das oben Gesagte recht verstanden hat, wird hier an keine Himmelfahrt denken, und ebensowenig an ein rein körperliches Fortleben. Der irdische Körper bleibt zurück wie ein abgetragenes, durch und durch verdorbenes Kleid. Es ist gleichgiltig, was die Menschen damit anfangen! Der wahre Lazarus, der nicht sterben kann, wird von den Engeln — nicht hinaufgeführt nach höhern Regionen, sondern als der wahre Bestandteil seines Wesens vorsichtig und ehrenvoll zugleich hinübergetragen in eine andere Welt, wie die Engel schon diesseits des Grabes den Frommen auf den Händen tragen, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein stößt (Ps. 91, 11. 12). Der Teufel mußte dies auch (Matth. 4, 6), aber er kommt in diesem Gleichnis nicht vor.

Aber nun Abrahams Schoß? Auch dies ist ein Ausdruck der morgenländischen Bildersprache. Da man sich mehr und mehr die Zukunft als ein wirkliches Leben, nicht nur als ein Schattenleben dachte, stellte man sich den Genuß desselben wie ein Festmahl oder einen Hochzeitschmauß vor, und bei dieser Mahlzeit wurde naturgemäß der oberste Platz von Abraham als dem Stammvater des jüdischen Volkes eingenommen. So sagt Jesus bei anderer Gelegenheit, daß viele von Osten und von Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen werden. Dieses zu Tische Sitzen war eigentlich ein zu Tische Liegen, denn die Morgenländer lagen rings um die Tafel auf Polstern, mit den Füßen nach hinten und das Haupt auf den linken Arm gestützt. Dies verschafft uns z. B. auch eine richtige Vorstellung der Erzählung von der Sünderin, die Jesu Füße salbte. Da nun diese Polster und Matratzen für zwei Personen eingerichtet waren, so wurde von dem, der auf demselben Rissen wie der Hausherr lag, gesagt, daß er an seinem Schoß liege, wie dies ausdrücklich von dem Jünger, den Jesus lieb hatte, von Johannes, am letzten Abend erzählt wird. Es ist also nicht richtig, wenn man dies erklärt: „Lazarus wurde selig, denn Abrahams Schoß ist das Sinnbild der ewigen Seligkeit.“ So ist es nicht. Wir würden dann viel eher sagen müssen: das Festmahl der Gläubigen ist solch ein Sinnbild. Aber das Bild drückt noch viel mehr aus. Dem Lazarus, der auf Erden so tief erniedrigt war, wurde dort die höchste Ehre angethan. Seinem wahren Wesen wurde der Ehrenplatz an (nicht auf) dem Schoße Abrahams aufbewahrt, sodaß er an der Brust des Erzvaters ruhen konnte.

Und nun das Gegenbild. Der Reiche starb auch und schlug in der Dual des Hades seine Augen auf. Ich habe absichtlich das Wort Hades unübersetzt gelassen, die Uebersetzung „Hölle“ hat zu viel Mißverständnis Ursache gegeben, z. B. im Glauben der alten Kirche, daß Jesus bei seinem Sterben zur Hölle niedergefahren ist, was nichts anderes bezeichnet als „zu den Toten“ — auch hier wird nicht die Gehenna oder die Hölle, sondern nur der Hades oder das Totenreich im Gegensatz zu dem Lande der Lebenden genannt. Nur durch die „Dual“ wird näher bestimmt, wo der frühere Reiche sich eigentlich befindet. Es liegt ein malerischer Reiz in der Vorstellung, daß Lazarus von seinem Lager unter Hunden durch die Engel aufgenommen und getragen wird, während der Reiche in seinem prunkvollen Grabe, je länger je tiefer sinkend, erwacht und die Augen aufschlägt, aber gleichzeitig auch seine Schmerzen fühlt.

Aber obwohl alles um ihn herum Feuer zu sein scheint, kann er doch weit um sich sehen; ebenso wie Jesus an einer andern Stelle seinem Volke das entsetzliche Urtheil verkündigt, daß sie sehen werden Abraham, Isaak und Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes, sich selbst aber hinausgestoßen (Luc. 13, 28). Auch dieses Sehen gehört zur Schilderung des tiefsten Elends. Oft ist es dem Armen auf Erden die grausamste Pein, daß er sehen muß, was er nicht genießen darf, daß er verschmachten muß vor Hunger und Durst, während ihn nur Haus- und Hofthür von dem reichsten Ueberfluß scheiden. Dieses Elend hat Lazarus durchgemacht und er stand es aus, ohne mit Gott zu hadern, der seine Zuflucht und seine Hilfe blieb. Aber die Leiden des reichen Mannes sind nun, insonderheit für die Vorstellung eines Morgenländers, um so viel schlimmer, als der Durst in heißen Ländern unerträglicher ist als der Hunger.

So wird er selbst das, was Lazarus nicht einmal im eigentlichen Sinne gewesen ist: ein Bettler. Er kann am Orte seiner Unseligkeit kein Gebet zu Gott richten, doch darf er wohl hoffen, daß sein irdischer Stammvater sich seiner erbarmen wird. Und seine Bitte ist so bescheiden als möglich. Abraham selbst durfte er nicht bitten, daß er zu ihm komme. Der Gastgeber wird wohl das Gastmahl nicht verlassen. Viel weniger denkt er daran, daß dieser ihn dort aufnehme, wohin er, wie sein Gewissen ihm sagt, nicht gehört. Er bittet nur einen Augenblick um Linderung. Lazarus kann der Bringer derselben sein und er wird dies gewiß auch wollen, denn er kennt diesen brennenden Durst. Und so lautete seine Bitte: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme. Noch grausamer ist die rabbinische Erzählung von einem reichen Bösewicht, der mit Pracht begraben wurde, der aber nun in der andern Welt lechzte am Ufer eines Baches, dessen Wasser er mit seiner Zunge nicht berühren konnte.

Die Bitte des vormaligen Reichen ist absichtlich so bescheiden aus-

gedrückt, um die abweisende Antwort um so klarer hervortreten zu lassen. Der Ton derselben ist nicht hart, eher mitleidig und väterlich; der Inhalt jedoch ist bestimmt abweisend: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen, nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeinigt — du hast dein Teil gehabt und darum nichts mehr zu fordern oder zu erwarten. Jedem sein Teil und jedem seine Gebühr. Dies ist einfach und populär ausgedrückt die Vergeltung der göttlichen Gerechtigkeit. Der gewesene Reiche braucht sich über kein Unrecht zu beklagen und thut dies auch nicht. Aber was er jetzt erbittet, ist ganz unmöglich: Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren. Dies gilt nicht für ihn allein, sondern für alle. Der Abgrund ist tief und breit, der zwischen beiden Abteilungen der Unterwelt aufgähnt. Vielleicht würde jemand von den Seligen, würde auch Lazarus sich aufmachen wollen, um die Unseligen zu trösten oder ihre Leiden zu lindern, aber es ist unmöglich; ebensowenig kann man, wenn auch hier natürlich nicht von einer Absicht gesprochen wird, von der andern Seite her die ewige Grenze überschreiten.

So ist beider Los beschlossen, beschlossen für immer. Doch es folgt noch ein eigenartiger Zusatz, der uns mit einigem Mitleid von dem verarmten Reichen Abschied nehmen läßt. Hat er auch Gott nicht gefürchtet und der Armen sich nicht erbarmt, so ist doch menschliches Gefühl in ihm noch nicht erstorben. Er denkt mit mitleidiger Besorgnis an seine Brüder, die noch auf demselben eignen Wege gehen, der ihn selbst zu einem so schrecklichen Ziel geführt hat: So bitte ich dich, Vater, mit diesen Worten wandte er sich noch einmal an Abraham, nachdem er von seiner ersten Bitte absteigen mußte, ich bitte dich, daß du ihn (Lazarus) sendest in meines Vaters Haus, denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. Ist Abraham bisher von einer Unmöglichkeit gehindert worden, die erste Bitte zu erfüllen, so ist diese zweite doch möglich. Erschienen nicht mehrmals den Lebenden Schatten der Verstorbenen? Und daß Abraham in der Totenwelt noch eine gewisse Macht über seine Kinder besitzt, lehren auch die Rabbinen.

Doch die Antwort lautet wiederum abweisend, seine Bitte ist überflüssig. Auch in seines Vaters Haus — hier weniger von einer Wohnung, als von einem Geschlecht, einer Familie zu verstehen — läßt sich bereits eine andere warnende Stimme hören: Sie haben Moses und die Propheten, laß sie dieselben hören!

Hier müssen wir einen Augenblick Halt machen, um diese Verweisung auf Moses und die Propheten recht zu verstehen. Die Juden teilten das Alte Testament in drei Teile, die angeblich in verschiedenen

Zeiten gesammelt wurden. Der erste enthält die fünf Bücher des Moses, die sie zusammen das Gesetz nennen, und vor denen sie eine große Ehrerbietung besitzen, — eine so große, daß dieselbe heute noch immer so gut wie in den Tagen Jesu zum kirchlichen Gebrauche auf eine Pergamentrolle geschrieben werden. Viele solcher Rollen zu besitzen, so reich als möglich in ihrer Ausstattung, ist heute noch der Ruhm einer Synagoge. Die zweite Sammlung, die Esra zugeschrieben wird, heißt „die Propheten“, und da die Propheten oft auch Geschichtsschreiber waren, werden dazu auch die vier ältesten Geschichtsbücher: Josua, Richter, Samuel, Könige gerechnet. Von unsern prophetischen Büchern gehören das Buch Daniel und die Klagelieder nicht dazu. Da nun die Synagogen eingerichtet wurden, bevor die letzte Sammlung, „die Schriften“, geschlossen, und die ganze Schrift ins Griechische übersetzt wurde, so dienen diese letzteren nicht zur gewöhnlichen Vorlesung am Sabbath. Sie wurden nach dem vornehmsten unter diesen Büchern auch wohl „Psalmen“ genannt. So beruft sich Jesus in seinem Gespräche mit den Emmaus-Jüngern auf Moses, die Propheten und die Schriften, und vertauscht diese Worte bei der Abenderscheinung mit den Ausdrücken: Gesetz, Propheten und Psalmen (Luk. 24, 27. 44). Aber in der Synagoge waren es nur „Moses“ und die „Propheten“, welche durch ihre Schriften noch immer zum Volke sprachen. Diese, sagt Abraham, haben auch deine Brüder. Nicht so wie wir die Bibel zu Hause haben, aber in ihren regelmäßigen Zusammenkünften am Sabbath, die selten von einem Juden versäumt wurden. Es waren lebendige Zeugen, die jedes andere Zeugnis unnötig machten.

Der verarmte Reiche wagt noch einmal, nicht für sich, sondern für seine Brüder einen letzten Versuch: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun. Doch jener antwortet entschieden: Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde.

Damit ist alles abgethan, denn da ist nichts mehr zu bitten, wo alles schon beschlossene Sache ist. Nicht ohne ein Gefühl von Mitleid sehen wir den Vorhang fallen, der die unsichtbare Welt verbirgt. Wie ganz anders ist doch dieses Bild als das, welches später die Kirche von der Hölle und von den Verdammten entwarf. Es mag vielleicht Schrecken eingeflößt haben, aber es hat keine Ueberzeugung, keine wahre Bekehrung gebracht. Hier treffen wir noch menschliche Gefühle: die Beziehung des Vater Abraham zu allen seinen Kindern und des Reichen zu ihm und zu seinen Brüdern; — und doch ein „Zu spät“, für ewig zu spät!

Dieser Schluß des Gleichnisses befreit auch Jesus und seinen Berichterstatter Lukas von dem Verdachte, als ob sie die Armut an sich für eine Tugend, den Reichtum für eine Sünde gehalten wissen wollten, und daß also schon das ursprüngliche Christentum von monchischem Geiste angefränkt gewesen sei. Nur insofern liegt etwas

Wahres darin, als die Reichen und Angesehenen der neuen Lehre meist feindlich entgegentraten. Als daher die ersten Gemeinden durch den Besuch eines Mannes mit einem goldnen Ring am Finger in ihrer Synagoge sich so hoch geehrt fühlen, warf Jakobus mit Recht die Frage auf, ob sie denn so viele Verpflichtungen gegen Reiche und Große hätten, daß sie dieselben den Armen vorzögen. Was Jakobus unter den apostolischen Schriftstellern, das ist Lukas unter den Evangelisten, indem er am meisten die Ehre der Armut gegenüber den Anmaßungen der Reichen in Schutz nimmt. Wir hören dies z. B. aus dem, was er über den Anfang der Bergpredigt mittheilt. Während Matthäus die Worte hat (5, 3. 6): Selig sind, die da geistlich arm sind. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, hat Lukas dies — gewiß mit weniger Recht — aufgefaßt: Selig seid ihr Armen! Selig seid ihr, die ihr hier hungert! und fügt dann hinzu: Wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin! Wehe euch, die ihr voll seid, denn euch wird hungern! (6, 20. 21. 24. 25). — Lukas hat die Worte Jesu nicht absichtlich falsch gedeutet. Unsere Auffassung von jemandes Worten und Thaten wird immer einigermaßen von unseren eigenen Neigungen beeinflusst, wenn dies auch nur unwillkürlich geschieht.

Aber können wir auch diesen Vorzug, daß Gott, wie Paulus sagt, das Arme der Welt auserwählt hat, um das Reiche zu beschämen, recht wohl begreifen, so ist doch die Armut darum keine Pflicht und der Reichtum an sich nichts Böses. Kann auch der Reiche ebenjowenig in das Reich Gottes eingehen als das Kamel durch ein Nadelöhr, so ist doch der Reichtum selbst nicht daran schuld, sondern — wie Jesus selbst es später näher erklärt — das Hängen des Reichen an seinen irdischen Gütern. Wenn der Reiche in unserer Parabel nach Moses und den Propheten Verlangen getragen hätte, so würde er, ohne auf seinen Reichtum Verzicht leisten zu müssen, nicht an jenen Schreckensort gekommen sein; auch von seinen Brüdern sich zu trennen, wäre nicht gefordert worden. Wäre er gut und wohlthätig gewesen, so würden ihn die Armen — wie ein anderes Gleichnis uns lehren wird — in den ewigen Hütten empfangen und willkommen geheißen haben. In den fünf Brüdern sehen wir den Spiegel von dem, was er war und was er hätte werden können. Nicht sein Reichtum wurde an ihm getadelt, sondern sein weltlicher Sinn, der ihn nur in Lust und Genuß hatte leben lassen. In solcher Weise also lohnt die Welt ihren Dienern!

Aber wir müssen noch weiter gehen und nach der eigentlichen Absicht des Heilandes fragen. Lukas läßt hier, gegen seine Gewohnheit, keine Einleitung vorausgehen und keine Auslegung folgen. Die Erzählung steht ganz für sich allein, und der vorangehende Vers über die Ehescheidung hat damit nichts zu thun. Ich stelle mir vor, daß Lukas ihn als ein Einschießel, vielleicht nur, um die Seite oder die Spalte voll zu machen, hier eingefügt hat, da es doch auch ein Wort

Jesu war. Auf diese Weise kann man mehrfach scheinbare Verwirrung, sowohl in den Schriften der Bibel als in denen der Rabbinen, erklären. Laß ich also nun diesen eingeschobenen Vers (18) weg, so finde ich vom vierzehnten bis zum siebzehnten Kapitel eine ununterbrochene Reihe von Erzählungen, in denen Armut und Selbstverleugnung den Grundton angeben: die Nötigung der Armen zum Festmahl im Messiasreich — das Gleichniß vom verlorenen Sohn — vom unge rechten Haushalter — vom armen Lazarus.

Und fragen wir demnach, abgesehen von dieser Reihenfolge bei dem Evangelisten, nach der Absicht, die Jesus mit dieser Erzählung verfolgte, so blickt dieselbe, wie mich dünkt, deutlich genug heraus.

Die jüdische Religion hat das Mosaische Gesetz zur Grundlage, und dieses verheißt dem israelitischen Volk alle erdenklichen Segnungen, im Falle sie es beobachten, und droht mit Fluch und Verderben dem, der es übertritt. Von einem Leben der Vergeltung nach diesem Leben weiß das Gesetz nichts. Der Tod ist die letzte und schwerste Strafe. Höchstens wird noch ein Fluch, der über kommende Geschlechter hereinbrechen soll, oder auch vollständige Ausrottung derselben hinzugefügt, um den Israeliten gerade an der Stelle zu treffen, wo er am leichtesten verwundbar war.

Diese Vergeltungslehre haben spätere Geschlechter in der Weise ausgelegt, daß sie überall, nicht nur im Volksleben, sondern auch in dem jedes Einzelnen, die Gerechtigkeit Gottes in der jeweiligen Beschaffenheit des menschlichen Loses sehen wollten. So sind es in den Psalmen immer wieder die Gerechten, die das Erbreich ererben sollen, wenn auch der Fromme die Warnung erhalten muß, sich nicht zu ärgern an dem Glück der Gottlosen, da Gott sein Gericht nicht selten verschiebt und die Seinigen prüft. Vor allem hat das Buch Hiob diesen Zweck im Auge. Die Freunde Hiobs gehen von dem Gedanken aus, daß er sicherlich auf Vergeltung rechnen könne, wenn er wirklich so fromm gewesen sei, als er schien, und je länger je mehr werden sie der Ansicht, daß er wohl für seine Sünden Strafe erleide. Doch niemand weiß, daß im Räte des Himmels die Prüfung beschloffen ist, ob Hiob auch ohne jeglichen Lohn Gott treu bleiben werde, eine Prüfung, die er mit glänzendem Erfolge besteht.

Aber die Schriftgelehrten zu Jesu Zeit, die all ihren Verstand an dem Wortlaut der Gebote geschärft hatten, vermochten den Sinn dieses Buches ebensowenig zu erfassen als den Geist des Prophetismus, von dem das Gesetz erfüllt ist. Jedes natürliche Gebrechen, jeder Schmerz und jedes Mißgeschick sollte seine Wurzel in einem sittlichen Fehler haben. Doppelt unglücklich der, welcher in seinem Leiden noch immer den Vorwurf hören mußte, daß er es gewiß verdient habe. Dieser beschränkten und lieblosen Lehre widerspricht Jesus mehr als einmal. Wenn ihm die Ermordung der Galiläer mit einer gewissen Schadenfreude von den Judäern erzählt wurde, so stellte er dem ein

Unglück zu Jerusalem gegenüber und sagte: Wen so etwas trifft, der ist darum noch kein größerer Sünder als andere. Und wenn seine Jünger ihm am Tempelthore die Frage vorlegten, ob der arme Bettler um seiner Sünden willen blind geboren worden sei, oder ob er vielleicht die Sünden seiner Väter durch seine Leiden büßen müsse, antwortete der Herr, daß man nicht zur Strafe für Sünde so unglücklich sei, sondern damit die Werke Gottes offenbar würden.

Zu diesem Gedankenkreis gehört nun auch unser Gleichnis. Darum wird Lazarus nicht nur als vollständig arm dargestellt, sondern — ebenso wie Hiob — als vollständig unrein nach dem Gesetz. Der Mann, der voller Schwären war und unter den Hunden lag, würde von den Pharisäern gewiß ein Sünder genannt worden sein, ebenso wie sie an dem Blindgeborenen auszuweisen hatten, daß er ganz in Sünde geboren sei. Und wir wissen bereits, daß der Sünder vom Messiasreich und überhaupt von Gottes Gunst und Segen, der nur dem Gerechten zukommt, ausgeschlossen wird. Der Reiche dagegen ist, wenn er auch nicht als ein frommer Pharisäer dargestellt wird, ein äußerlich tadelloser Mensch, und daß er fröhlich und prächtig lebt, dazu hat er nach dem Urteil der Welt ebensoviel Recht als der Reiche in einem frühern Gleichnis, neue und größere Scheunen zu bauen. Er besucht die Synagoge, er ißt und trinkt nichts, was nicht koscher ist, ja selbst über sein Begräbniß ist nichts Nachtheiliges zu sagen. So ist es hier, aber wie steht es in jener Welt? — Dort fällt aller Gegensatz von „Rein“ und „Unrein“ hinweg, dort giebt es nur einen sittlichen Maßstab. Im Leben der Vergeltung sehen wir noch denselben Gegensatz von Reichtum und Armut, nur in umgekehrtem Sinne. Lazarus ist reich und geehrt, der gewesene Reiche arm und elend. Um so herrlicher ist der Trost nach so viel Leid, um so schrecklicher der Schmerz nach so viel Lust. Die Welt der Vergeltung folgt auf die der Prüfung, auf das Kreuz folgt die Herrlichkeit. Wer nun hört auf Gottes Wort, er sei hier reich oder arm, der kommt nicht an den Ort der Pein.

Aber wenn auch unsere Parabel den Reichtum an sich nicht verurteilt, so bleibt es doch wahr, daß der Genuß der Welt eine große Gefahr, in Welt Sinn zu verfallen, in sich birgt. Schon der weise Agur wußte dies, als er (Spr. 30, 9) bat, nicht nur von Armut, sondern auch von Reichtum verschont zu bleiben: ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr? Was habe ich mit ihm zu schaffen? — Noch immer stirbt jetzt mancher, von dem man sagen kann: Du hast dein Gutes genossen auf Erden! Aber was hat er danach zu erwarten?

Allein ebensowenig als dieses Gleichnis dazu dienen soll, die Armut an sich zu verherrlichen, oder noch weniger die Bettelei zu ermutigen, ebensowenig bezweckt es eine eigentliche Beschreibung des zukünftigen Lebens. Schon das stark rabbinische Gepräge läßt uns vermuten, daß wir hier nur eine bildliche Darstellung haben, und läßt

uns Jesus als den echten Volkslehrer erkennen, der seine Unterweisung in die Form einzukleiden verstand, die seinen Zuhörern geläufig war. Und in dieser Form prägt sie sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis ein. Rede vom zukünftigen Leben so gelehrt, wie du willst, das Volk wird doch nicht mehr Verlangen danach tragen; aber Lazarus und der reiche Mann stehen nun einmal unauslöschlich in seiner Erinnerung.

Aber da nun der Mensch doch wissen will, was er nicht wissen kann, hat man sich zu allen Zeiten diesen Schmerz der höllischen Flammen und diese unergründlich tiefe Kluft als wirklich vorgestellt. Fromme Kirchenväter und fanatische Mönche haben in protestantischen Eiferern Nachfolger auf diesem Weg gefunden. Aber wie soll man denn die äußerste Finsternis mit dem höllischen Feuer in Einklang bringen? Wie das Erwachen in der Hölle mit dem zukünftigen Gericht am jüngsten Tage? Unser Wissen ist Stückwerk, und wir sehen im Spiegel der Zukunft nur ein Rätselbild. Wolle also nicht erforschen, was unerforschlich ist!

Uns genügt es, zu wissen, daß das scheinbare Unrecht in diesem Leben wieder ausgeglichen werden wird in einem Leben der Vergeltung, wenn die volle Herrlichkeit der Kinder Gottes sich offenbart; und daß man nicht schon durch äußerlichen Mangel oder Unglück, sondern weil man nur für diese Welt lebte, in jener nichts zu finden vermag, was glücklich machen könnte. Ein solcher besitzt keine Anlage zur Seligkeit, zum ewigen Leben, das der Fromme schon hier im Herzen trägt.

Unglücklicher Reicher, der nichts anderes in der Welt zu thun findet, als sich in Purpur zu kleiden und alle Tage üppig und prächtig zu leben! Schon hier beneiden wir dich nicht um dein Los. Einem zerbrochenen Gefäß gleichst du, das kein Wasser hält, einem Brunnen, der den Durst nicht stillt, sondern immer aufs neue verschärft. Glücklicher der, bei dem das Brot seines bescheidenen Mahles der Lohn für die Arbeit im Schweiß seines Angesichts ist. Die Jagd nach dem Reichtum ist ein Zug unserer Zeit. Demgegenüber droht ein Krieg der Armen gegen die Reichen. Ist nicht das eine wie das andere ein Beweis, daß die menschliche Gesellschaft noch nicht genug vom Sauerreig des Evangeliums durchdrungen ist? Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere von selbst zufallen!

Ueber das Verhältnis von Reichen und Armen gegeneinander werden wir noch mehr zu sagen haben. Hier nur noch diese Bemerkung. Wenn wir auch nicht, den Pharisäern gleich, jedes Unheil als eine Strafe betrachten, so ist es doch kein unerhörter Gedanke, den Menschen nach seinem Lose zu beurteilen. Der Erfolg wird gekrönt, der Mißerfolg verurteilt. Und wir sind wohl manchmal etwas zu voreilig, von der „eigenen Schuld“ eines Unglücklichen zu sprechen. Ich rede noch nicht einmal von der großen Welt, die

an Angesehene und Mächtige einen andern sittlichen Maßstab anzulegen beliebt und ihnen manche Sittenlosigkeit nachsieht, die sie an Armen verurtheilt. Nein! Aber auch wir, die zu dieser großen Welt nicht gehören, sind nicht immer billig in unserm Urtheil über Arme, die doch in ihrem Stande und in ihrer Erziehung viel eher einen Entschuldigungsgrund für ihre Gebrechen aufzuweisen haben. Und wo diese Armut in so abstoßender Gestalt wie bei Lazarus auftritt, achtet mancher seinen Hund mehr als einen solchen Menschen, und thut er ihm etwas zu Gute, so geschieht es mehr, um ihn loszuwerden, und mit abgewandtem Antlitz. Den Lazarus im Evangelium findet man schön, aber im wirklichen Leben — da ist er ein Aergerniß für den guten Geschmack und das feine Gefühl.

Selig die, welche die Armut auffuchen, trösten und versorgen, die sich mit ihrem Herrn und Heiland erbarmen über das, was sonst verloren gehen würde!

Sechste Abteilung

Feste und Hochzeiten

XXII

Das Gastmahl

Luk. 14, 16—24

Wir haben uns bereits mit dem häuslichen Leben zur Zeit Jesu etwas näher bekannt gemacht, dem Feste beigewohnt, das der Vater dem verlorenen Sohn zum Willkommen gab und mit Lazarus dem Geräusch der Feste an der Thür des Reichen gelauscht. Denn bei allen Völkern werden, so einfach auch sonst das tägliche Leben sein mag, festliche Tage durch reichere Mahlzeiten und geistige Getränke gefeiert. Auch bei den Juden der damaligen Zeit standen die Freuden der Tafel in Ehren. Gab es auch Tage der Fasten und der Demütigung, unter ihnen vor allem der große Versöhnungstag, so wechselten sie doch mit solchen Tagen ab, an denen man Gottes Gaben dankbar genoß. Darum machte das Auftreten Johannes des Täufers einen so tiefen Eindruck, da er kam und nicht aß und trank, das heißt: nicht mit andern vereint zu Tische saß, als empfände er Reue und Betrübniß über die Sünden seines ganzen Volkes, die er büßen müsse. Und wer nicht erschüttert wurde durch den Ernst seiner Predigt, der schalt ihn einen vom Dämon Besessenen, der ihn nach der Wüste, der Wohnung der Dämonen, getrieben habe.

Wie ganz anders der Heiland. Er kam und aß und trank; er nahm Anteil am häuslichen Leben und selbst an der Festfreude, und wies ebenfowenig die Einladung des Zöllners Levi als die des Pharisäers Simon ab. Und wie lautete nun über ihn das Urteil seiner Feinde? Er sei ein Fresser und Säufer, dem es nur um Speise und Wein zu thun sei, wäre es auch am Tische der Zöllner und Sünder. Aber bevor wir Jesus bei Tische aufsuchen, wollen wir uns mit den Regeln des häuslichen Lebens der Vorzeit des Morgenlandes etwas näher vertraut machen.

Es war meist einfach. „Brot essen“ ist der gewöhnliche Ausdruck für die Mahlzeit, und es verhielt sich wörtlich so. Es wurden wohl

einige feinere oder gekochte Speisen aufgetragen — Jakob bereitete mit Vorliebe sein Linsenmus — aber Brot und sicherlich auch Früchte blieben der Hauptbestandteil des Mahles. In dem fischreichen Galiläa aß man oft Fisch als Zukost. Fleisch gehörte nicht zur täglichen Nahrung, sondern war nur für festliche Gelegenheiten bestimmt, wie der Bod und das gemästete Kalb im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Wein war schon gebräuchlicher, doch genoß man ihn mäßig; selbst bei Hochzeiten, wie bei der, an der Jesus in Cana teilnahm, erhielten die Gäste, die etwas mehr trinken wollten, nur leichten Landwein.

Im gewöhnlichen Leben gab es eigentlich nur zwei Mahlzeiten, bei denen man sich zu Tische legte, um Brot zu essen: zu Mittag und gegen Abend. Dies zu Tisch Liegen war im ganzen Altertum gebräuchlich. Auf unsern Stühlen würde man sich nicht wohl gefühlt haben. Wir lernten diese Sitte bereits bei Jesu letztem Passamahl und bei der himmlischen Tafel kennen, bei der Lazarus an Abrahams Schoße lag. Die erste Mahlzeit war eine mehr familiäre, es war ein Mittagsmahl, entsprach aber insofern einigermaßen unserm zweiten Frühstück, als es nicht die Hauptmahlzeit war. Wer vor dieser Zeit Hunger bekam, konnte in der Frühe, wie Jesus am galiläischen Seesufer, etwas Fisch als Zukost zu seinem Brote genießen, aber das eine war so wenig wie das andere die eigentliche Mahlzeit. Dieselbe war vielmehr das Abendmahl, und hierzu lud man vor allem seine Gäste. Es stand der Zeit nach mit dem Diner der großen Welt auf gleicher Stufe und fand also um fünf oder sechs Uhr statt. Nach dieser Zeit wurde nichts mehr gegessen. Somit war ihnen unser Abendessen unbekannt, und in der Regel unser Nachtbrot auch.

Außer den zwei griechischen Worten, die diese Mahlzeiten zu Mittag und Abend bezeichnen, finden wir noch eins, das wörtlich „Aufnahme“ bedeutet, das Empfangen von Gästen, ohne die Zeit anzugeben, in der man sie empfängt. Der Unterschied zwischen diesen drei Worten des ursprünglichen Textes soll uns bei der Erklärung gut zu statten kommen.

Und nun nehmen wir einen Abschnitt des Evangeliums vor, den wir nur bei Lukas finden (Kap. 14, 1 — 24), dem wir die Ueberschrift „Tischreden“ geben können. Wie hoch dieselben bei den alten Weisen in Ehren standen, kann Plato uns lehren. Im Morgenland machte die Gastfreiheit und dazu die Dessenlichkeit des ganzen Lebens sie noch weit interessanter. Das ist noch heute so. Ein neuerer Reisender, der Persien besuchte, sprach seine Verwunderung aus, daß, als er an einer vornehmen Tafel teilnahm, und die Thüre offen stand, viele ungebetene Zuschauer hereinkamen, die sich rings an den Wänden aufstellten, um Zeuge der Gespräche zu sein, die man dort führte. Zu Jesu Zeit kam diese Sitte besonders den Pharisäern zu statten, die ihre Gelehrtheit und Frömmigkeit gern leuchten lassen wollten. War also bei einem von ihnen, besonders also bei einem Schriftgelehrten oder Gesetzeskundigen, ein Gastmahl bereitet, dann wurde dabei die Thür für das

Publikum geöffnet, und auf ihre Polster gestreckt, behandelten sie hier wie in der Synagoge oder im Tempel, nur gemächlicher und freier, die ernsthaftesten Fragen, die sich auf Religion und Gesetz bezogen. Die Hereinkommenden gehörten jedoch nicht zu den Gästen, die ihrerseits in der Reihenfolge, in der sie kamen, sich einen Platz aussuchten, bis später nach den Regeln des morgenländischen Ceremoniels gewöhnlich der Hausmeister das Ordnen der Plätze übernahm, und danach der Gastgeber selbst die Tafel über sah, ob ein jeder den seinem Rang gebührenden Platz erhalten habe.

Jesus ist also in das Haus eines Obersten der Pharisäer gekommen (natürlich als Geladener), um zu essen, und es war dies wohl an einem Sabbath. Darin liegt ein größerer Unterschied, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Die Religion Israels vereinigte von alters her einen sorglosen Lebensgenuß mit der Verehrung des höchsten Wesens; wie Esra sagt, daß die Freude des Herrn die Stärke seiner Bekenner ist. Es war also nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht, die Feste mit Opfermahlzeiten zu feiern, wobei auch der Armen in der Regel gedacht wurde. Auch der Sabbath war ein Festtag, und wenn man sich darauf auch nicht mit einem besondern Festessen vorbereitete, so mußte die Mahlzeit doch reichlicher und gewählter sein. Der Talmud legte Gewicht auf diesen Punkt und nennt eine gute Mahlzeit am Sabbath, wenn man sich sonst auch noch so sehr einschränken müßte, ein besonders verdienstliches Werk, das sicherlich in diesem oder in jenem Leben von Gott belohnt werde. Die Juden geben noch heute viel darauf. Ich machte einmal an einem Freitag gegen Abend bei einem Bäcker einen Hausbesuch. Da kam gerade eine arme Jüdin, die ihre Sabbathstorte wieder holen wollte, die sie bereitet und zum Bäcker getragen hatte. Es that mir leid, daß der Mann, der von meinem Besuch überrascht war, diese Torte so heftig aus dem Ofen zog, daß sie auf die Erde fiel, auseinanderbrach und verunreinigt wurde, so daß das Gesetz ihren Genuß verbot. Armes Mütterchen, was wirst du für einen traurigen Sabbath gehabt haben!

Aber um zu Jesus zurückzukehren, so war die Thatsache, daß einer der vornehmsten Pharisäer ihn bei seinem Sabbathsmahl zu Tische lud, ein Beweis, daß der offene Bruch zwischen ihm und dieser mächtigen Partei noch nicht vollzogen war. Doch hatten sie bereits gemerkt, daß er nicht einer von den Ihrigen war, und es entstand infolgedessen eine etwas gespannte Haltung, so daß sie, wie Lukas sagt, auf ihn hielten, sein Sprechen und Thun mißtrauisch beobachteten, ob sie etwas auszusagen fänden. Denn wenn auch jener Oberste keinem andern die Ehre gegönnt hätte, den berühmten Rabbi von Nazareth festlich zu empfangen und zu bewirten, so kam es doch weder ihm noch seinen pharisäischen Gästen in den Sinn, von ihm etwas zu lernen.

Jesus befindet sich also bei der Mahlzeit. Von seinen Jüngern lesen wir nichts und wir wissen darum auch nicht, ob sie dabei waren. Der angesehenene Mann konnte ja auf die armen Fischer leicht verzichten.

Inzwischen versammelten sich die Gäste, und auch die Ungeladenen fanden sich ein. Und so stand mit einem Mal ein Mann vor Jesus, der wassersüchtig war. Er durfte hier keine Bitte aussprechen, aber er hielt sein bittendes Auge doch auf Jesus gerichtet. Die Pharisäer merkten sein Anliegen. Die Heilung eines Kranken wurde an sich noch nicht allgemein als Sabbathschändung betrachtet, wenn auch einmal ein Synagogenvorsteher einem Kranken die bissige Bemerkung zuwarf, daß es sechs Werkstage gebe, und er daher lieber an diesen wiederkommen solle. Aber eine Sabbathschändung lag sogleich in dem Falle vor, wenn die Heilung mit einiger, wenn auch nur sehr geringer Arbeit verbunden war: wie das Bereiten des Teiges für die Augen des Blindgeborenen, und das Tragen des Bettes von seiten des früher lahm Gewesenen.

Als Jesus den Mann sah, wandte er sich an die Pharisäer, die ihn umgaben, und insbesondere an die Gesezeskundigen unter ihnen, die nicht nur die Schrift auslegten, sondern vor allem das Gesetz, das heißt die fünf Bücher Moses, erklärten und auf das Leben anwandten. Ist es auch recht, auf den Sabbath zu heilen? fragte Jesus — sie schwiegen. Niemand getraute sich, einen so wichtigen Punkt zu entscheiden. Jesus that es. Er nahm den Mann und heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er verteidigte seine Handlungsweise mit der Frage: Welcher ist unter euch, dem sein Ochs oder Esel in den Brunnen fällt und er nicht alsobald ihn herausziehet am Sabbathtage? Und wieder mußten sie hierauf keine Antwort zu geben.

Inzwischen war die Zeit vorgerückt, und die Gäste begannen nach ihren Plätzen zu suchen. Und Jesus bemerkte, wie sie nach dem obern Ende der Tafel drängten, um nur vornan, in dichtester Nähe des Gastgebers, zu sitzen, und sprach zu ihnen: Wenn du von jemand geladen wirst zur Hochzeit — denn besonders bei dieser Gelegenheit wurde streng auf Etiquette gehalten — so setze dich nicht obenan, denn vielleicht ist, ohne daß du es weißt, jemand, der einen höhern Rang besitzt, eingeladen worden. Große Herren lassen wohl manchmal länger auf sich warten. Der Gastgeber würde dann, wenn er fast alle Plätze besetzt sähe, leicht zu dir sagen können: Räume diesem deinen Platz ein, und du müßtest dann hinunterrücken, um mit Scham einen viel geringern Platz zu erhalten, als dir sonst zukam. Ist es nicht viel besser, wenn du dich selbst auf den untersten Platz setzt, bis der Gastgeber kommt und spricht zu dir: „Freund, rücke hinauf“, dann wirst du ebenso viel Ehre vor den Gästen haben als der andere Schande.

Einen ähnlichen Rat gab Salomo (Spr. 25, 6. 7):

„Brange nicht vor dem Könige,
Und an den Platz der Großen stelle dich nicht.
Denn besser ist's, wenn man dir sagt: Tritt hier herauf!
Als wenn du erniedriget wirst vor dem Fürsten,
Daß deine Augen es sehen.“

Auch der Reisende Schulz sah bei einer Hochzeit zu St. Jean d'Acres, als der Ceremonienmeister hereinkam, wie ein paar Gäste, die schon einen höhern Platz eingenommen hatten, nach dem untern Theil der Tafel verwiesen wurden, und fand also dadurch das Gleichniß des Heilandes illustriert. Denn Lukas nennt es so, nicht weil es diese oder jene verborgene Beziehung hat, sondern weil es in einem einzigen Bild uns die Bescheidenheit lehrt, die in jedem Falle wertvoll ist.

Inzwischen haben alle ihre Plätze eingenommen, Jesus gewiß am obern Theil der Tafel in der Nähe des Gastgebers und seiner angesehensten Gäste. Während nun die Mahlzeit im Gange war, oder als vielleicht nach dem Essen der gesellige Becher noch kreiste, wandte sich Jesus an seinen Gastgeber und sprach: Wenn du wieder einmal ein Mittags- oder Abendmahl machst, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder, noch deine Gastfreunde, noch deine Nachbarn, die da reich sind, auf daß sie dich nicht etwa wieder laden, und dir vergolten werde, sondern, wenn du ein Mahl machst, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden, so bist du selig; denn sie haben es dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten. — Es versteht sich von selbst, daß hier ein Freundesmahl oder ein geselliges Familienfest nicht verboten wird, sondern nur die Sucht, die bei diesem Sabbathsmahl hervortrat, Gesellschäften zu geben und dazu alles, was Ansehen besaß, einzuladen. Man muß den Stil der morgenländischen Spruchweisheit und vor allem die scharfen Gegenüberstellungen, die diesem Stile eigen sind, kennen, um Jesus nicht fortwährend falsch zu verstehen, wenn man manche Ausdrücke wörtlich faßt. Jesus versteht sich hier ganz in die pharisäische Denkweise. Sie rühmten sich, selbst Gott gegenüber, des Verdienstes ihrer guten Werke. Dazu gehörte auch das Sabbathsmahl. Aber wer so rechnete, der hatte auch seine Gegenrechnung zu erwarten, wodurch die erstere ausgeglichen wurde; wie es in kleinen Orten gebräuchlich ist, wo die Mahlzeiten ringsum gehen, und dann schließlich niemand dem andern eine Wohlthat erzeugt hat. Die Verpflichtungen haben sich gegenseitig aufgehoben. Mehr als einmal hörte ich auf dem Lande die Gäste, nachdem sie sich's trefflich hatten munden lassen, beim Scheiden sagen: „Komm nur und halte dich bei uns wieder schadlos.“

Aber wenn nun der Gastgeber wieder einmal Personen bei sich empfing — absichtlich wird hier das allgemeine Wort Mahlzeit gebraucht, das an keine bestimmte Zeit denken läßt — dann sollte er die Armen einladen; nicht rufen, mit all dem Ceremoniell, das den Morgenländern eigen ist, sondern einfach nötigen, hereinzukommen, und die am allermeisten, die arm waren, weil sie eines ihrer Gliedmaßen vermißten, blind oder lahm waren: denn Krüppel hat in unserer Bibelübersetzung eine viel stärkere Bedeutung als im heutigen Sprachgebrauch. — Solche Mahlzeiten sind in dem gastfreien Osten nichts Ungewöhnliches und sie wurden als ein Werk besonderer Frömmigkeit betrachtet. Unter der offenen Halle oder auf dem geräumigen Hofe

war solch ein allgemeiner Empfang von Gästen auch viel eher möglich als in unseren reichen Festsälen. So gab z. B. Tobias bei dem Pfingstmahle, daß er nach seiner Rückkehr mit vielen Gerichten in seinem Hause ausrichtete, seinem Sohne den Auftrag: „Gehe, und wenn du einen dürstigen Mitbruder von uns findest, der gottesfürchtig an den Herrn denkt, so bring ihn mit. Siehe, ich werde so lange auf dich warten“ (Tob. 2, 2). Die Armen konnten es nicht vergelten, und da die Vergeltung doch sicher zu erwarten war, so werde sie bei der Auferstehung der Gerechten erfolgen.

Auch diese letztere gehörte, soviel wir wissen, zur Lehre der Pharisäer. Wenn der Messias sich in seiner Herrlichkeit offenbart, werden die Entschlafenen, die gerecht — das heißt nach dem Gesez — gelebt haben, auferstehen und mit ihm herrschen. Selig also ist der, welcher dabei auf eine besondere Vergeltung Aussicht besitzt nach dem Spruche Salomos: „Wer sich des Armen erbarmt, leiht dem Herrn.“ Und daß diese Vergeltung als ein dem Wohlthätigen zukommender Lohn betrachtet wurde, lernen wir unter anderm von dem Verfasser des Hebräerbrieves: Gott ist nicht ungerecht, daß er vergesse der Arbeit eurer Liebe (Hebr. 6, 10).

Hier liegt für die Theologen ein Stein des Anstoßes. Während die alten Protestanten dem Glauben, und zwar dem Glauben allein, die Seligkeit zuschrieben, sagt der jesuitische Pater Salmeron: „Was können die Reher, die die Verdienste der guten Werke nicht anerkennen, gegen diese Stelle vorbringen?“ Und es ist dies die einzige Stelle nicht. Wir finden öfter, daß Jesus das zukünftige Leben als ein Leben der Vergeltung darstellt. Auch das Beten und Fasten war ein verdienstliches Werk bei den Juden, ebenso wie das Almosengeben. Aber wenn es öffentlich geschieht, hat man seinen Lohn dahin. Wer es jedoch im Verborgenen thut, dem soll es vergolten werden. Man thut Unrecht, wenn man solche Worte Jesu nach der Dogmatik des Paulus verdrehen will und so den Herrn selbst zu einem Reher macht. Und doch haben wir, wenn auch Jesus hier der gröbern Vorstellung seiner Zeitgenossen folgt, bei dem Gleichnis von dem Knechte, der vom Acker kommt, bereits den Gedanken gefunden, daß kein Mensch im eigentlichen Sinne Lohn von Gott zu fordern hat, so daß es schließlich nicht unrichtig ist, was ein alter Katechismus sagt: „Diese Belohnung erfolgt nicht des Verdienstes wegen, sondern aus Gnade.“

Jesu letztes Wort „die Auferstehung der Gerechten“ giebt einem der anwesenden Gäste zu der Bemerkung Anlaß: Selig ist, der das Brod isset im Reiche Gottes. Vater Luther schreibt in seiner gewohnten originellen Weise: Auf solche Weise hebt einer unter ihnen an, der da will gelehrter sein, denn der Herr Christus, als wollte er sagen vor großer Weisheit: Du machst dich unnütz genug mit deinem Predigen. Wenn es Predigens gilt, so kann ich's auch wohl und besser denn du. Diesem antwortet Christus wieder: Ja, sagt er, ich

will dir sagen, wie selig du und deinesgleichen bist. Das sind harte, scharfe und schreckliche Worte, wer sie recht bewegen will: denn er redet auch mit eitel Grundschälken.

So hart wollen wir nun den Mann nicht tadeln, ich möchte mir eher vorstellen, daß nach Jesu gutem Räte ein gewisses peinliches Stillschweigen in dem gewählten Kreise entstand, daß einer der Gäste dieses brechen wollte und es in aller Aufrichtigkeit mit einer gewissen Begeisterung that, um das Gespräch auf die höheren Dinge vom Gottesreich zu bringen. Es gab doch auch aufrichtige und wahrhaft fromme Pharisäer.

Aber es ist, als ob das Gespräch nicht wieder recht in Gang kommen wollte, und Jesus benutzte diesen Umstand, um eines seiner schönsten Gleichnisse zu erzählen, von dem wir nun weiter zu sprechen haben.

Es ist ein großes Abendmahl, eine recht festliche Mahlzeit, die ein reicher Mann ausrichtete, und er lud viele dazu; natürlich von den Angesehensten und Geachtetsten seines Wohnorts. Dieses Einladen hat in dem Ceremoniel der Morgenländer viel mehr Bedeutung als bei uns. Es erfolgte, vor allem bei einer besonderen Gelegenheit, bereits lange vorher, damit man die entsprechenden Einrichtungen treffen konnte. Eine solche Einladung ohne triftigen Grund abzuschlagen, galt als eine Beleidigung für den Gastgeber. Aber die Etiquette verlangte, daß diese Einladung noch einmal wiederholt, oder vielmehr am Tage selbst die Zeit noch einmal angesagt wurde. Viele Beispiele beweisen, daß dies auch bei Griechen und Römern der Fall war. In Persien und China ist dies Verfahren noch heute gebräuchlich, und was das biblische Altertum betrifft, so empfing bereits Haman (Esther 6, 14) eine zweite und dringende Einladung zum Mahle der Esther; während die Rabbinen sagen, daß die Bürger von Jerusalem einen gewissen Ruhm darin suchten, bei einem Festmahle nicht zu erscheinen, bevor sie nicht das zweite Mal geladen waren.

Dies gehört zu den eigentümlichen Zügen des Gleichnisses, indem die zweite Einladung schon von selbst beweist, daß die erste angenommen war.

Es war also nur eine durch die Landesfitte geforderte Höflichkeit, daß der vornehme Gastgeber zur Stunde des Mahles — gegen Essenszeit würden wir sagen — einen getreuen Diener aussandte, um den Geladenen zu sagen: Kommt, denn es ist alles bereit. Eine Weigerung war hierauf so wenig zu erwarten, daß man vielmehr nur die Zeit ansagte und niemand mehr einlud.

Doch die Geladenen sagen ab und entschuldigen sich, einer nach dem andern, einer nur etwas höflicher als der andere. Sie richten dabei ihre Worte an den Herrn selbst, nicht aber an den Knecht, der nur die Botschaft zu überbringen hat. Der erste sprach: Ich habe einen Acker gekauft und muß hinaus und ihn be-

sehen, ich bitte dich, entschuldige mich (halte mich für entschuldigt). Der zweite ist weniger höflich: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und ich gehe jetzt hin, sie zu besehen, ich bitte dich, entschuldige mich. Ein Joch sind zwei Ochsen, welche zu einander gehören, wie wir von einem Gespann Pferde sprechen. Dieses „Besehen“ bestand darin, daß man sie ins Joch und an den Pflug spannte. Der dritte sagt kurzweg: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Er meint überhaupt keine Entschuldigung nötig zu haben. Sprach das Gesetz den eben Verheirateten vom Kriegsdienst und anderen Lasten frei (5. Mos. 24, 6), so meinte er auch nun mit Recht zu Hause bleiben zu dürfen.

Für alle Entschuldigungen ist der Grund derselbe. Die eigenen Angelegenheiten gehen vor. Aber diese Angelegenheiten hätten auch später erledigt werden können, wenn sie der ehrenvollen Einladung Folge geleistet hatten. Der gekaufte Acker konnte auch wohl später besichtigt werden, und es war noch viel Zeit, zu beraten, womit er angesäet werden sollte. Hinsichtlich der zweiten Entschuldigung gab es noch immer genug Zeit zum Pflügen, und es hatte mit diesen Ochsen auch keine so große Eile; und der eben Verheiratete hätte wohl seine junge Frau auch einen Abend allein lassen können, oder konnte zur Not vorher die Hochzeit hinausschieben.

Und nun noch eine Bemerkung. Viele waren eingeladen, aber alle nacheinander, einmütig, in gleicher Gesinnung, entschuldigten sich, während es nur beispielsweise von dreien erzählt wird, wie sie dies thaten. Man muß also an eine Verabredung, eine Art Verschwörung oder wenigstens an eine gemeinschaftliche Verachtung des Gastgebers und seiner Mahlzeit denken; eine Geringschätzung, die um so beleidigender ist, da sie die erste Einladung einhellig angenommen haben. Und der Knecht kam wieder nach Hause und sagte das seinem Herrn. Er überbrachte die Antworten so, wie er sie empfangen hatte, und nicht anders. Kein Wunder, daß sein Herr über so viel Geringschätzung zornig ward. In seiner Entrüstung sprach er zu dem ausgesandten Knechte: Gehe aus bald auf die Straßen und Gassen der Stadt — Haupt- und Nebenstraßen — und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein! Bemerkenswert ist es, daß Jesus hier ganz dieselben nennt, die er seinem Gastgeber geraten hat, das nächste Mal einzuladen, nur mit einem immer wiederholten und dazwischen, als wollte er sagen: Auch die und auch die noch. — Diese neuen Gäste brauchten nicht geladen zu werden, sie mußten nur hereingeführt werden. Denn von ihnen war keine Absage zu befürchten; der Arme hatte kein Gespann zu kaufen, der Blinde keinen Acker zu besehen, den Krüppel hinderte keine Hochzeitsfreude, und den Lahmen lockte kein Hochzeitstanz. Es war im Gegenteil für sie eine ebenso große Ehre als ungeahnte Freude, von einem so angesehenen Manne gespeist zu werden. Und wie wir bereits sahen, gestatten es sowohl die Wohnung als die Sitten der Morgenländer recht wohl.

Die Armen sind hereingebracht, die Krüppel und Lahmen sind gestützt, und die Blinden hereingeführt worden, und alle befinden sich bei Tisch. Der Herr selbst ist noch nicht im Festsaal anwesend, zu ihm geht nun derselbe Knecht und spricht: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast, es ist aber noch Raum da. Und nun dehnt er seine Einladung noch weiter aus und sagt: Gehe nun aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie, hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde. — Welch grober Mißbrauch ist mit diesem Wort „nötige sie hereinzukommen“ getrieben worden! Als ob jemals das Himmelreich mit Gewalt ausgebreitet werden könnte. Aber abgesehen davon, daß hier von einem Hineingehen die Rede ist, daß also die Gäste nicht hineingeschleppt werden, da man doch auch niemand zum Essen zwingen konnte, befindet sich diese Auffassung mit dem Sprachgebrauch in Widerspruch, da man den Ausdruck nur als eine dringende Einladung, den Sitten des Ostens gemäß, verstehen darf. Die Gastfreiheit brachte ein andauerndes und wiederholtes Nötigen mit sich, das auch bei uns im Bauernstande mir manchmal recht lästig wurde, wenn mir Essen und Trinken aufgedrungen ward, und ich ebensowenig unhöflich sein als mir den Magen überladen mochte. Der biblische Sprachgebrauch beweist, daß hier nichts anderes gemeint wird. Oder schleppte vielleicht Lot seine Gäste in sein Haus, als er die Engel nötigte, bei ihm zu übernachten? (1. Mos. 19, 3.) Gebrauchte etwa der Heiland Gewalt gegen seine Jünger, als er sie nötigte, in das Schiff zu treten? (Matth. 14, 22.) Und haben die Jünger den Herrn buchstäblich gezwungen, in ihrem Hause ein Nachtmahl zu genießen (Luk. 24, 29), oder hat Lydia, als ihr Bitten, daß Paulus in ihr Haus kommen und dort bleiben möchte, ihr nicht genug zu sein schien, ihn und seine Freunde zum Bleiben gezwungen? (Apg. 16, 15.) — Ein Reisender oder ein Nachbar würde in diesen Ländern die Nötigung nur für halb aufrichtig gemeint ansehen, wenn sie nicht so stark und so oft wiederholt ausgesprochen würde. Ich würde an diese so ganz natürliche Erklärung gar nicht einmal so viel Worte verschwenden, wenn nicht von einem Mann wie dem Kirchenvater Augustin dieses „nötige sie hereinzukommen“ auf die Ketzer angewandt worden wäre, die man mit Gewalt von ihren Verirrungen und aus den Dornhecken ihrer Ketzeri in die wahre Kirche zurückbringen mußte, während Calvin ihm, wenn auch nicht in der Auffassung dieses Gleichnisses, so doch in der Sache selbst Recht giebt und erklärt, daß es Pflicht der Obrigkeit sei, die Ketzeri zu strafen und auszurotten. So wurden die Verfolgten auf ihre Art Verfolger und meinten dazu noch die Ehre dessen zu wahren, der, wo er gescholten ward, nicht wieder schalt, sondern — anstatt seinen Jüngern zu erlauben, das Schwert zu ziehen — sich selbst in den Kreuzestod dahingegeben hat.

Aber wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu unserm Gleichnis zurück. Es ist auch hier eine äußerst feine Zeichnung bemerkbar.

Nachdem zuerst in der Stadt alles, was arm und elend war, zusammengebracht wurde — die Aussätzigen natürlich nicht, weil sie nicht in der Stadt wohnten — wurde der Knecht aufs Land geschickt, auf die Landstraßen und an die Zäune. Diese letztern hatte man meist rings um Weinberge angepflanzt, die für fahrendes Volk einen willkommenen Schlupfwinkel boten. Ein geistreicher Ausleger sagt: „Auf den Wegen fand man die Reisenden und unter den Zäunen die Ruhenden.“ Der Unterschied in der Berufung ist hier sehr natürlich dargestellt. Angefehene Bürger der Stadt wurden vorher eingeladen und am Tage selbst noch einmal aufgefordert. Für Arme wird nur die Thür aufgemacht, aber Fremde, die den Gastgeber nicht kennen, müssen wiederholt und dringend aufgefordert werden. Einige sind verlegen, andere müssen vielleicht um deswillen ihren Reiseplan ändern, sie müssen also allesamt mit den freundlichsten Worten überredet werden, dem Gastgeber diese Ehre anzuthun.

Und nun folgt noch als das letzte Wort des Hausherrn: Ich sage euch aber, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken wird. Mein Haus muß voll werden. Melden sich nun später noch Gäste an, dann ist für sie kein Platz mehr. Wenn auch durch diese letzten Worte bereits die Absicht des Gleichnisses hindurchschimmert, so werden sie deutlich dem Gastherrn und nicht einem der Diener in den Mund gelegt, aber als ein fester und unabänderlicher Beschluß auf alle ausgedehnt.

Und nun die Bedeutung. Jesus hat sie zwar selbst nicht angegeben, aber sie ist nicht so schwer zu finden, wenn wir nur dabei von dem Ausruf, der die Veranlassung dazu bot, ausgehen: Selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes!

Daß die Seligkeit des Messiasreiches als eine Hochzeit gedacht wurde, ist bekannt. Das Volk wird sich dies im eigentlichen Sinn als ein zu Tisch liegen mit Abraham, Isaak und Jakob vorgestellt haben; diejenigen, die tiefer nachdachten, werden darunter ein Sinnbild verstanden haben, ebenso wie es uns mit der Vorstellung vom Himmel geht. Aber immer malte man sich die Seligkeit aus, entweder in einem Schattenreiche oder auf einer neuen Erde, wo alles anders und besser sein wird. Jesaias, der Evangelist unter den Propheten, sagt bereits (Kap. 25, 6. 7): Der Herr Zebaoth wird allen Völkern machen auf diesem Berge ein fettes Mahl: ein Mahl von reinem Wein, von Fett, von Mark, und er wird wegthun die Hülle, damit alle Völker verhüllt sind. Vor allem läßt uns dies an das große Messiasmahl denken, wenn wir dasselbe mit der herrlichen Schilderung des allgemeinen Friedens in Verbindung bringen, wenn die Menschen nichts Böses und nichts Verderbliches thun auf dem ganzen Berge der Heiligkeit Gottes (Kap. 11, 9).

Diese herrliche Zukunft wurde von den Rabbinen „die Zeit, die kommt“, im Gegensatz zu „dieser Zeit“ oder „die Zeit, die ist“, genannt; und Jesus nimmt diese Vorstellung auf, wenn er von der

gegenwärtigen und von der zukünftigen Zeit spricht. Denn die 'gewöhnliche Uebersetzung „zukünftige Welt“ paßt in diesen Gedankengang nicht.

Aber da nun in dieser jüdischen Vorstellung Irdisches und Himmlisches als das Wahre ineinanderfließt, so kann man sich den Beginn des Gottesreiches verschieden denken, und dies geschieht auch wirklich in Jesu Gleichnissen. Die Einladung, die wir hier und anderswo treffen, — der Fortgang, der im Gleichnis vom Senfkorn, Sauerteig und Fischnetz beschrieben wird — das Urtheil über die Weingärtner und ähnliche Bilder schildern das Himmelreich in seiner Vorbereitung. Sie finden in der Kirchengeschichte ihre Erklärung, wie wir bei der Senfkornsaat und beim Unkraut unter dem Weizen eingehend nachgewiesen haben. Aber man kann sich das Gottesreich auch in seiner Vollendung denken, wenn das Loß der dazu Gerufenen von Ewigkeit her beschlossen sein sollte, wie das Gleichnis von den klugen und den thörichten Jungfrauen uns lehren wird.

Nun gehört unser Gleichnis ohne Widerrede zu erstem Vorstellungskreise. Es ist noch erst die Berufung zum Gottesreich, nicht die endgiltige Beschlußfassung. Matthäus bringt (Kap. 22) dieselbe Parabel in einem andern Gewande. Ich lasse sie absichtlich vorerst noch außer Betracht, aber bemerke hier schon, daß einer der zu Tische Sitzenden dort wieder ausgestoßen wird, und daß daher noch nicht alles beschlossene Sache ist.

Die Einladung nun zum Messiasreich war bereits vor Zeiten den Juden zu theil geworden, und bei ihrer Verehrung für die Prophetie hatten sie diese Berufung auch angenommen. Aber als nun Jesus in diesem Kreise der versammelten Gäste spricht, hat er vor allem die sogenannten Gerechten in Israel, die gesetzlich Gesinnten, die nach dem Gesetz lebten, im Auge, denen gegenüber alle als Sünder bezeichnet wurden, die das Gesetz vernachlässigten. Mit einem Wort also die Pharisäerpartei. Es verhält sich mit dieser Bezeichnung ebenso, als wenn man in unsern Tagen von Reformierten im besondern Sinne des Wortes spricht.

Natürlich hielten sie sich für die an erster Stelle Berufenen, die ein besonderes Anrecht auf das Reich Gottes besaßen, zu dem Zöllner und Sünder und Samariter — an Heiden dachten sie gar nicht — keinen Einlaß finden konnten.

Aber nun kommt die letzte Einladung: Es ist alles bereit, der Herr erwartet euch, und diese Einladung wird einem vertrauten Diener anbefohlen. Ich möchte nicht so sicher behaupten, daß Jesus hier eine bestimmte Person im Auge gehabt habe, aber wir denken doch hier ganz von selbst an den leidenden Gottesknecht (Jes. 53), an ihn, der sich selbst erniedrigt hat und Knechtsgestalt annahm (Phil. 2, 7): an Jesus Christus selbst. Aber wie nach dem alten Sprichwort jeder Vergleich hinkt, so wird die letzte Berufung auf den Landstraßen und an den Zäunen nicht von dem ersten Diener, sondern von andern in seinem Namen ausgerichtet. Und schließlich kommt mir die Vorstellung

eines Dieners, eines Sklaven, wenn derselbe auch durch das Vertrauen seines Herrn geehrt wird, nicht edel genug vor, um auf den Messias angewendet zu werden.

Und wie antworten nun diese Gerechten in Israel auf jene letzte Einladung? Mit höflicher, aber hartnäckiger Weigerung, die im Grunde Mißachtung ist. Eigentlich verlangen sie gar nicht nach der Seligkeit des Messiasreiches. Sie haben es hier noch zu gut, sind noch zu sehr beschäftigt und wollen nichts dafür hingeben. Acker und Gespann und Hausfrau stehen ihrem Herzen näher. Johannes verlangt Demütigung, Jesus Selbstverleugnung; das ist zu viel für den, der die Ehre der Menschen höher schätzt als die Ehre Gottes und sein Vertrauen darauf setzt, daß er viele Güter hat. So wird die Liebe zur gegenwärtigen Welt zur Feindschaft Gottes (2. Tim. 4, 10; Jak. 4, 4) und so suchen sie sich der lästigen Sittenprediger zu entledigen oder sie zum Schweigen zu bringen, weil sie von ihnen in ihrer behaglichen Ruhe gestört werden. Ist es später nicht noch ebenso gewesen? Ging von Bischöfen und Päpsten je eine wesentliche Verbesserung des Glaubens und der Sitten aus oder schlossen sie sich den unterdrückten Gläubigen an, nachdem sie eine geistige Macht unter den Völkern geworden waren?

Der Knecht wird noch einmal ausgesandt und zwar zu den Armen und Krüppeln innerhalb der Stadt. Der ganze Zusammenhang des Evangeliums läßt uns hier an die unwissende Menge denken, von der die Pharisäer, wenn sie es auch verstanden, dieselbe gegen Jesus seinerzeit aufzureizen, das Zeugnis gaben: Das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht (Joh. 7, 49), während sie es als einen schlagenden Beweis gegen ihn anführten: Wer von den Obersten oder Pharisäern hat noch an ihn geglaubt? Insofern kann man also bei diesen Armen an die Armen am Geiste denken, die Jesus in der Bergpredigt selig pries, die Lukas aber im wörtlichen Sinne als eigentliche Arme auffaßt (Matth. 5, 3; Luk. 6, 20). Aber die Gegenüberstellung der Gerechten in Israel läßt uns doch vor allem an die denken, die es nicht waren. Es liegt wiederum im jüdischen Geiste, daß man jedes Gebrechen als einen gewissen Fluch betrachtet, und daß darum der, der durch Unwissenheit oder Saumseligkeit seine religiöse Pflicht vernachlässigt, mit den Armen und Elenden auf gleiche Stufe gestellt wurde. Jesus versetzt sich auch hier in den Gedankenkreis seiner Hörer. Er sagt also in einem Bilde dasselbe, was er mit seinen eigenen Worten von Johannes dem Täufer bezeugte: Er ist gekommen auf dem Wege der Gerechtigkeit und ihr — Israels Hohepriester und Älteste — glaubtet ihm nicht, aber die Zöllner und Suren glaubten ihm, und ihr habt noch keine Buße gethan, darum mögen sie wohl eher in das Himmelreich kommen denn ihr (Matth. 21, 31. 32). Und so würde man schließlich ebenso gut Johannes als Jesus den ausgesandten Boten nennen können.

Es ist ein anmutiger Zug im ganzen Gleichnis, der vor allem bei Lukas stark hervortritt, daß Jesus sich zumeist zu dem Volke hin-

gezogen fühlt, unter dem er aufgewachsen war, auf das die echten Pharisäer hochmütig herabschauten. Auch an den Zöllnern mußte er etwas Gutes herauszufinden und beachtete liebevoll die Reue von gesunkenen Frauen. Zu suchen und zu erhalten, was verloren war, das hielt er für seinen Beruf und er wußte, daß dies den Engeln Freude bereite. Dadurch entstand von Anfang an ein Mangel an Uebereinstimmung, eine Antipathie zwischen dem großen Volkslehrer und der hierarchischen Partei seines Vaterlandes, die schließlich in offene Feindschaft überging.

Noch einmal finden wir den Herrn in einem solchen Kreise. Ein gewisser Simon, der vornehmste Pharisäer des Ortes, hatte ihn zu Tische geladen, aber kühl und von oben herab. Jesus sagte ihm jedoch darum nicht ab. Und während er nun zu Tische liegt, nach den Sitten des Landes mit den bloßen Füßen nach hinten gekehrt, kommt eine Frau herein, die wegen ihres schlechten Lebenswandels bekannt war. Sie hat eine Alabasterflasche mit wohlriechendem Del in der Hand, tritt weinend hinter ihn, und während sie seine Füße mit ihren Thränen benetzt, trocknet sie dieselben mit ihrem aufgelösten Haar, küßt und salbt sie. Und während Jesus sie still gewähren läßt, sagt der Pharisäer bei sich selbst: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt, denn sie ist eine Sünderin. Als Fremder, dachte er, kennt Jesus sie sicher nicht; aber dann ist er auch kein Prophet, der das Verborgene wissen muß. Denn dann würde er auch solch eine unreine Berührung sofort fühlen und mit Verachtung die Füße zurückziehen.

Ohne die Frau noch anzusehen oder zu zeigen, daß er die Gedanken des Gastgebers auf seinem Gesichte abliest, bricht Jesus das verlegene Schweigen einer solchen Mahlzeit und spricht: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Und als dieser antwortet: Meister, sag an! (denn als Rabbi mußte er ihn doch anerkennen) fährt er fort: Es hatte ein Wucherer zwei Schuldner. Einer war schuldig 500 Groschen, der andere 50. Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden. Sag an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieb haben? Ohne zu ahnen, worauf Jesus hinzielt, antwortet er: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat. Du hast recht gerichtet! spricht der Herr. Und nun wendet er sich zu dem Weibe und spricht zu Simon: Siehst du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzt, und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Fuß gegeben, diese aber, nachdem sie herein gekommen ist, hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Del gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbt. Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig. Und zu der Frau sprach er: Dir sind deine Sünden vergeben, dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden! Ich

habe der Versuchung nicht widerstehen können, auch dieses interessante Tafelgespräch hier einzuflechten, sowohl um des Gleichnisses willen, das darin vorkommt, als weil diese Erzählung das Bild der morgenländischen Sitten vervollständigt, die dem Simon selbst nicht gestattet, eine anrühige Frau aus seinem Hause zu verweisen, wenn er auch sorgfältig ihre Berührung vermied. Gleichzeitig sehen wir hier das gespannte Verhältnis Jesu den Pharisäern gegenüber, das bereits in einer Zeit hervortrat, da er noch in äußerlicher Freundschaft mit ihnen verkehrte.

Doch nun ist es Zeit, zum Gleichnis vom Gastmahl zurückzukehren.

Es war noch Raum da, auch nachdem man alles hereingebracht hatte, was verachtet, arm und gebrechlich in der Stadt war; und nun wurden auch Fremde geladen, Reisende und fahrendes Volk von den Landstraßen. Wir erkennen hier leicht die Berufung der Heiden, von der Paulus schreibt, daß der Juden Erniedrigung und Fall der Heidenwelt Reichtum geworden ist (Röm. 11, 12). Jesus selbst hielt sich, wenn auch schon in der Verheißung die Enden der Erde und alle Inseln der Heiden ihm als Erbteil zugewiesen waren, doch nur ausgesandt zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Er veranlaßte selbst seine Jünger bei der ersten Aussendung, noch während der Zeit seiner Wirksamkeit, sich darauf zu beschränken, nicht zu gehen auf der Heiden Straßen und nicht zu ziehen in der Samariter Städte (Matth. 10, 5). Doch wenn er zufällig mit Samaritern und Heiden in Berührung kam, freute sich Jesus über die Erstlinge der vielen Tausende, die kommen würden von Osten und Westen und den Kindern des Himmelreiches vorangehen (Luk. 13, 29).

Aber war diese Berufung der Heiden, die Predigt des Evangeliums für alle Kreatur, auch schon vorausbestimmt, so wurde sie doch erst durch die Verwerfung der Juden beschleunigt. Wir sahen dies bereits im Gleichnis von den bösen Weingärtnern, und so kam es, daß in den letzten Tagen die Bitte der Griechen, Jesum auch einmal in ihrer Mitte, im Vorhof der Heiden zu sehen, ihn mit Nührung an seinen Tod denken ließ. Das Weizenkorn mußte in die Erde fallen und vergehen, dann erst sollte es viele Früchte tragen (Joh. 12, 24).

Die Ausschließung der Juden, selbst der pharisäischen Partei, war jedoch nicht so entschieden, als sie in dem Zusammenhang des Gleichnisses gedacht werden muß. Das Pfingstfest brachte auch nach Jesu Verwerfung eine letzte Mahnung an Juden und Jüdengenossen: Euer und eurer Kinder ist diese Verheißung und aller, die ferne sind, welche Gott unser Herr herzurufen wird. Aber daß diese, die ferne sind, allmählich herzukommen sollten, ohne die jüdischen Gesetze und Sitten anzunehmen, das mußte Petrus erst noch lernen. Und selbst als er es gelernt hatte, mußte Paulus noch ihm gegenüber die Gleichstellung der Heiden verteidigen. So tief waren die Vorurteile der Gerechten in Israel eingewurzelt (Apg. 10, 34f., 15, 7f.).

Doch wurden auch sie nicht ganz und für alle Zeiten ausgeschlossen, selbst viele Priester wurden dem Glauben gehorsam, schreibt Lukas (Apg. 6, 7): sie gehörten sicher dem niederen Priester- und Levitenstande an. Ja, die pharisäische Partei erhielt sogar ein gewisses Uebergewicht in der Jerusalemischen Gemeinde, wenn auch nicht gerade zu deren Vorteil.

Die Juden waren nur als „Gottesvolk insonderheit“ verworfen, und die Berufung der Heiden nahm ihren Fortgang. Es ist bekannt, wie gerade darin das Lebenswerk des Paulus bestand. Doch wie sehr sein Volk ihn verfluchte und verfolgte, so blieb es doch seine Regel: Erst der Jude, dann auch der Grieche. Euch mußte zuerst, so sprach er in der Synagoge zu Antiochien in Pisidien (Apostelgesch. 13, 46), das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet, und achtet euch selbst nicht wert des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden.

Noch immer dauert die Berufung der Heiden fort. Und dabei werden nicht nur wie im Gleichnis die Plätze der Unwilligen, zuerst Geladenen besetzt: denn in einem Festsaal, so groß er auch sein mag, ist nur für eine beschränkte Anzahl Gäste Platz — sondern der Raum im Himmelreich ist unbeschränkt.

Es ist noch Raum da, das ist die Devise des Gottesreiches. Kommt, denn es ist alles bereit, das ist sein Ruf. Einfach zu kommen wird gebeten, ohne daß man etwas von dem Seinen mitbringen müßte: es bedarf nichts weiter als des Glaubens an die Berufung und des Wunsches nach dem Gottesreich. So ist es schon bei Jesaias: Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt zum Wasser, und ihr, die ihr kein Geld habt, kommt, kauft und eßt, ja kommt und kauft ohne Geld und umsonst!

Aber wenn auch nichts mitgebracht zu werden braucht, so muß doch viel verlassen und abgelegt werden. Nicht nur das, was auch die Welt für Sünde erachtet: denn gerade wo diese ihre Höhe erreicht hat, ist oft von selbst eine Umkehr nahe. Nicht die bestimmte Sünde allein, sondern auch das, was an sich recht wohl erlaubt ist, so wie hier der Acker, das Zugvieh und die Hausfrau. In der Voraussicht der großen Opfer, die die Verfolgung von den Seinigen verlangen werde, fordert Jesus auf, bereit zu sein, Vater und Mutter, Frau und Kind zu verlassen und sein eigenes Leben gering zu achten, um sich selbst zu verleugnen und sein Kreuz freiwillig auf sich zu nehmen.

An uns wird ein solches Verlangen nicht gestellt. Und doch wie manchesmal ist die Antwort auf die himmlische Berufung im Grunde dieselbe, wie die der zuerst Geladenen im Gleichnis: Eigene Angelegenheiten gehen vor. Aber dann versperren wir uns selbst den Weg zum Heiland, der nicht das geteilte, sondern das volle Herz verlangt. Und wer es ihm giebt, der wird, was er auch verlasse um Jesu willen, hundertfältig wiederempfangen in dieser Zeit und in der zukünftigen das ewige Leben (Mark. 10, 30).

Und hiermit nehme ich Abschied von einem Gleichnisse, das in so einfacher Form eine reiche Quelle für die Geschichte des Gottesreiches auf Erden ist, die Verheißung seiner Zukunft und zugleich das Bild der Pflicht für jeden Boten des Evangeliums, Prediger oder Missionar: nicht zu lehren allein und noch viel weniger zu streiten, sondern auszugehen in die Welt, um zu rufen zum Gottesreich.

XXIII

Die Klugen und die thörichten Jungfrauen

Matth. 25, 1—13

Haben wir das tägliche Leben, das Sabbathsmahl und die Festzeiten der alten Zeit betrachtet, wobei ein mäßiger Lebensgenuß sich mit Gottesfurcht und Wohlthätigkeit verband, so gab es doch nichts, was das eine mit dem andern so eng verbunden hätte wie die Hochzeit. Vergleicht Gott selbst seinen Bund mit Israel mit der heiligen Ehe, spricht im Neuen Testament selbst der strenge Täufer von Hochzeitsfreude, so beginnt Jesus seine Wunder damit, eine solche zu verherrlichen, und wählt sie zum Schlusse aus zu einem prophetischen Bilde seiner Zukunft.

Doch versehen wir uns auch hier wieder unter Israel, um uns die Hochzeitsfreude recht lebendig vor Augen zu führen.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß bereits in Israels ältester Urkunde die Heirat als eine göttliche Einrichtung betrachtet wird. Denn bei der Schöpfung der Frau heißt es: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen und sie werden sein ein Fleisch (1. Mos. 2, 24). Diese Worte sind bereits ein deutlicher Protest gegen die Vielweiberei des Morgenlandes, durch die die Einheit von Mann und Frau, die Verbindung fürs ganze Leben erniedrigt, und die Frau zur Sklavin der Lust des Mannes herabgewürdigt wird. Jesus selbst ist der gleichen Gesinnung und nimmt die Heiligkeit der Ehe auch gegen die leichtsinnige Ehescheidung seiner Tage in Schutz, wie sie heute noch unter Muhammedanern — auf Java zum Beispiel — sehr gewöhnlich ist.

Bemerkenswert ist ferner noch, daß nicht, wie wir erwarten würden, von der Frau, sondern vom Manne gesagt wird, daß er Vater und Mutter, daß elterliche Haus verlassen werde. Denn von ihm selbst ging die freiwillige That aus, einen eigenen Hausstand zu gründen, Hausvater zu werden, anstatt Kind eines Hauses zu sein; und gerade weil die Frau so wenig eigenen Willen und eigene Rechte besaß, ruhte auf dem Manne die heiligste, sittliche Pflicht.

Diese Verpflichtung wog um so schwerer, da das Schließen einer Heirat keine eigentlich religiöse, noch viel weniger kirchliche Pflicht war, sondern eine rein bürgerliche, gesellschaftliche Verbindung, wobei

wir nicht einmal von einem verpflichtenden Eidschwure oder besonderen Abmachungen, die mit Opfern begleitet gewesen wären, lesen, wie sie sonst wohl bei einem Bunde üblich waren. Das Mosaische Gesetz enthält insolgedessen zwar wohl Beschränkungen in Bezug auf erlaubte oder unerlaubte Ehen, aber keine einzige Angabe der Art und Weise, wie sie geschlossen werden. Dies möchte uns wohl befremden, es lag aber ganz im Geiste des Alterthums; die Ehe war ja kein Bund zwischen Mann und Frau, da die letztere nicht zu den rechtsbesitzenden Parteien gehörte. Es war schon sehr viel, wenn sie nur um ihre Einwilligung gefragt wurde, wie bei der Heirat der Rebekka. Es war schon eher eine Uebereinkunft zwischen den Verwandten des Mannes und den Eltern oder Vormündern der Braut; und wenn auch die Frau in Israel nicht im eigentlichen Sinne gekauft wurde, so erwartete man doch reiche Geschenke von dem Bräutigam. Jakob mußte für Rahel Laban sieben Jahre dienen und dann erhielt er doch erst Lea an ihrer Stelle. Fragt jemand, wie dies möglich war? Weil die Braut mit einem dichten Schleier bedeckt dem Manne übergeben ward, so wie Rebekka den Schleier nahm und sich bedeckte, sobald sie Isaaks, des ihr bestimmten Bräutigams, von weitem ansichtig wurde (1. Moj. 24, 65). Der Mann nahm Besitz von seiner Frau, indem er sie in sein Zelt oder seine Wohnung geleitete. Da erst legte sie den Schleier ab. In dieser Besitzergreifung aus der Hand derjenigen, die bis jetzt Macht über sie gehabt hatten, und in diesem Hineingeleiten in seine Wohnung bestand das Schließen der Heirat. Daß dies von seiten des Vaters, oder von anderen Blutsverwandten und Freundinnen mit einem herzlichen Segenswunsche begleitet war, liegt in der Natur der Sache; und da das alte Morgenland so sehr an Segenssprüchen hing, so verband man mit diesem erwünschten Segen eine gute Aussicht in die Zukunft. Daß dies im wesentlichen immer in Israel so geblieben ist, erkennen wir z. B. aus der Heirat des Boas und der Ruth. Es war kein Vater dabei, der eine Tochter dem Manne gab, auch war es eine Pflichtheirat in Bezug auf den verstorbenen Ehemann. Aber da treten die Aeltesten von Bethlehem auf und sprechen den Segen (Ruth 4, 11. 12):

Der Herr mache das Weib, das in dein Haus kommt, wie Rahel und Lea,
Die beide das Haus Israel gebaut haben,
Und wachse sehr in Ephrata
Und werde gepriesen in Bethlehem.
Ja dein Haus werde wie das Haus Perez
Von dem Samen, den der Herr dir geben wird von dieser jungen Frau.

Also nahm Boas die Ruth — in sein Haus natürlich —, daß sie sein Weib ward.

Bei der Beständigkeit des Morgenlandes blieb während aller folgenden Jahrhunderte der Heiratssegens ganz in dieser einfachen Form bestehen. Sie wurde nur später unter dem Einfluß der Rabbinen

etwas zu förmlich, da diese die Segensprüche auf sieben beschränkten, die von oder in Gegenwart von zehn israelitischen Männern ausgesprochen werden mußten.

Indessen blieb das „ins Haus nehmen“ der Braut die eigentliche Vollziehung, der Heiratsakt selbst, und noch unter den ältesten Christen wurde ohne diese Formalität die Ehe nicht als gesetzmäßig vollzogen betrachtet. Aber die erzpäterliche Einfachheit machte nach der Festsetzung in Kanaan und dem zunehmenden Wohlstande einem größern Festgepränge und prunkvollerer Feierlichkeit Platz. Und wie es noch heute bei den östlichen Völkern der Fall ist, geschah dieser Einzug der Braut in ihre neue Wohnung in einem fröhlichen Aufzuge mit Musik, Gesang und Tanz, worauf dann im Hause des Bräutigams die eigentliche Hochzeit folgte. Von solch einem Aufzuge spricht das Lied der Liebe Psalm 45, worin der königlichen Braut, nachdem ihr kostbarer Schmuck gerühmt worden ist, zugesungen wird:

Höre, Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren,
Vergiß deines Volks und deines Vaters Hauses,
So wird der König Lust an deiner Schöne haben,
Denn er ist dein Herr, und du sollst dich vor ihm beugen.

Des Königs Tochter . . . sie wird, mit goldgestickten Kleidern angethan, zum König geführt werden; die Jungfrauen, die ihr nachgehen, als ihre Gespielen ihr beigejellt, man führt sie mit Freude und Wonne, sie gehen ein in des Königs Palast.

Natürlich fehlt hier der Bräutigam, der seine Braut abholt, dazu war sein Stand zu hoch. Sie ward ihm in feierlichem Aufzuge gebracht.

Einen andern Aufzug, der aber trauriger abläuft, finden wir 1. Macc. 9, 37—41. Eine angesehenen, kanaanitische Jungfrau wird von dem Bräutigam, mit dessen Stamm die Juden in Krieg lagen, abgeholt. Hiervon benachrichtigt, legten letztere sich in den Hinterhalt. Und sie erhoben ihre Augen und sahen, und siehe, da kam ein Zug mit großer Begleitung, und der Bräutigam und seine Freunde und Verwandten kamen (noch ohne Braut) ihnen entgegen mit Pauken und Saitenspiel und vielem Gerät . . . aber ihre Hochzeit ward in Herzeleid verwandelt.

Auch bei den Griechen waren von alters her solche Aufzüge üblich. Homer beschreibt einen derselben auf dem Schild des Achilles, und Hesiod auf dem des Herkules, die beide von Hephästos verfertigt waren. Ein sonderbarer Kontrast von blutigem Streit und Hochzeitsfreude!

Solch eine Begleitung der Braut bei Fackellicht blieb bei den Griechen und Römern so gut wie im Morgenland nicht nur ein Teil der Festfreude, sondern auch eine unentbehrliche Ceremonie bei dem Vollzug der Heirat. In unserm Gleichnisse wird der Bräutigam erwartet, natürlich mit der Braut. Zehn Jungfrauen gehen aus, ihm

entgegen und warten auf ihn unterwegs. Es waren nicht die eigentlichen Brautjungfern, denn dann würden sie wohl bei der Braut gewesen und geblieben sein, sondern einfach vertraute Freundinnen, die sich auf dem Wege dem Zuge anschlossen und, der morgenländischen Gastfreiheit entsprechend, mit eingelassen wurden. Eigentlich geladen waren nur die Männer; bejahrte Frauen halfen dem Gastgeber oder der Hausfrau, wie Maria zu Kana, die jungen Mädchen kamen schon von selbst und verschönerten das Fest durch Gesang und Tanz. Aber um zum Zuge gerechnet zu werden, war die Fackel ein unentbehrliches Erfordernis. Das Wort Lampe drückt die ursprüngliche Bedeutung ebensowenig aus, als es dem Zweck des Gleichnisses entspricht. Mit den Lampen konnte man im Altertum wohl leuchten, aber keinen glänzenden Aufzug halten. Ein alter jüdischer Rabbi verhilft uns hier zu einer bessern Vorstellung. „Im israelitischen Land“ — schreibt er — „ist es Sitte, daß man die Braut aus ihres Vaters Haus in das des Bräutigams führt, bevor sie in das eheliche Schlafgemach geleitet wird, und daß man vor ihr her ungefähr zehn hölzerne Stäbe trägt, jeden mit einem Gefäße in Gestalt einer Schüssel auf der Spitze, in dem sich ein Docht mit Del und Pech befindet. Dieses wird angebrannt, und man trägt diese Leuchte wie eine Fackel voraus.“

Nehmen wir an, daß die Fackeln der zehn Jungfrauen von einer solchen Beschaffenheit waren. Sie brauchten nicht sogleich mit vollem Licht zu brennen, es genügte, wenn sie nur angezündet waren. Die Alten verstanden ebenso wie unsere alten Mütterchen die Kunst, den Docht zu regulieren und öfter zu reinigen. Bei alten Grablämpchen hat man selbst das Werkzeug gefunden, das Griechen und Römer dazu gebrauchten. Wenn die Lampen nur langsam fortbrannten, konnten sie, sobald es nötig war, zu hellerer Flamme entfacht werden.

Gegen Sonnenuntergang waren die Jungfrauen, mit ihren Fackeln versehen, ausgezogen. Es würde unpassend gewesen sein, sich vor der Thür der Braut aufzustellen, und unschicklich, bei dem Bräutigam an der Thür zu stehen. Sie wählten sich also einen passenden Platz unterwegs. Lange wird das Warten ja nicht dauern. Sobald es ganz dunkel ist, kommt der Bräutigam, dann beginnt die eigentliche Hochzeit, die bis in die Nacht oder bis zum Morgen andauert.

Die zehn Mädchen setzen sich in freudiger Erwartung der Festfreude an einem geeigneten Orte am Wege nieder. Von dem Aufzug ist noch nichts zu sehen, aber er kann ihnen nicht entgehen und geht auch nicht so still vorüber. Aber der Bräutigam verzieht; sie werden alle schläfrig und einschlafen. Es ist etwas Malerisches in diesen einfachen Worten. Während der Bräutigam über die gewohnte Zeit ausbleibt, geht ihre freudige Erwartung unmerklich in süßes Träumen über. Die Schüsseln mit dem brennenden Docht haben sie vorsichtig von den Stäben herabgenommen und neben sich niedergelegt, und schlafen nun ruhig, die weisen mit den thörichten. Dies wird ihnen nicht als Schuld angerechnet, sie haben ja doch nichts

weiter zu thun als zu warten, und es ist keine Gefahr, daß sie das Vorüberziehen eines solchen Aufzuges verschlafen. Es liegt in der Erzählung schon die natürliche Erklärung, wie sie die halbe Nacht unbesorgt vorübergehen lassen konnten. Für einen im tiefen Schlaf Liegenden giebt es keine Zeit.

Aber aus diesem süßen Schlafe werden sie plötzlich aufgeschreckt. Wie noch bei uns, wo doch nur so wenig zu sehen ist, schaute das Volk neugierig nach der Braut aus, die meist unter einem Thronhimmel vorübergebracht wurde, und nach all der Pracht und Fröhlichkeit, die ihr vorausging und folgte. Obschon sich die Menge verwunderte, daß es so lange dauerte, wurde sie doch des Wartens nicht müde. Es ist bereits Mitternacht. Da sieht man auf den Hügeln das Fackellicht, und hört in den Thälern den Gesang strophenweise widerhallen: „Der Bräutigam, der Bräutigam!“ Dieser Ruf eilt dem Zuge voraus, und als er unsere zehn Jungfrauen erreicht, fügen Nachbarinnen und Freundinnen, nachdem die schlaftrunkenen Mädchen aufgewacht sind, hinzu: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen. — Alle stehen nun sogleich auf, und ihr erster Gedanke ist auf die unentbehrliche Bedingung der Hochzeitsfreude gerichtet, auf ihre Fackeln. Noch halb schlafend greifen sie danach, um sie zu bereiten. Dies steht zuerst da, weil die Lampen wohl nicht angesteckt zu werden brauchten, sondern nur der Docht von der Schnuppe gereinigt und weiter herausgezogen wurde, um danach die Schüsseln auf den vorhandenen Stäben zu befestigen. Sie brannten alle noch, aber mit einer niedrigen Flamme, die jeden Augenblick zu verlöschen drohte. Und nun kommt bei der einen Hälfte die weise Bedachtsamkeit zum Vorschein, welche auf die Möglichkeit eines langen Verzuges gerechnet hat. Fünf von den zehn nahmen ihre kleinen Krüge, die gerade genug Del enthielten, um noch einmal die kupfernen Schüsseln zu füllen, und bald flammt einer jeden Fackel wieder Lustig auf.

Doch die fünf andern sind ratlos. Vergebens haben sie den Docht aufgerichtet: es fehlt der Brennstoff, und sie haben nichts mehr davon bei sich. Gebt uns von eurem Del, so bitten sie ihre Freundinnen, denn unsere Lampen verlöschen. Nicht also, lautet die Antwort, auf daß nicht uns und euch gebreche. Und als jene jammern, was sie denn thun sollen, ist der Rat der klugen Jungfrauen, der einzige, den sie geben können: Gehet, anstatt euch hier nutzlos aufzuhalten, zu den Krämern und kauft für euch selbst.

Man nenne diesen Rat nicht unbarmherzig und noch viel weniger eine mitleidlose Spötere. Es mußten nicht allein brennende Lampen sein, mit denen jene fünf dem Bräutigam entgegengingen, um sich dem Brautzug anschließen zu können, sondern hochflammende Fackeln, die noch eine geraume Zeit ebenso hell fortzubrennen vermochten, und darum mußten die Schüsseln, die zu diesem Zweck angefertigt waren, ganz gefüllt sein. Wer das Tanzen der Morgenländer gesehen hat, weiß, daß es nicht in einem sprungweisen Sichfortbewegen besteht,

sondern vielmehr in einer kunstvollen Mimik, die mit Armen und Oberleib ausgeführt wird. Dabei konnte der Aufzug unter Musik und Gesang nur langsam von der Stelle kommen, und es bestand daher wohl auch einige Aussicht, daß die fünf andern den Zug wieder einholten, wenn sie sich beeilten. Denn sie mußten sich noch auf dem Wege anschließen. Im Festsaal waren keine Fackeln notwendig.

Wie sie sich beeilten, die armen Mädchen, die die Folgen ihrer eigenen Unbedachtsamkeit zu tragen hatten! Hastig nach der Stadt oder dem Dorf zurück, und den ersten besten Krämer herausgeklöpft. Die Lampen, die inzwischen ausgebrannt sind, wieder frisch hergerichtet. Dann eilen sie atemlos dem Zuge nach, von dem sie aus der Ferne noch das Licht und das Geräusch wahrnehmen; doch da biegt eben der Zug in die Hofthür ein, und alles verschwindet hinter derselben. Unter den vielen, die zu dem Zuge gehören, oder unterwegs sich ihm anschlossen, wird die Abwesenheit der fünf nicht bemerkt, sie werden eigentlich nicht einmal erwartet, da sie nicht zu den Geladenen gehören.

Eben wird vor dem Andrang der Menge die Thür sogleich hinter dem Zuge geschlossen, als sie außer Atem herbeigeeilt kommen — vor die verschlossene Thür. — Nun helfen ihnen die brennenden Fackeln nichts mehr. Sie klopfen an und rufen: Herr, Herr, thue uns auf, wir gehören auch noch dazu. Doch er antwortet von innen heraus kurz: Ich kenne euch nicht. — Sie hören den Gesang und den Reigen, die Hochzeit beginnt, aber es ist zu spät und sie kehren trostlos zurück.

Wollt ihr ein Seitenstück zu diesem Gleichnis hören? Ein Missionar in Indien erzählt es:

„Der Bräutigam kam aus einiger Entfernung, und die Braut wohnte in Serampore, wohin er sich zu Wasser begab. Nach ein- oder zweistündigem Warten wurde uns gegen Mitternacht mit den Worten der Heiligen Schrift angekündigt: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen. Alle waren nun eifrig beschäftigt, ihre Lampen anzustecken und eilten, mit diesen in der Hand, davon, um ihren Platz bei dem Aufzuge einzunehmen. Einige hatten ihre Lichter verloren, und es war zu spät, sie zu suchen. Die Prozession setzte sich nach dem Hause der Braut zu in Bewegung. Die Gesellschaft ging hinein und nahm Platz in einem geräumigen und hell erleuchteten Hofe, der Bräutigam wurde auf den Armen seiner Freunde getragen und auf einem kostbaren Sessel inmitten der Gesellschaft niedergesetzt. In einem kurzen Augenblick war man im Haus, dessen Thür unmittelbar darauf zugeschlossen und von einheimischen Soldaten bewacht wurde. Ich und andere beklagten uns bei den Thürhütern, doch vergebens. Nie war ich so getroffen von dem schönen Gleichnisse unseres Herrn wie in diesem Augenblick, als die Thür verschlossen wurde.“

Und nun kommen wir zur Bedeutung dieses bekannten und von alters her beliebten Gleichnisses. Es gehört zu den sogenannten eschatologischen Reden Jesu: sie betreffen die Vollendung des Reiches

Gottes auf Erden. Jesus hatte zum letzten Mal den Tempel besucht und kehrte mit den Aposteln nach Bethanien zurück, wo er sein Nachtlager aufschlug. Es ist, als ob die Jünger in das düstere Schweigen ihres Meisters eine Abwechslung bringen wollten. Von Jerusalem aus führte der Weg durch das Thal Josaphat nach dem Delberg. Von hier wird die Aussicht auf Jerusalem je länger desto weiter und schöner, vor allem auf den Tempel, dessen vergoldete Zinnen in diesem Augenblick erglänzten in der Glut der Abendsonne. Der Tempel, er war Israels Stolz! Kein Wunder, daß die Jünger Jesum darauf hinwiesen, der heute Abend kein Auge dafür zu haben schien. Meister, sieh dich einmal um, welch ein herrlicher Bau ist das! Jesus steht still und wirft einen düstern Blick darauf. Dann spricht er: Seht ihr nicht das alles? Wahrlich ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.

Und schweigend gehen sie des Weges weiter, bis sie die Bergeshöhe erstiegen haben, und schon auf dem andern Abhange das freundliche Bethanien sie begrüßt. Doch hier halten sie noch einen Augenblick Rast. Und die Jünger, die von dieser schrecklichen Weissagung doch etwas mehr wissen möchten, umringen den Herrn und fragen vertraulich: Sage uns, wann wird das geschehen, und welches wird das Zeichen sein deiner Zukunft und der Welt Ende?

Es ist klar, daß sie als echte Israeliten sich eine so entsetzliche Verwüstung, den Fall von Jerusalem und vom Tempel, nicht vorstellen können, ohne daß zugleich die gegenwärtige Gestalt der Welt vergehen wird, und das messianische Gericht eintreten muß, in dessen Folge für das wahre Israel das goldene Zeitalter anbricht. Es ist bemerkenswert und zugleich ein Beweis für ihren frühen Ursprung, daß wir diese Erwartung in all den Büchern und Briefen des Neuen Testaments unverändert wiederfinden, die vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben sind. Ja, Jesus hat selbst dieses Ereignis mit seiner Wiederkunft zum Gericht in engen Zusammenhang gebracht. Wie man auch in diesen zwei Kapiteln (Matth. 24 und 25) dieselben kunstgerecht voneinander zu trennen versucht hat: immer wieder fließen sie ineinander zusammen. Und so müssen wir Jesu selbst wohl Glauben schenken, wenn er bei Markus (13, 32) von seiner Wiederkunft sagt: Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.

Während Jesus also vom Delberg herab auf den Tempel schaut, blickt er, ebenso wie er vor drei Tagen bei seinem Einzug die entsetzliche Verwüstung voraussieht, die zu erwarten ist, bevor dieses Geschlecht vergangen sein wird, auch tiefer hinein in die Zukunft, ohne einen besondern Zeitpunkt derselben anzugeben. Es ist wie bei der Fernsicht eines Reisenden, der die Bergspitzen immer höher auf und hinter einander sich emportürmen sieht, ohne den Abstand von ihnen

messen zu können. Wiewohl also die Predigt von dem Evangelium an alle Völker vorausgehen muß, ist es doch wiederum, als ob ganz dieselben Jünger, die er auf Erden hinterließ, ihn bei seiner Wiederkunft empfangen und bewillkommenen würden.

Daß also in diesem Bilde Jesus selbst der Bräutigam ist, liegt auf der Hand. Für die morgenländische Bildersprache liegt hierin nichts unedles, im Gegenteil. Wie im 19. Psalm die Sonne aufgeht wie ein Bräutigam aus seiner Kammer tritt, so verschmäh't es nicht einmal die strenge Rede des Täufers, das fröhliche Bild von dem Messias als Bräutigam zu verwenden, bei dem er sich selbst als den Freund bezeichnet, dem es genug ist, wenn er die Stimme des Bräutigams hört. Und noch im letzten Buche der Heiligen Schrift ist seine Zukunft die Hochzeit des Lammes, und das neue Jerusalem, welches aus dem Himmel herabfährt, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne (Offenbarung 19, 7; 21, 2).

Hier wird von der Braut nicht gesprochen, so wenig wie in der Beschreibung der königlichen Hochzeit, die wir später betrachten werden. Die Bildersprache Jesu zeichnet sich immer durch zarte Selbstbeschränkung vor der der Propheten aus. Der Bräutigam und das Fest bieten genug Vergleichspunkte: Christus und seine Zukunft. Da nun dieses Gleichniß zwischen jenen von den wachenden Knechten und von den Pfunden steht, so ist es klar, daß die Jungfrauen dieselben Personen bezeichnen wie die Knechte, die ihres Herrn Haus bewachen oder sein Gut verwalten. Und diese Personen sind keine andern als die Jünger, an die Jesus damals dieses Wort richtete; aber es werden sich wohl von selbst alle dazu rechnen müssen, die sich als Kinder des Himmelreiches ihm anschließen und ihm nachfolgen wollen.

So erkennen wir den Hauptzweck des Gleichnisses in Jesu eigenen Worten; nicht wie früher: das Gottesreich ist gleich, sondern: dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die gingen aus dem Bräutigam entgegen. Auf die Zehnzahl kommt nichts weiter an, vielmehr auf das Benehmen der Jungfrauen, auf ihre Weisheit und Thorheit. Eine besondere Bedeutung für die Lampen und das Del und die Verkäufer, für den Weg, die Thür und den Hochzeitsaal zu suchen, ist unnötig und widerstreitet der Eigenart der Gleichnisse Jesu, wenn auch diese einzelnen Züge für das Gemälde selbst notwendig sind. Nur auf das „in den Schlaf fallen“ weist die Vermahnung am Schlusse mit den Worten zurück: Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.

Doch ist das Schlafen selbst noch nicht das eigentlich Thörichte, was Jesus rügt, denn das thun ja alle zehn. Es ist vielmehr die Thorheit, die für die lange Nacht keine Vorbereitung traf und ohne diese Fürsorge einschlief. Alle sind bereit, den Bräutigam zu empfangen, aber die fünf, die es an der weisen Vorbereitung fehlen ließen, nur dann, wenn er bald kommt.

Die Erwartung des Gottesreiches — die zukünftige Glanzzeit der Juden — war in jenen Tagen hoch gespannt. Ein graufiges Zeugnis hierfür ist der letzte jüdische Krieg, in dem die Zeloten (fanatische Eiferer) die Sorge für das Irdische verabsäumten oder gar verhinderten, um den Himmel zu zwingen, seine Legionen Engel ihnen zur Hilfe zu senden. Auch Jesu Jünger fragten, obschon sie besser unterrichtet waren, doch noch bis zum letzten Tage: Herr, wirst du in diesen Tagen das Reich Israel wieder aufrichten? Später hatte in Thessalonich das Evangelium vom Gottesreiche einen so tiefen Eindruck gemacht, daß man alle Arbeit liegen ließ, und daß Paulus, der doch auch in seiner Art ein Zelot war, mit seiner gewohnten Nüchternheit sagen mußte: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Und als dann auch, nachdem ehrfurchtgebietende Zeichen eingetreten waren, der erwartete Tag doch nicht kam, spotteten die Leichtsinrigen über diese Erwartung mit den Worten: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist! Worauf Petrus (oder der, welcher den zweiten Brief unter seinem Namen schrieb) die Antwort gab: Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag (2. Petr. 3, 4; 8).

Gerade solche religiöse Erweckungen, wie sie dem Falle von Jerusalem vorausgingen und folgten, schlagen meistens in Erschlaffung und Entmutigung um; der Bräutigam verzieht, und die Jungfrauen fallen in Schlaf. So ist es achtzehn Jahrhunderte hindurch gegangen und so geht es auch heute noch. Wie oftmals ist das Maran Atha, der Herr kommt! bereits gehört worden und hat Länder und Völker in Aufregung versetzt! Aber der Herr kam nicht, und dumpfe Gleichgiltigkeit trat an die Stelle der künstlich entfachten Schwärmerei; wenn nicht gar Unglaube und Unsittlichkeit die Frucht dieses einzigen Tages war. In meiner Gemeinde war ich einmal Zeuge von solch einer begeisterten Bewegung, und war erstaunt über die Kraft, die sie bei unserm sonst so kühl denkenden Bauernstande gewann. Ein einfacher und gutgesinnter Arbeiter war durch übertriebenes Bibellesen und durch die begeisterte Sprache der Offenbarung in vollständige Schwärmerei verfallen und kündigte das Ende der Welt an. Die auf dem Felde stehende Ernte wurde nicht einmal eingesammelt, Tag und Nacht sprach er in einem Zuge und ermahnte zur Bekehrung. Als ich mich in jenen Kreis begab, der in mir nichts anderes als einen Baaltpriester sehen konnte, hatte er sechsunddreißig Stunden ohne Unterbrechung gesprochen. Es war ein Glück, daß er über mich noch nicht das Todesurteil aussprach! Ich hatte mich dagegen allerdings mit einem kräftigen Stöcke bewaffnet. Indessen fiel doch die halbe Gemeinde ihm zu, und selbst einige von meinen besten Leuten; Feinde wurden versöhnt, Sünder bekehrt, Gleichgiltige erweckt, Puß und Geld weggeworfen . . . aber der Herr kam doch nicht; und wie wenig blieb doch von dieser aufflammenden Erregung übrig. Wie wurde nicht das weggeworfene Geld betrauert, der zur Seite gelegte Puß schnell wieder umgethan

und der arme Prophet verwünscht . . . es war nicht Del genug in den Lampen, um den Herrn zu erwarten.

Doch kehren wir zum Gleichnis zurück. Ist es etwa nur der Verstand, der an den fünf weisen Jungfrauen gepriesen wird? Ist es nur die kaltblütige Berechnung? Man würde ja hierauf die Antwort im Bilde geben können; ebenso wie der Mann, der sein Haus auf einen Felsen baut — wie der, der den Bau eines Turmes berechnet, bevor er den Grundstein gelegt — und der Haushalter, der für seine Zukunft sorgt — wegen ihrer weisen Bedachtbarkeit als verständig gepriesen werden, und andrerseits der Reiche um seiner verunglückten Berechnung willen als thöricht verlacht wird. Jesus hat, sich seinen Hörern unbequemend, sie sicher lehren wollen, daß Gottesfurcht die wahre Weisheit sei. Dies lag auch ganz in der Denk- und Sprechweise seines Volkes. Die scharfe Unterscheidung zwischen Verstand und Herz, zwischen Vernunft und Gefühl, die wir der griechischen Denkweise entlehnt haben, lag nicht im Geiste des Morgenlandes. Ein weises Herz zu besitzen war das Ideal eines Israeliten, und der Anfang dieser Weisheit ist die Furcht des Herrn, während der Thor die Tugend verschmäh't und selbst in seinem Herzen sagt: es ist kein Gott.

Und so ist auch hier die Weisheit der wahre, ausharrende Glaube; und die Klugheit des täglichen Lebens das Bild der höheren Weisheit in geistigen Dingen. Das Del für die ganze Nacht ist für den nötig, der den Herrn erwartet am Abend.

Was nun hier von der Zukunft des Herrn gesagt worden ist, bleibt immer wahr. Denn er wird kommen, wenn man es am wenigsten erwartet — mit einem andern Bilde: wie ein Dieb in der Nacht. Vielleicht auch zu einer Zeit, in der religiöse Erweckungen erfolgt und vorübergegangen sind, und ein tiefer Schlaf über der Gemeinde des Herrn ruht. Und dann wird der Herr Gericht halten, nicht nur über die Welt, sondern vor allem über seine Gemeinde, über die Knechte und Mägde, die ihn erwarten. Auf das Zerschellen der Hosianna-Mäuser legt er den geringsten Wert, es verhält sich schnell; nur die beständig wachsame Treue ist zu aller Zeit auf ihn gefaßt.

Und würden wir auch diese Zukunft nicht erleben, vielmehr ihre Erwartung wieder einem folgenden Geschlechte vererben, so ist doch für jeden von uns der Tod die Ankunft des Herrn, und seine Zeit ist uns ebenso unbekannt. Werden wir dann bereit sein?

Oftmals bei der Konfirmation christlicher Kinder — die nun bereits zu Tausenden zählen — stand mir dieses Gleichnis vor der Seele. Mögen auch viele darunter gewesen sein, für die diese Handlung nichts mehr als eine Form war, so waren viele andere doch tief bewegt und verbanden sich aus vollem Herzen mit dem Herrn, den sie bekannten. Wie die Jungfrauen in Jesu Gleichnis, hatten sie die Lampen angebrannt und erwarteten ihren Herrn. Auch das Beispiel ist für mich kein seltenes, daß einer meiner Schüler kurz nach dem Bekenntnis dahinwinkte und bald darauf im Glauben entschlief. Aber

bei manchen andern sah ich nach und nach den Eifer erkalten. Sie wurden schläfrig, betäubt durch den Rausch dieser Welt und ihrem kindlichen Glauben entfremdet. Und da sie dieses nicht vorgesehen hatten, so waren sie auch nicht dagegen gerüstet. Die Lampen gingen aus, und es war kein Del mehr vorhanden, sie zu füllen. Vielleicht, daß sie in der Todesnot sich noch beeilten, den alten Glauben wiederzufinden, ohne es zu vermögen. Die Todesangst kam. Die Thür wurde geschlossen.

Die Thür wurde geschlossen. Wie viel liegt doch in diesem düstern Schluß des Gleichnisses. Sie waren doch auch bereit gewesen, den Bräutigam zu empfangen, die armen Mädchen, und wenn er nur zur Zeit gekommen wäre, so würden sie auch an der Hochzeit teilgenommen haben. Aber nun ist es infolge ihrer eigenen Thorheit und ihres Leichtsinns zu spät. Dieses „für ewig zu spät“ hat einige Ausleger so erschüttert, daß sie selbst das tausendjährige Reich zu Hilfe gerufen haben, um nach seinem Verlaufe für diese Unbedachtsamen noch einmal die Thür zu öffnen. Aber dieses ist unvereinbar mit dem ganzen Geiste der Lehre Jesu, die überall das Leben der Vergeltung dem Leben der Vorbereitung gegenüber stellt, und die allgemeine Verheißung: Klopfet an, so wird euch aufgethan, beschränkt sich auf die gegenwärtige Zeit.

Wenn wir das Gleichnis von den Jungfrauen auch nur bei Matthäus finden, so kommt doch auch bei Lukas, allerdings in ganz anderer Verbindung, das ergreifende Bild von der verschlossenen Thür vor. Auf seinen Wanderungen und Reisen wird Jesus auch die eigenen Bilder wohl öfter als einmal gebraucht haben. Im 13. Kapitel knüpft Lukas an den bekannten Spruch: Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht, die Weissagung: Denn viele werden, das sage ich euch, danach trachten, wie sie hineinkommen, und werden es nicht thun können. Sie werden meinen, ein Recht dazu zu haben, und werden doch den Eingang zu dem vollendeten Gottesreich, zum Messiasmahl nach jüdischer Vorstellung, vor sich geschlossen finden. Und nun verläßt Jesus die allgemeine Belehrungsweise und wendet sich direkt an die Schar, die ihm zu folgen pflegte: Von dem an, wann der Hauswirt aufgestanden ist und die Thür verschlossen hat, da werdet ihr dann anfangen draußen zu stehen und an die Thür klopfen und sagen: Herr, Herr, thue uns auf! Und er wird antworten und zu euch sagen: Ich kenne euch nicht, wo ihr her seid. So werdet ihr dann anfangen zu sagen: Wir haben vor dir gegessen und getrunken, und auf den Gassen hast du uns gelehrt. Und er wird sagen: Ich sage euch, ich kenne euch nicht, wo ihr her seid, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! — Was dann weiter hinzugefügt wird von Erzb Vätern und Propheten, die im Gottesreich Einlaß finden, und von dem Heulen und Zähneklappen, bezeugt zum Ueberfluß das Gericht in Bezug auf eines jeden Los in der Ewigkeit.

Der Hauswirt ist auch hier natürlich Christus. Nachdem seine

Diener alle Geladenen hereingelassen und ihnen die Plätze angewiesen haben, erhebt er sich selbst, um für das Schließen der Thüre zu sorgen. Dies besagt, wie wir schon oben bemerkten, im Morgenlande mehr als bei uns. Bei der geringern Sicherheit wurden schwere Riegel und Schließbalken vorgelegt, um sich vor einem Ueberfall zu schützen. Und war dies einmal geschehen, so entschloß man sich — wie im Gleichnis vom bittenden Freunde — nicht so bald dazu, die Thüre wieder zu öffnen.

Die Außenstehenden meinen, wenn auch ihre Namen nicht gerufen werden, doch darauf ein Recht zu haben. Mit einem gewissen Ungestüm lassen sie den schweren eisernen Klopfer fallen, so daß der Herr selbst aufsteht, um zu hören, wer es ist. Er erkennt ihre Stimme und — weist sie als Fremde zurück. Und als sie sich nun auf ihre Beziehung zu ihm als Zeit- und Volksgenossen berufen, auf deren Straßen er gelehrt habe, die mit ihm zu Tische gegessen oder von ihm in der Wüste gespeist worden seien, da ertönt es noch einmal: Ich kenne euch nicht, wo ihr her seid. Ja, auch mit den Worten der Entrüstung: Weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! — Es ist das Seitenstück zu Jesu Worten: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Wahrhaftig, das ist eine ernste Warnung gegen jeden äußerlichen Gottesdienst. Bei Matthäus (7, 22. 23) sind die Farben noch stärker aufgetragen: Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, haben wir nicht in deinem Namen Dämonen ausgetrieben (Besessene geheilt), haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter!

Und nun schwäche man aus einer übertriebenen Weichherzigkeit nicht dieses erschütternde Bild von einer für immer verschlossenen Thür ab. Wie die Grundfarbe des Evangeliums, so schimmert dieses Bild von einer endlichen Krisis, von einem den Schluß bildenden Gerichte, das die Guten für ewig von den Bösen scheidet, immer wieder durch, und ergreifend ist die Gegenüberstellung des fruchtlosen und hoffnungslosen Klopfens im Jenseits mit dem bestimmten Worte: Klopfet an, so wird euch aufgethan hier auf Erden. Werden wir nun etwa barmherziger sein wollen als Jesus, dessen Barmherzigkeit so weit ging, daß er sein eigenes Leben in einen grausamen Tod gab, um die Schlafenden zu wecken und die Wachenden wach zu halten? — Nur das können wir davon sagen, daß wir auch nach dieser Offenbarung von einem ewigen Verderben noch immer keine rechte Vorstellung von der Ewigkeit besitzen, die wir nach Maßgabe unseres Denkvermögens uns nicht anders vorstellen können als eine ewige Zeit, einen Fortschritt von einem Zustand zum andern, in dem wir uns also ein ewig fortdauerndes Leiden nicht vorstellen können, ohne daß dies das Dasein selbst schließlich vernichte.

Schließlich finden wir in diesen Bildern nicht vereinzelt, wie sonst wohl, einen Ruf zur Buße, eine Warnung vor unverantwortlichem Leichtsinne, mit dem sich viele gegen ihr ewiges Heil versündigen, vielmehr im besonderen auch die Warnung vor dem so gefährlichen Selbstbetrug, wie der Prophet es ausdrückt: das Friede-, Friede-Rufen, wo kein Friede ist (Jer. 8, 11). Wehe, wie viele Uebelthäter bauen getrost auf einen trügerischen Grund: sei es auf äußerlichen Gottesdienst und orthodoxen Glauben, oder auf eine eingebildete Ermählung zum ewigen Leben; und es wird ihnen in jenen Tagen schlimmer ergehen als denen, die wissen, daß sie schuldig waren, weil sie meinten, eingehen zu dürfen, und es doch nicht können.

Darum laßt uns nach dem wahren Frieden suchen, indem wir wachen und streiten, um einzugehen.

XXIV

Die königliche Hochzeit und der Gast ohne Hochzeitskleid

Matth. 22, 1—14

Haben wir die Veranstaltung einer Hochzeit in dem wohlhabenden Bürgerstande kennen gelernt, so trägt die einer königlichen Hochzeit ein ganz anderes Gepräge. Hier wird die Braut nicht unter Musik und Fackelschein abgeholt und auf dem Wege von ihren Freundinnen umringt. Auch beginnt das Fest nicht erst am Abend. Von nah und fern müssen die Gäste herbeikommen, ja das ganze Volk wird in den Festjubiläum mit hineingezogen. Und je mehr Gäste wir sehen, desto weniger bemerken wir von der Braut, die, in ihrem Harem eingeschlossen, ihre eigenen Feste feiert. Ja, der Bräutigam selbst wird nicht einmal genannt. Das Volk, das in unsern westlichen Ländern an dem reich geschmückten Brautpaare sich satt sieht, gewahrt im Morgenlande nur den schillernden Glanz, der ihm das Auge blendet.

Ein König, so erzählt Jesus, machte seinem Sohne Hochzeit. Morgenländische Fürsten haben oft eine große Anzahl Söhne von verschiedenen Frauen und sind infolgedessen nicht an das Recht der Erstgeburt gebunden. Das Ansehen der Mutter bestimmt — wenn sie die Favoritin ist — das Erbrecht ihres ältesten Sohnes. So bestimmte David Bathsebas Sohn, Salomo, mit Uebergehung seiner älteren Brüder, zu seinem Nachfolger. Und so denkt der Morgenländer ganz von selbst, wenn er diese Parabel erzählen hört, an den Thronfolger. Wird er auch bei Lebzeiten seines Vaters noch nicht zur Regierung berufen, so lag es doch schon in seiner, wahrscheinlich mit irgend einer ausländischen Prinzessin geschlossenen Heirat ausgesprochen, daß die Dynastie gesichert war. Und denkt man nun hierbei an den Argwohn eines morgenländischen Autokraten, der nie vor Verschwörungen und Aufständen sicher ist, so bekommt das Erscheinen oder

Nichterscheinen bei einer solchen Hochzeit eine politische Bedeutung. — Der König hat also die Veranstaltungen zur Hochzeit getroffen und bereits im voraus alle diejenigen eingeladen, die in Folge ihres Ranges und Standes auf eine Einladung Anspruch erheben konnten. Aber nach morgenländischer Sitte — wir sprachen schon oben bei der Beschreibung des Gastmahles davon — sandte er am frühen Morgen seine Knechte noch einmal aus, daß sie die Gäste zur Hochzeit riefen. Doch sie wollten nicht kommen. Wir hören von keiner Entschuldigung, wie bei den zum Gastmahl Geladenen, kein Wort, das ihre Abjage erklärt; nichts als eine beleidigende Abjage. Sie bedanken sich dafür: sie wollen nicht.

Wie bedenklich ist diese Abjage! Wenn es auch noch keinen Aufstand gegen den regierenden Fürsten bedeutet, so ist es doch der Vorbote eines solchen gegen den bestimmten Thronfolger. Doch der König will durch freundliche Nötigung ihren Unwillen überwinden. Er sandte andere Knechte aus. Vielleicht haben die ersteren nicht beredt und dringend genug eingeladen. Auf das Ceremoniel wird in jenen Ländern viel Gewicht gelegt. Er schreibt ihnen die Worte genau vor: Siehe, meine Mahlzeit habe ich bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles bereit, kommt zur Hochzeit.

Das Wort Hochzeit hat ursprünglich im Urtexte eine Pluralbedeutung und bezeichnet also die Hochzeitsfestlichkeiten, die bereits zu Simjons Zeiten (Richter 14, 12) eine ganze Woche hindurch dauerten. Sie wurden eröffnet durch ein Mittagsmahl, eine Bewillkommung der Gäste gegen Mittag, und demnach noch nicht durch die eigentliche Mahlzeit, die unter Gesang und Reigentanz stattfand. Alles ist dazu bereit. Denn in warmen Ländern werden erst kurz zuvor die Tiere geschlachtet. Es sind hier Ochsen, die bei solch einem königlichen Mahle bisweilen ganz gebraten wurden, und außerdem allerlei gemästetes Kleinvieh. Das gemästete Kalb kennen wir, aber die Alten verstanden auch allerhand Vögel zu mästen. Sie sind geschlachtet — eigentlich steht da: geopfert. Denn Fleisch war nicht die tägliche Nahrung und wurde nur bei festlichen Gelegenheiten als ein Opfer zubereitet, von dem Kopf und Eingeweide auf den Altar gelegt wurden, oder welches sonst wohl durch Verteilung von Fleisch an die Armen zu einem Dankopfer geheiligt wurde. Die königliche Hochzeit erhielt hierdurch eine religiöse Weihe. Der König hatte also die erste Mahlzeit bereiten und das Vieh schlachten lassen, und alles war fertig, nur die Gäste fehlten.

Aber sie kommen nicht. Sie verachteten auch diese zweite, so dringende Einladung und gingen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung. Die eigenen Angelegenheiten liegen ihnen mehr am Herzen!

Aber es giebt auch solche, die es viel ärger treiben, die sich nicht nur gleichgiltig, sondern feindlich verhalten. Die übrigen — sagt der Herr — die es also mit ihren eigenen Angelegenheiten nicht so nötig

hatten oder selbst diese Entschuldigung nicht besaßen, vernachlässigten nicht allein die Einladung, sondern griffen auch die königlichen Knechte, höhnten und töteten sie.

Es ist nun die Frage, ob die Knechte, die verhöhnt wurden, auch diejenigen waren, welche getötet wurden. Als Beispiel des ersteren Falles steht mir Hanon, der König der Ammoniter, vor Augen, der den Gesandten, die ihm Davids Freundschaft versichern sollten, den Bart halb abscheren und die Kleider bis an die Hüften abschneiden ließ, so daß sie nicht an den Hof zurückkehren konnten, bevor ihr Bart wieder nachgewachsen war. David hat diesen Hohn in einem blutigen Kriege gerächt (2. Sam. 10; 1. Chron. 19).

Aber mag auch dieser Hohn dem Gesandtenmord vorausgehen, oder mag er davon zu unterscheiden sein, jedenfalls durfte keines von beiden ungerächt bleiben. Denn die Bedeutung war ganz dieselbe, wie es am Schlusse des Gleichnisses von den Pfunden heißt (Luf. 19, 27): Sie wollten nicht, daß dieser über sie herrschen sollte. Da nun der König dies hörte — es ist keine Rede davon, daß die ausgesandten Boten es ihm meldeten — ward er zornig, schickte seine Heere aus und brachte die Mörder um — also nicht jene, die sich nur gleichgiltig gezeigt hatten — und zündete ihre Stadt an.

Hier vermissen ich die Genauigkeit, durch die sonst Jesu Gleichnisse in das Leben seiner Zeit so vollkommen hineinpaffen, daß sie so geschehen sein könnten, und man wohl manchmal gefragt hat: ist das vielleicht zugleich wirkliche Geschichte? Denn die Bewohner oder die Vornehmen anderer Städte außerhalb der Hauptstadt konnten doch wohl des Morgens nicht erst geladen werden, damit sie um 12 Uhr zum Mittagmahl erschienen. Der Kriegszug gegen sie läßt sich schon mit weniger großer Schwierigkeit erklären. Derselbe konnte ja erfolgen, während die Hochzeitsfestlichkeiten ihren Verlauf nahmen. Der Hof hatte dabei nichts zu thun. Aber die Einladung an so fern Wohnende ist nicht gut zu verstehen. Auch vermissen wir die Strafe der Gleichgiltigen, die die Einladung nur verachteten und sich mit ihren Angelegenheiten zu thun machten. Vielleicht läßt sich dies daraus erklären, daß Jesus gegen das Ende seiner Unterweisung je länger je mehr das eigentliche Ziel seiner Gleichnisse durchblicken ließ, da er jetzt die Pharisäer nicht mehr schonend behandelte.

Nun ruft also der König die wenigen Zurückgekehrten und die früheren Knechte noch einmal zu sich und spricht: Die Hochzeit (hier steht das Wort in der Einzahl) ist zwar bereitet, aber die Gäste waren es nicht wert. Darum gehet hin auf die Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet! Hier sind keine Armen oder Gebrechlichen in der Stadt gemeint wie beim Gastmahle, sondern Fremdlinge, die sie aufsuchen müssen, indem sie die verschiedenen Wege, die nach der Stadt führen, auf und ab gehen. Ohne Furcht und insolgedessen auch fröhlicher folgten diese Diener, an die sich der König gewandt hatte, seinem Befehle. Sie gingen aus auf die Straßen

und brachten zusammen, wen sie fanden, Böse und Gute, und die Tische wurden alle voll.

Aber wir müssen hier, bevor wir zum zweiten Akt, zum Hinauswerfen des einen Gastes, kommen, einen Augenblick innehalten, um, ebenso wie der König selbst, die Gäste einmal zu mustern. Denn wir haben aus dem Gleichnis von den Jungfrauen noch den Festsaal im Gedächtnis, in den die Braut geführt wurde, und in welchen der Bräutigam diejenigen ihrer Freundinnen nicht einließ, die zu spät vor der geschlossenen Thür standen und nun weinend sich entfernen mußten, während sie von drinnen Sang und Tanz hörten. Hier ist das Bild ein ganz anderes. Es ist eine Hochzeit ohne Braut und selbst ohne Bräutigam. Die Gefährten gehen nicht bis in den Palast, und der König sitzt nicht als Gastgeber am Hauptplatz der Tafel. Der weite Innenhof ist als Festsaal eingerichtet, ebenso wie noch heute die Europäer in Ostindien solche Gäste niederen Standes in der Vorgalerie empfangen. Die morgenländische Paläste sind ausgedehnt, und man muß durch verschiedene Portale und Plätze gehen, bevor man in die eigentlichen Gemächer des Fürsten kommt. Nun ist der König in unserm Gleichnis wohl nicht so unnahbar wie der von Persien im Buche Esther. Der Israelit zur Zeit Jesu kannte solche von ihrem Volke ganz abgeschlossene Fürsten nicht, denen man nur auf den Knien, und ohne sie anzusehen, nahen durfte. So waren ihre Könige nie gewesen, selbst Salomo nicht in aller seiner Herrlichkeit. Aber es ließ sich mit ihrer Würde doch nicht vereinigen, daß sie an einem Volksmahle teilnahmen, zu dem der Innenhof mit Teppichen, Polstern und kostbaren Zierraten eingerichtet war. Es war schon viel, daß inmitten der Festfreude der König selbst sich zeigte, um die zu Tische Liegenden zu besuchen. Darin liegt mehr als in einem bloßen Beschauen. Er ging vielmehr ringsum, sprach diesen und jenen an und fand gewiß dieses oder jenes bekannte Gesicht darunter. Aber auf einmal verfinstert sich sein Antlitz. Er sieht einen Menschen — keinen Gast — der hatte kein hochzeitliches Kleid an!

Es war kein Armer. Oder war er arm, dann hätte er doch nicht in diesem Aufzuge zu kommen brauchen. Der weiße Kasten, das Zeichen heiterer Festfreude, wurde bei fürstlichen Mahlzeiten des Morgenlandes allen angezogen, nachdem sie sich gebadet hatten. So schreibt ein Reisender in Persien (Olearius): „Wiewohl es nicht allen genehm war, mußten doch alle Geladenen, wenn sie Gäste des Königs sein wollten, die von ihm übersandten Kastane über ihre Kleider ziehen. Die Grundfarbe dieses Kastans war weiß, und er war aus Ziegenhaaren mit Silber durchwirkt, mit eingewebten Blumen von goldgelber Seide. Er wurde den Gästen beim Abschied geschenkt.“

So, oder ungefähr so, ist es auch hier. Die anfänglich Geladenen hatten vielleicht als vornehme Leute ihre eigene Fest- oder Amtskleidung, doch von den erschienenen Gästen war dies nicht zu erwarten. „Böse“ und „Gute“ wurden sie genannt. Nicht allein friedliche Reisende

oder betriebsame Kaufleute, sondern auch Vagabunden und Bettler, ja sogar Straßenräuber — alle, welche die Diener nur überhaupt hatten austreiben können, ohne irgend welchen Unterschied. Natürlich werden die meisten ein Festkleid wohl nicht bei sich, viel weniger schon angehabt haben. Aber hier hat es keine Not, in den geräumigen Vorhallen und Kammern bietet sich Gelegenheit zum Baden und zum Ankleiden; denn von dem Kleidervorrat in einem morgenländischen Palaste können wir uns kaum eine rechte Vorstellung machen. Der Rat des Predigers (Kap. 9, 8) konnte daher unschwer befolgt werden: Laß deine Kleider immer weiß sein und laß deinem Haupte Salbe nicht mangeln.

Doch da ist einer, der sich nach dem allgemein befolgten Decorum nicht richten will. Der König steht bei ihm still und spricht: Freund! — es ist dasselbe Wort, mit dem Jesus in Gethsemane den Verräter Judas anspricht, und das also dem ganzen Zusammenhange nach keine Freundschaft oder Zuneigung ausdrückt. Auch wir gebrauchen wohl das Wort Freund in diesem weiteren Sinne. — Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Kleid an? Der König fragt nicht, warum er das Kleid nicht anhat, sondern wie er ohne dasselbe hat hereinkommen können. Gewiß nicht auf erlaubtem Wege, das würden die Thürhüter und Diener nicht zugelassen haben. Er ist also im Gedränge unbemerkt hereingeschlüpft, vielleicht über die Mauer oder durch ein Fenster gestiegen. Dreist und träge von Natur, möchte er wohl gern am Feste teilnehmen, aber die nötigen Bedingungen will er nicht erfüllen, und für gar manchen Bettler ist das Bad und das Anlegen neuer Wäsche nicht nur etwas Ungewohntes, sondern wird auch nur zu gern vermieden.

Wie bist du hereingekommen? Auf diese Frage hat der Mensch keine Antwort, er verstummte. Wäre er gefragt worden, warum er kein Hochzeitskleid angezogen habe, so hätte er sich noch einige Entschuldigungsgründe erdenken können, aber wie er hereinkam ohne rechtmäßigen Einlaß, darüber kann er sich nicht verantworten. Er schweigt, von seinem Gewissen überführt. Aber nun kann er auch hier nicht länger bleiben, er darf die Hochzeitsfreunde ebensowenig genießen, wie die thörichten Jungfrauen; ja noch mehr, er wird wie ein Dieb für den Einbruch bestraft. Der erzürnte König spricht zu denen, die die Tafel bedienen (wörtlich: Diakonen), also nicht zu den ausgesandten Boten: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen! Auch hier weicht Jesus, oder sein Berichterstatter im Evangelium, von der Vorstellung des gewöhnlichen Lebens ab, und es schimmert schon deutlich genug, wie durch die zerrissenen Kleider des unrechtmäßigen Gastes, die eigentliche Bedeutung durch: „Werfet ihn in die Finsternis hinaus!“ Diese Worte können wir uns in dem Munde des Königs im Gleichnis wohl vorstellen, aber die äußerste

Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen ist, ist ein feststehender Ausdruck für die Gehenna, die Hölle der Hebräer, wenn sie auch nicht gleichbedeutend ist mit dem Feuer, das nie verlöscht, weil beide, Feuer und Finsternis, nur Bilder für Schmerz und Angst sind, wenn man zuletzt zur Besinnung kommt.

Lassen wir diese Bemerkung auf sich beruhen, so ist das Urtheil an sich natürlich und wohl verdient. Das angerichtete Mittagmahl ist durch all den Aufenthalt schon zu einem Abendmahl geworden, die Lampen sind bereits angebrannt, und viele prächtige Leuchter lassen ihr Licht so glänzen. Nicht nur die Säle des Palastes sind heller erleuchtet, sondern auch Vorhöfe und Gärten strahlen im Lichtglanz. Und während nun dieses Licht zur Fröhlichkeit lockt, kommt gerade der Frevler dieses Menschen ans Licht. Er wird gebunden, um ihn am Entrinnen oder an der Gegenwehr zu hindern, und hinausgeworfen, wo er in der Finsternis von Aerger, Selbstvorfürwürfen und Verzweiflung verzehrt wird, während die Gäste fröhlich sind.

Und nun fügt Jesus hier, wie bei einer andern Parabel, das Schlußwort hinzu: Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Dies bezieht sich natürlich nicht auf den letztgenannten Menschen, auf einen von vielen; er wird selbst nicht einmal ein Berufener oder Geladener genannt; sondern vor allem auf die zuerst in Rede stehenden, die sich so gleichgiltig oder feindselig gezeigt hatten. Die Berufenen waren nicht alle teilnehmende Gäste; viele hatten sich dieser Berufung, also auch der Hochzeit selbst, unwürdig erwiesen. Sie gehörten zu den Auserlesenen aus vielen, zu den wahren Hochzeitsgästen aber nicht.

So weit das Gleichniß. Die Bedeutung ist nicht zweifelhaft. Sie kann keine andere sein als die Verwerfung der Juden, wegen ihrer fortgesetzten Gleichgiltigkeit oder bitteren Feindschaft, und die Annahme der Heiden, die noch in ihren eigenen Wegen wandelten. Daß mit dem Fürsten selbst Gott, der Herr, gemeint ist, nach dem Alten Testament insonderheit der König Israels; mit dem Bräutigam der Messias; mit den Dienern die Boten des Evangeliums, liegt klar auf der Hand. Die Propheten konnten wohl im Gleichniß von den bösen Weingärtnern die Diener sein, die den Ertrag des Weinberges einforderten, aber ihre Botschaft lautet noch nicht: es ist alles bereit. Wir bemerken hier nur noch, daß an dieser Stelle, wie auch sonst, die Vollstrecker des letzten Urtheils, die Engel, deutlich von den Boten Gottes auf Erden unterschieden werden. In den Gleichnissen, die dem Landbau entlehnt sind, sind sie die Schnitter, hier bei der Hochzeit sind sie die Tafeldiener.

Dies alles ist deutlich genug. Aber nun erhebt sich eine andere mögliche Frage für uns: Ist dieses Gleichniß dasselbe wie das vom Gastmahl bei Lukas, oder ein anderes? Bei den Talenten und den Pfunden wird uns dieselbe Frage noch einmal beschäftigen. Hier haben schon die Kirchenbäter die Frage in verschiedenem Sinne beantwortet,

und auch spätere Ausleger haben sich dafür oder dagegen geäußert. Aber es scheint mir, je mehr wir sowohl die Erklärungen als auch die Gleichnisse selbst näher betrachten, desto mehr, bei aller Uebereinstimmung in den Hauptzügen, die Verschiedenheit so in die Augen fallend, daß wir sie nicht anders als auf Rechnung Jesu selbst schreiben können. Und ist es nicht natürlich, daß, bei dem Wanderleben Jesu, er dieselben Sprüche und Bilder wohl manchmal den Umständen anpaßte und sie in verschiedener Fassung erzählte?

Hier war dazu aller Grund vorhanden. Die Verwerfung der Juden als der zuerst zum Gottesreich Berufenen bleibt der Hauptgedanke; ein voraus angekündigtes Gastmahl, die Absage, als die Zeit des Erscheinens gekommen ist, und die Einladung von fremden Gästen bilden die Einkleidung. Uebrigens ist indes alles der Zeit und dem Orte angepaßt.

Das Gleichnis vom Gastmahl ist an der Tafel des Pharisäers ganz an seinem Platze, und der Unterschied zwischen ihnen, den Gerechten und also Berufenen, gegenüber der Schar der Zöllner und Sünder nicht weniger. Aber ebenso steht es auch mit der königlichen Hochzeit in der Königsstadt Jerusalem. Hier fällt auch der Unterschied zwischen den zuerst und zuzweit geladenen Gästen hinweg. Die Gäste werden nicht mehr auf den Straßen und Plätzen der Stadt gesucht. Nicht ihre Armut und ihre Unreinheit ist das Kennzeichen, sondern was Paulus mit den eigentümlichen Worten sagt, daß sie fremd waren in der Bürgerschaft Israels (Eph. 2, 12). Das ganze jüdische Volk unter Führung seiner Obersten stand nun dem Herrn gegenüber. Bei Markus und Lukas hat er bereits mit dem Gleichnis von den bösen Weingärtnern seine öffentliche Lehrthätigkeit beschlossen. Bei Matthäus fährt er noch in demselben Geiste fort durch Gleichnisse zu ihnen zu sprechen. Ebenso wie bei dem Weinberg ist hier beim Hochzeitmahle der Sohn die Hauptperson, wenn er auch hier nicht erscheint. Seine Verwerfung schließt die Verwerfung aller derer, die das erste Unrecht auf das Gottesreich haben, in sich, wenn auch dabei zwischen dem Weltjinn und der Gleichgiltigkeit der großen Masse und der bitteren Feindseligkeit ihrer Führer ein Unterschied gemacht wird. Sie werden auch als mächtiger gedacht, da es eines Kriegsheeres bedarf, um ihre Stadt einzunehmen und zu vernichten. Die brennende Stadt und der Untergang der Mörder ist wieder eine Weissagung der entsetzlichen Vermüstung Jerusalems.

Aber nun der „Gast ohne Hochzeitskleid“. Wie hat dieser Mann die Federn in Bewegung gesetzt, vor allem, als nach der Reformation der alte Streit des Paulus und Jakobus, oder Augustinus und Pelagius — zwischen Glauben oder Werken — wieder mit aller Kraft entbrannte. Doch lassen wir das kirchliche Dogmengezänk beiseite; es ist ein voreingenommener und infolgedessen unbefugter Ausleger. Bleiben wir bei der Einfachheit der Erzählung. Die zuletzt Berufenen haben keinerlei Recht, es sind Fremde, und es wird nicht einmal gefragt, was

sie bis jetzt waren, ob böse oder gut. Nur das Dekorum wird von ihnen gefordert, an dem der Morgenländer so sehr hängt, das reine, weiße Hochzeitskleid. So kommt man zur Hochzeit, so ins Himmelreich. So wird in der Offenbarung des Johannes die Hochzeit des Lammes gefeiert in reinen, weißen Kleidern, mit denen jeder bekleidet werden soll, der überwindet, während die Braut — die Gemeinde — sich bekleidet hat mit blendend weißer, feiner Leinwand (Seide), und diese Leinwand ist die Gerechtigkeit der Heiligen (Off. 3, 4. 5; 7, 13—15; 19, 7. 8).

Ein Kleid ist etwas äußerlich Sichtbares. Das dürfen wir nicht vergessen, auch wenn wir hier an Erneuerung des Herzens und Glaubens denken. Wer ohne Bekehrung von Sünden, ohne sittlichen Lebenswandel einen Platz im Himmelreich zu finden meint, wird herausgeworfen; danach, was er früher war, fragt der Herr nicht, sein Blut reinigt von allen Sünden. Aber das Bad der Wiedergeburt, wie die Taufe von der alten Kirche genannt wurde, muß auch ernstlich und wahrhaftig sein, und was rein ist, darf nicht aufs neue befleckt werden, wenn auch keine Gemeinde hier ohne Flecken und Runzeln ist. Denn der Leser wird bereits verstanden haben, daß das Gottesreich auf Erden gemeint ist und nicht im Himmel, zu welchem letztem niemand mit Betrug eingehen kann, und von wo auch niemand mehr herausgeworfen wird.

Bevor wir von der Hochzeit scheiden, werden wir uns noch einmal der keuschen Darstellungsart Jesu bewußt. Während die alten Propheten, besonders Ezechiel, oft die grobsinnlichen Vorstellungen von ehelicher Liebe als das Bild für das Verhältnis zu Gott benutzt haben, spricht bereits Johannes der Täufer nur im Vorübergehen von dem Bräutigam als dem, der die Braut hat, und Jesus nennt sie in seiner bildlichen Redeweise nicht einmal. Es ist, als ob er im Geiste die Gefahren der unreinen Mystik vorausgesehen hätte, die in der leidenschaftlichen Liebe zu dem himmlischen Bräutigam für das Ersatz suchte, was sie an irdischer Wollust opferte. Wir wädhnten über dieses Mißverständnis, des Hohen Liedes zum Beispiel, in den nüchternen Tagen, als ich jung war, längst hinaus zu sein, aber es scheint, als ob unsere Zeit, in der das Alte wieder neu wird, ihm aufs neue wieder zuneigte.

Endlich noch ein kurzes Wort über den Spruch, mit dem Jesus schließt: Denn viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Wir finden bei Matthäus diese Worte noch einmal am Schlusse der Parabel von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20, 16); man ist indes der Meinung, daß sie an jener Stelle durch einen Irrtum des Abschreibers eingefügt worden sind, besonders da sie auch weniger als hier in den Zusammenhang hineinpaffen.

Doch auch aus jenem Gleichnisse würden wir lernen können, so gut wie aus dem eben besprochenen, daß es ein Mißbrauch der Worte Jesu ist, wenn man dabei an eine vorausbestimmte Erwählung zur Seligkeit oder Prädestination denkt. Die Vorstellung von einem Gott, der zwar alle ruft, aber im Grund doch nicht alle meint, da er nur für wenige die Seligkeit bestimmt hat, und für alle andern die Er-

reichung derselben unmöglich macht, ist dem Geiste Jesu vollkommen fremd und liegt in offenbarem Widerstreit mit diesem Gleichnis. Es ist Unlust, die sich selbst ausschließt und bewirkt, daß man zu den Vornehmsten nicht gehört, zu den Gästen aus der Zahl der geladenen Auserwählten. So ergeht noch heute die Einladung des Evangeliums in die Nähe und in die Ferne und sie ist unbegrenzt, Kinder des Gottesreiches und Fremdlinge, Böse und Gute werden gerufen, so wie sie sind. Aber gleichgiltig wenden viele sich zu ihren irdischen Beschäftigungen und Vergnügungen, ja andere stellen sich sogar feindlich einer Einladung gegenüber, die sie beschämen muß, während wieder andere eine fromme Miene annehmen, die des sittlichen Ernstes, der christlichen Reinheit und Tugend ermangelt. Der letzte Zustand vor allem ist gefährlich, weil er auf Selbstbetrug und Verblendung beruht.

Wir sahen, wie es auf der Hochzeit zuging, aber wie wird es uns ergehen, lieber Leser, wenn der Herr kommt, um uns zu prüfen?

XXV

Die wachsamten Knechte und der getreue Haushalter

Matth. 24, 45—51. Mark. 13, 33—36. Luk. 12, 35—38; 42—48

Um das Bild eines Gastmahles, von dem wir Zeuge waren, zu vervollständigen, haben wir nun noch an der Hand einer andern Erzählung Jesu auf die nach Hause gehenden Hochzeitsgäste zu achten.

Wir werden dabei in die Wohnung eines wohlhabenden Israeliten versetzt, von dessen Familie wir nichts weiter bemerken als verschiedene Hausklaven, die seine Ankunft von der Hochzeit erwarten müssen. Bei einer gewöhnlichen Mahlzeit dauerte dies nicht allzu lange. Wir sahen schon, daß das Abendmahl ungefähr um 5 Uhr begann, etwa in der Abenddämmerung, und es galt als zur guten Sitte gehörig, es nicht allzu weit in die Nacht hinein auszudehnen. Jesus Sirach giebt darum den Rat (32, 15. 16), bei Zeiten von der Tafel aufzustehen und nicht unter den letzten zu sein, die heimgehen; und Jesaias ruft sogar (5, 11) ein Wehe aus über die Wüstlinge seiner Zeit, die bis in die Dämmerung schwelgen, bis der Wein sie erhitzt. Doch bei einer Hochzeit ist es anders. Wir fanden in dem königlichen Palast einen hell erleuchteten Festsaal, der in die Finsternis draußen hinausstrahlte, und die Gefährtinnen der Braut treffen erst um Mitternacht, als ihre Lampen bereits ausgehen, den Zug nach dem Hochzeitssaale. Und wer als Gast in denselben hineingehen durfte, konnte, ohne die Sitte zu verletzen, den Festsaal nicht verlassen, bevor die Braut nach dem reichgeschmückten Schlafzimmer geleitet worden war.

Es kann also wohl spät werden; doch der Herr des Hauses wird jedenfalls noch vor Anbruch des Morgens heimkehren. Die Nacht wurde damals, nach Art der Römer, bei den Juden in vier Nacht-

wachen eingeteilt, jede zu drei Stunden. Sie werden hier bei Markus mit Namen genannt: der Spätabend, die Mitternacht, der Hahnschrei und der Morgen. Daß der Herr bereits in der ersten Nachtwache, des Abends zwischen 6 bis 9 Uhr, von einer Hochzeit nach Hause kommen sollte, war nicht anzunehmen, hingegen zwischen 3 und 6 Uhr, wenn schon der Morgen dämmerte, war es wohl etwas zu spät. Das Wahrscheinlichste war also nach unserer Rechnung zwischen 9 Uhr abends und 3 Uhr morgens.

Die Sklaven, die man keinesfalls den mißhandelten Negern in „Onkel Toms Hütte“ gleichstellen darf, ja nicht einmal unsern Diensthoten, wurden in Israel als Kinder des Hauses behandelt, wurden wohl gekleidet und genährt. Aber dann wurde auch von ihnen die Treue erwartet, die alle Liebe und alles Leid des Hauses teilt. Vor allem bei einer solch außergewöhnlichen Gelegenheit mußten sie treu auf ihrem Posten stehen, die ganze Nacht hindurch, um ihren Herrn sogleich einzulassen, mit Fußwasser oder andern Erfrischungen ihm aufzuwarten und ihm beim Auskleiden und zu Bette Gehen behilflich zu sein. Wie erwartete man ihn also? Die Lenden umgürtet, sagt Jesus, und die Lampen angezündet, denn das lange und lose Kleid der Morgenländer muß emporgerafft und mit einem Gürtel um die Lenden befestigt werden, wenn man in seinen Bewegungen unbehindert sein will. Auch Jesus schürzte, bevor er seinen Jüngern die Füße wusch, sein Unterkleid, nachdem er den Mantel abgelegt hatte (Joh. 13, 4). Und dann mußten die Lampen brennen, wenn man sie dabei auch so lange auf den Leuchter niedersezte, der in jeder Stube vorhanden war. Sobald dann der Herr kam und klopfte, brauchten sie ihn keinen Augenblick warten zu lassen, sondern konnten ihm sogleich öffnen und die gewünschten Dienste leisten.

Doch beim Warten wird die Zeit lang, besonders da die Dienstknechte nichts anderes zu thun haben, und es hier im Haus ebenso still ist, wie es auf der Hochzeit laut hergeht. Man legt sich dort zu Lande schon früh zu Bett; und nun wählt Jesus, wie ein alter Ausleger bemerkt, gerade die zwei „schläfrigsten“ Nachtwachen. Wie leicht kann es geschehen, daß sie ebenso wie die zehn Jungfrauen schon in der zweiten Nachtwache schläfrig werden, und ihre Lampen ausbrennen und verlöschen. Es ist ihnen ja ebensowenig verboten, als jenen, sich gemächlich niederzusetzen und vom Tagewerk auszuruhen. Und dann wird man so leicht abgespannt und träumerisch, wie wenn eine Wolke vor den Augen hinzöge, und bald schlägt der Schlaf seinen fahlen Mantel um das Haupt. Wenn so die Knechte nach und nach eingeschlafen sind, und der Herr ein über das andere Mal klopfen muß, bis sie ihm endlich im Dunkel der Nacht die Thüre aufthun, und wenn er dann keine Vorbereitungen getroffen findet: wie verwirrt und verlegen werden sie dann vor dem guten Herrn stehen, der einen bessern Empfang verdient hat!

Wenn sie jedoch von Herzen an der Freude teilnehmen, die ihrem

Herrn bei der Hochzeit zu teil wird, und wenn sie sich nach seiner Heimkehr sehnen, dann werden sie sich selbst, und die andern dazu, damit wach erhalten, und das Wachen wird ihnen viel weniger lang. Und kommt dann endlich der Herr in der zweiten oder dritten Nachtwache, dann thun sie ihm sogleich auf und gehen mit heller brennenden Lampen ihm entgegen, um ihm zu dienen, und der Herr rühmt ihre Treue.

Nein, sagt Jesus, er thut viel mehr, denn wahrlich ich sage euch, er wird sich aufschürzen und wird sie zu Tische setzen und vor ihnen gehen und ihnen dienen (Luk. 12, 37b).

Thut er damit nicht zu viel? Hat Jesus nicht in einem frühern Gleichniß es eine Thorheit genannt, wenn man einen Knecht, der nach vollbrachtem Tagewerk vom Acker kommt, nötigen würde: Komm her und setze dich zu Tisch! anstatt ihm zu gebieten: Umgürte dich und diene mir? — Doch der Ackerknecht steht nicht in demselben Range wie die Diener, denen die Sorge für das Haus anvertraut ist. Wir müssen uns dieses Bild auch wieder ganz im Geiste des Morgenländers denken. Bei dem gewöhnlichen Abend- oder Morgenimbiß der Sklaven, bei dem sie meist von ihnen selbst gebackenes Brot aßen, war ein weitläufiges Sichumgürten und Aufwarten gar nicht nötig. Doch diesmal ist der Herr nach der Sitte des Landes nicht nur festlich bewirtet worden, sondern er bringt auch eine Auswahl von Speisen mit, die ihm vielleicht von einem Sklaven nachgetragen werden. So lesen wir schon, daß, als Joseph, noch ehe er sich seinen Brüdern zu erkennen gegeben hatte, ein Festmahl bereitete, der Teil, den Benjamin erhielt, fünfmal größer war als der, den die Brüder erhielten (1. Mos. 43, 34); natürlich zu dem Zwecke, daß er das Uebrigbleibende mitnahm, denn solch ein starker Esser wird er doch wohl nicht gewesen sein!

Der gute Herr gönnt bei seiner Heimkehr dann auch seinen treuen Dienern nach der ermüdenden Nachtwache etwas von der Hochzeitsfreude. Er setzt ihnen die mitgebrachten Speisen vor, und damit alle wacker zulangen, gürtet er selbst, nachdem er seinen Kasten abgelegt hat, sein Unterkleid, um ihnen Handreichung zu thun.

Nachdem Jesus (wir folgen hier der Erzählung des Lukas) dieses Muster einer notwendigen Wachsamkeit noch durch das unerwartete Eindringen eines Diebes in der Nacht empfohlen hat, schließt er: Darum seid ihr auch bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu der Stunde, da ihr es nicht meinet.

Und nun fragt Petrus, der immer der Erste und der Freimütigste im Sprechen war: Herr, sagst du dies Gleichniß zu uns oder auch zu allen? Mit andern Worten: Sind wir die Knechte, die eine solche Warnung nötig haben, oder ist dies nur so im allgemeinen gesagt?

Einige Ausleger haben Petrus diese Frage sehr übel genommen; ganz anders jedoch Jesus, der den fragenden Petrus viel höher schätzte als den schweigenden Judas, wenn jener auch manchmal ein unbedacht-

james Wortchen aussprach. Und nun läßt ihn Jesus fühlen, daß er nicht nur diese besondere Ermahnung zur Wachsamkeit nötig hat — Gethsemane hat dazu den Beweis geliefert! — sondern daß noch schwerere Pflichten den Zwölfen oblagen, darum weil sie seine Apostel werden sollten.

Der Herr thut dies in dem Gleichnis von dem Haushalter, das wir auch bei Matthäus finden, der seinerseits das Gleichnis von den wachenden Knechten nicht hat.

Da der Lebensunterhalt wenig kostete, besaß man in der alten Zeit mehr Sklaven, als wir zur Besorgung der Hausarbeit für nötig halten würden; wie auch jetzt wohl noch im Morgenlande die Diener einander in den Weg laufen, da es eben zum Stande ihres Herrn gehört, deren mehr zu haben, als er braucht. Damit nun alle Arbeit ihren geregelten Fortgang nehme, brauchte man einen Haushalter oder Hausmeister. Das ursprüngliche Wort Oekonom wird auch heute noch verwendet, ist aber nicht zu verwechseln mit dem Rentmeister in dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Dieser hatte bloß die Geldgeschäfte. Wir lesen bei Lukas (Kap. 8, 3) selbst von einem königlichen Rentmeister, dessen Frau Jesu Handreichung von ihrer Habe that; und mit dem ungerechten Rentmeister (Haushalter) werden wir später Bekanntschaft machen. Von ihm wird im Kapitel über die Geldsachen die Rede sein. Die Stellung des Oekonomen (Hausverwalters) war, wie Jesus sagt, die, daß er als einer der treuesten Sklaven vor den andern einen Vorrang besaß und über das Gesinde gesetzt war, daß er ihnen zur rechten Zeit ihre Gebühr gebe (wörtlich: um ihnen zu gelegener Zeit das Maß Korn zu geben). Es war Gebrauch bei den Älten, durch den obersten Sklaven täglich oder einmal im Monat einem jeden von ihnen ein gewisses Quantum Korn zu geben, von dem dann ein jeder sein eigenes Brot backen konnte. Von einem solchen Hofmeister hing viel ab. Ist der Herr mit ihm zufrieden, findet er ihn auf seinem Posten wachend, und alle Sklaven thätig und zufrieden bei seiner Heimkehr, dann wird er ihn über alle seine Güter setzen und ihn aus der Stellung eines Hausmeisters zu der eines Rentmeisters erheben. So wurde Joseph, zum Lohn für seine Treue, über Potiphars Haushalt gesetzt, und so finden wir auch bei Griechen und Römern Beispiele, daß man solchen Hausverwaltern die Freiheit schenkte, und daß sie selbst vom Kaiser zur Verteilung von Korn Auftrag erhielten.

Doch nun zum Gegenbilde. Es kommt keineswegs selten vor, daß Untergebene, die sonst treu und zuverlässig sind, unerträglich werden, sobald sie Macht in die Hände bekommen. Sie wollen dann ihre Macht zeigen und sich dadurch für ihre einstige untergeordnete Stellung rächen, indem sie andere dieselbe fühlen lassen. So kommt es nicht selten im häuslichen Leben unserer Zeit vor, wenn durch ein unerwartetes Glück der Knecht Herr, oder die Magd Frau des Hauses wird. Aber wo die Sklaverei herrscht, ist dieser Gegensatz viel stärker.

Die unglücklichen Neger werden oft aufs grausamste durch ältere Sklaven, die zu Aufsehern über sie ernannt sind, mißhandelt. So stellen die alten Lustspielmacher uns oft den begünstigten Hausflaven in seinem Uebermuth und seiner Ueppigkeit dar, und mit einer Art Galgenhumor fragt einer der untergebenen Sklaven bei Terentius: Ich möchte doch wohl einmal wissen, wie viel ich eigentlich Herren habe.

So stellt Jesus hier den ungetreuen Haushalter dar. Er sagt bei sich: Mein Herr verziehet zu kommen, es kann noch lange dauern, bis er nach Hause zurückkehrt, bis dahin will ich es schon machen, daß alles in Ordnung kommt. Inzwischen ladet er rohe Gesellen zu sich und ergiebt sich mit ihnen dem Trunke. Die armen Sklaven erhalten statt ihres Essens zur rechten Zeit viel mehr Schläge als tägliches Brod. Wie wird das schließlich enden? — Gerade an einem Tage, da er sich's nicht versieht, und zu der Stunde, die er nicht weiß, kehrt der Herr zurück und wird ihn bis aufs Blut geißeln lassen, um ihm von nun an seine Gunst zu entziehen und ihn zu den schlechtesten und verworfensten Sklaven zu rechnen. Es ist eine blutige Geißelung gemeint, wozu nicht einmal ein richterliches Urtheil nötig war, da der Herr das Recht dazu besaß. Die folgenden Worte: „Er wird ihm seinen Lohn geben mit den Ungetreuen oder Feinden“ liefern den Beweis, daß hier nicht von einer Todesstrafe die Rede ist.

Bis jetzt sind wir Lukas gefolgt, dem sich auf halbem Wege Matthäus beigesellt. Eine einigermaßen andere Darstellung des Bildes bringt Markus. Aber wir wollen nun nicht fragen, ob diese weitere Ausführung von dem Herrn selbst herrührt, oder von seinem Evangelisten, sondern wollen dieselbe hier einfach mittheilen.

Es ist auch hier wieder ein Herr und seine Knechte, aber ein Mensch, der über Land zog. Einen Hausverwalter oder Oekonom und eine große Sklavenschar denken wir uns nicht dabei. Doch hat er verschiedene Knechte, und als er sein Haus verließ, gab er ihnen Vollmacht und schrieb jedem sein Werk vor, während er dem Thürhüter gebot, er sollte wachen. An ihnen sollten sich Jesu Jünger ein Beispiel nehmen und auch wachen, da der Diener nicht weiß, wann der Herr kommen wird, damit er nicht unversehens komme in einer der vier Nachtwachen und sie schlafend finde.

Diese Darstellung ist weniger treffend. Man sollte wenigstens denken, daß den Knechten vergönnt worden wäre zu schlafen, wenn sie das ihnen aufgetragene Werk vollendet hatten, so daß nur der Thürhüter das Bild der Wachsamkeit darstellt; und dann ist es viel eher denkbar, daß jemand, der über Land zieht, am Tage zurückkehrt als des Nachts, besonders bei der Unsicherheit der Wege im Morgenlande. Jedoch der Zweck, der verfolgt wird, ist derselbe wie der in dem doppelten Bilde bei Lukas, und die allgemeine Anwendung ist im Schlußwort ausgedrückt: Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachtet!

Und was nun diese Wachsamkeit selbst betrifft, so ist es hier nicht

— wie in dem „Wachet und betet“ in Gethsemane — die allgemeine sittliche Pflicht, die uns nötigt, darauf zu sehen, daß die Sünde uns nicht überrasche. Die Vermahnung hat vielmehr eine besondere Beziehung, die bei Lukas, nach der Zwischenrede über den Dieb in der Nacht, mit den Worten ausgesprochen wird: Darum seid auch ihr bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu der Stunde, da ihr es nicht meinet. Der Herr und seine Knechte sind also Jesus und seine Jünger — und da Jesus dem Zusammenhang zufolge inmitten seiner Jüngerschar stand, als er dies zu ihnen sprach, ist die Beziehung auf „euch“ und auf „alle“ klar. Markus giebt hier in einem einzigen Wort die Frage des Petrus und die nähere Erklärung Jesu wieder. Nicht allein an die Zwölf, sondern an alle, die ihm nachfolgten, wendet sich der Herr. Natürlich nicht an seine Feinde oder an die gleichgiltige Menge. Nur wer schon seine Partei erwählt hat, kann sein Diener genannt werden.

Durch das ganze Evangelium zieht, je länger je deutlicher und stärker, eine Ahnung seines frühen und schmerzlichen Scheidens, aber auch seiner Wiederkunft. Scheint diese im Evangelium des Johannes ein Wiederkommen im geistigen Sinne zu sein, so knüpfen doch die drei ältesten Evangelien die jüdische Erwartung eines zukünftigen Zeitalters, der Offenbarung der messianischen Herrlichkeit und der Herrschaft der Gerechten in vollkommenem Glücke daran. Aber es sollte anders kommen, als die Juden dachten. Nicht in dieser seiner irdischen Lebenszeit sollte er für Israel das Königreich wieder aufrichten. Erst mußte nach der Verwerfung Israels Buße und Vergebung allen Völkern gepredigt werden, danach erst werde das Ende sein, und der Christus werde kommen in seiner Herrlichkeit als der Hirt, der die Böcke von den Schafen am Abend trennt; als der König, der über seine Unterthanen Gericht hält.

Unverkennbar ist die Gewißheit, mit der Jesus über diese Zukunft des Menschensohnes spricht. Ueberraschend ist die Bildersprache, die einen schrecklichen Kreuzestod mit einer Reise in die Ferne vergleicht, ja sogar mit einer Teilnahme an einem Hochzeitsfeste. Aber ebenso sicher, als Jesus diese Zukunft voraussieht, ist auch seine Erklärung, daß niemand Tag und Stunde derselben weiß, ja bei Markus finden wir schon die bemerkenswerte Erklärung, daß sie selbst dem Sohne nicht bekannt sind, sondern nur dem Vater allein. Ist dies so, dann wundert es uns auch nicht, wenn Jesus auf die Möglichkeit hinweist, daß seine Jünger diese Wiederkunft noch erleben würden, und er selbst noch nach seiner Auferstehung voraussetzt, daß Johannes bleiben könnte, bis er komme. Nur von Jerusalem hat Jesus geweisst, daß es vergehen werde, noch ehe dieses Geschlecht vergangen ist. Danach — aber wie lange oder wie kurz, weiß niemand — würde des Menschen Sohn kommen. War es ein Wunder, daß die Jünger ihren Herrn in der ersten Zeit wieder erwarteten und die Gemeinden oft zur Wachsamkeit ermunterten, da die Zeit seiner Wiederkunft nahe

sei; ja daß sogar Paulus (2. Kor. 5, 4) noch eine Zeitlang hoffte, diesen Tag zu erleben?

Bei dieser Auffassung erhalten die Bilder von der Wachsamkeit einen doppelten Nachdruck. Zu diesen Bildern gehört auch das von dem Diebe in der Nacht (Matth. 24, 43. 44; Luk. 12, 39. 40), das wir bereits vorübergehend genannt haben. Wenn ein Hausherr wüßte, zu welcher Stunde der Dieb käme, so wachte er und ließe nicht in sein Haus brechen. Ueber dieses Einbrechen (Durchgraben) sprachen wir schon früher, es ist ein Einbruch durch die Mauer, da die Außenthür zu fest verschlossen war. Das Unerwartete bildet hier den einzigen Vergleichungspunkt; wer der Dieb sein soll, und ob sich Jesus selbst so genannt haben mochte, brauchen wir nicht zu fragen.

Gerade die Ungewißheit dieser Stunde mußte also die Gläubigen wach und thätig erhalten, wenn sie wünschten, daß der Herr sie bereit finden sollte, und entschließen sie vor diesem Tage und vor dieser Stunde, dann war dies für sie die Ankunft ihres Herrn. Doch diesen letzten Gedanken fügen wir selbst hinzu, in Jesu Absicht lag er nicht, und er konnte auch durch diese Bildersprache nicht ausgedrückt werden.

Ist dies nun zu allen gesagt, dann gilt es auch für uns, mein lieber Leser. Die ungläubigen Juden oder Muselmänner, Heiden oder Freidenker gehören nicht zu der großen Familie und sind keine von den Knechten. Sie haben im Dienst für den Herrn die Lenden noch nicht umgürtet und die Lampen noch nicht angezündet.

Aber wer sich Jesu aufrichtig verbunden hat, für den ist Wachsamkeit die erste Pflicht: ein Wachen, wie das der Knechte, die bereit sind, wenn er zeitig kommt; und noch wach sind, wenn er lange verzieht. Und dieses Wachen ist nicht leicht. Denn gerade durch das Nichtsthun wurden Knechte und Mägde träge und abgespannt und fielen in Schlaf. Wenn irgend etwas in der Welt ohne Absicht geschieht, dann ist es wohl das Einschlafen des Wächters. Er war so schön wach und hatte den festen Vorsatz es zu bleiben; er weiß selbst nicht mehr, wann ihn der Schlaf übermannte, und während er sich gemütlich niederließ, die Lampe vor seinem Auge zu flimmern begann, bis er ihr Licht nicht mehr sah.

Seid mäßig und nüchtern zum Gebet! schreibt Petrus, und wenn wir auch nicht von dem, was er hinzufügt, überzeugt sind: Es ist aber nahe gekommen das Ende aller Dinge (1. Petr. 4, 7) — so ist doch unser Lebensende vielleicht näher, als wir denken, und damit auch das Kommen des Herrn. Wirken und Streben, Wachen und Beten ist dann des Christen Leben, wenn auch heute nicht mehr wie in den Tagen der Verfolgung das Schwert über unserm Haupte schwebt. Und wo die Welt uns fremd gegenübertritt und das Leben beschwerlich macht, oder wo Schmerz und Reue und Streit das Herz todmüde machen, da giebt der Psalmendichter dem hangen Wächter, der seufzt:

die Morgenstunde ist gekommen und es ist noch immer Nacht, das Wort auf die Lippen:

Harre meine Seele,
Harre des Herrn,
Alles ihm befehle.
Hilft er doch so gern.

Harre ohne Sorgen,
Harre des Herrn,
Warte auf den Morgen,
Ist er noch so fern.

Und nun noch ein einziges Wort über den Haushalter. Wir wissen bereits genug über ihn, um ihn nicht mit gewöhnlichen Dienern auf gleiche Stufe zu stellen. Von ihm wird viel mehr gefordert, aber es wird ihm auch viel größerer Lohn verheißen. Er wird nicht allein mit zu Tische sitzen, sondern der Herr wird ihn, wenn er ihn für treu befunden hat, über alle seine Güter setzen.

Petrus hat, ohne es zu wissen, dieses zweite Gleichnis ausgelegt: Höherer Rang, aber auch schwerere Verantwortung. Sie — die Apostel, die Petrus meinte — sie haben nicht allein diese allgemeine Ermahnung zur Wachsamkeit nötig, denn sie sind mehr als die gewöhnlichen Hausgenossen: sie sind Haushalter, Dekonomen, zu welchem Amte Petrus an erster Stelle unter den Aposteln berufen wurde. Dieser Name blieb unter ihnen und ihren Nachfolgern ein Ehrenname; — dafür halte uns jedermann, schreibt Paulus (1. Kor. 4, 1. 2), nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. In dem Briefe an Titus (Kap. 1, 7) wird dieser Titel selbst einem jeden Bischof zu teil, und Petrus hält alle Glieder der Gemeinde, insofern sie von den Gaben des heiligen Geistes zu Nutzen der Gemeinde Gebrauch machen, für gute Haushalter der mancherlei Gnade Gottes (1. Petri 4, 10). Auch spätere Kirchenväter halten diese Benennung für einen Ehrentitel, vor allem für berühmte Bischöfe.

Und hier liegt nun der Unterschied zwischen Katholisch und Protestantisch. Jede katholische Kirche — nicht nur die römische, sondern auch die griechische und andere — halten die Kirche allein für befugt, die Geheimnisse Gottes zu erklären und seine Gnadengaben auszuteilen. Ja, der Heiland gab das Hausregiment an seine Apostel ab, und diese hinterließen es den Bischöfen. Und so ist die Geistlichkeit die Kirche geworden, die Laien haben darin keine Stimme. Uns Protestanten dagegen, bei denen die Arbeit auch den Geistlichen und den geistlichen Oberen, die Jesus als Haushalter hinterließ, anvertraut ist, kann es — wie Paulus sagt — nicht darum zu thun sein, „über euren Glauben zu herrschen, sondern Mitarbeiter zu sein an eurer Freude.“ Wir halten mit Petrus jeden für berufen, mit der Gabe, die er besitzt, die Gemeinde zu stärken, ohne für etwas anderes gelten zu wollen als das, was er ist, und es ist ganz und gar nicht unsere Meinung, daß

die geweihten Festlichkeiten mit dem innern Kern der Sache, und ihre Wirkung mit der Gnade Gottes auf gleiche Stufe zu stellen sind.

Und lassen wir nun, mit diesem Gleichnis im Sinne, den Blick über die Geschichte der christlichen Kirche hinschweifen — welch düstere Weissagung, die nur allzusehr in Erfüllung gegangen ist, klingt dann daraus hervor! Der Herr verzog zu kommen, und die Haushalter verfielen in Willkür, Leppigkeit und Grausamkeit. Härter als durch Schläge trafen sie ihre Mitknechte dadurch, daß sie falsches Zeugnis gegen sie ablegten . . .

Aber wir wollen diejenigen, die außer unserer Glaubensgemeinschaft stehen, nicht richten, wenn wir auch die Inquisition und die Scheiterhaufen nicht vergessen können, gar nicht zu reden von der unsittlichen Lebensführung der Geistlichkeit in den Tagen der herrschenden Kirche. Die katholische Kirche wird es nicht allein sein, die sich hierüber zu verantworten haben wird; denn nennen wir Prediger uns auch nicht Geistliche im katholischen Sinne des Wortes, da die ganze Gemeinde geistlich sein muß, so ruht doch eine schwere Verantwortung auf denen, die Gottes Wort predigen und über das Heil der Gemeinde wachen sollen. O, daß doch in unseren höheren und gebildeten Ständen das Begehren nach diesem „köstlichen Werke“ (1. Tim. 3, 1) erwachte, aber dann auch jeder Diener des Evangeliums je länger desto ernstlicher das apostolische Wort in sich aufnahm: Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.

Siebente Abteilung

Geld- und Rechtsachen

XXVI

Die Talente (Centner) und die Pfunde

Matth. 25, 14—30. Luf. 19, 12—27

Wenn wir uns ein Bild von dem Leben des Altertums, dem der Heiland seine Gleichnisse entnahm, zu entwerfen versuchen, dürfen wir natürlich auch nicht an den Geldsachen vorübergehen, die damals ebenso wie heute noch im menschlichen Gesellschaftsleben eine so große Rolle spielten. Ich habe dabei das bürgerliche Recht zugleich mit verbunden, das doch in der Regel auch mit Geld und Geldeswert zu thun hat.

Ferner schließt sich auch an die Bilder vom Dienstknecht und vom Haushalter in diesem Zusammenhange ganz von selbst das Gleichnis von den Talenten (Centnern) an. Auch hier wird die Treue von Dienern durch die Abwesenheit ihres Herrn auf die Probe gestellt. Doch es handelt sich hier nicht um Hausgeschäfte, sondern um die Verwaltung von Geld.

Ob das Gleichnis von den Pfunden, das wir bei Lukas finden, dasselbe ist wie das von den Talenten bei Matthäus, lassen wir vor-
derhand unerörtert. Wir werden es nur in einzelnen kleinern Zügen bei der Erklärung heranziehen und halten uns im übrigen ganz an den ersten Evangelisten.

Ueber die Talente im allgemeinen wollen wir zuerst ein Wort vorausschicken. Die Volkssprache hat, besonders in England und Holland, wo die Bibel von alters her ein Volksbuch war, sich vielfach nach derselben gebildet und aus ihr bereichert. Aber dieser biblische Sprachgebrauch ist bisweilen, wie wir schon früher bemerkten, ein wesentliches Hindernis für das rechte Schriftverständnis. Geht er einmal von einer verkehrten Auffassung über etwas aus, so ändert er auch darin nie etwas. Beweise es so bündig, als du kannst und so oft, als du willst, daß die Stimme des Predigers in der Wüste die des königlichen Boten

ist, der den Karawanenweg für den Fürsten bereitet, und darum wohl gehörig vernommen und befolgt wird — in der Volkssprache bleibt sie doch ein nutzloses Rufen, das niemand hört. Setze immerhin zu dem Worte des Herrn: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten! den Nachsatz, der dazu gehört: auf daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen — das Volk läßt den Nachsatz einfach weg, so daß daraus ein Brunken mit seinen Gaben entsteht. Und ist es nicht ebenso mit den Sprüchen: Nötige sie, hereinzukommen! Viele sind berufen, aber wenige auserwählt, und manch anderm Bibelspruch? Es nützt nichts, wenn man das Mißverständnis deutlich nachweist: der Sprachgebrauch, der sich nicht logisch entwickelt, sondern seine eigenen Wege geht, ist dir zu stark, und entmutigt wirst du den Kampf aufgeben müssen.

So ist es auch mit den Talenten gegangen. Aus dem Evangelium lernten wir die sinnbildliche Bedeutung, die Griechen und Römern unbekannt war. Aber nun wandte man dies auf alle besondern Gaben an, die ein Mensch empfängt oder sich zu eigen macht, und darum auch gut zu benutzen verpflichtet ist. Besonders denkt man dabei an alles, was glänzend und blendend in die Augen fällt. So rühmt man einen Redner und einen Dichter um ihrer Talente willen, so wendet man das Wort bei einer besondern Anlage für Musik an, ebenso für Malerei oder Bildhauerkunst und spricht von einem Mann oder einem Mädchen (selten von einem Greise oder einer alten Frau), daß sie viel Talent haben. Das Talent als eine natürliche Anlage, eine gewisse Fertigkeit, steht in dieser Bedeutung unter dem Genie, unter dem etwas Eigentümliches und Ursprüngliches verstanden wird.

Wenn wir Jesus recht verstehen wollen, so müssen wir diesen Sprachgebrauch für einen Augenblick ganz zu vergessen suchen und zurückgehen auf die ursprüngliche prosaische Bedeutung: „eine gewisse Summe Geldes“ oder eigentlich: „ein gewisses Gewicht von geldeswertem Metalle.“

In uralten Zeiten wurden die edlen Metalle, die für den Tauschhandel bestimmt waren, gewogen, und die größern oder kleinern Stangen zum Zeichen ihrer Echtheit von dem Kaufmann mit einem Merkmal versehen. So wog Abraham das Geld für die Höhle Machpela, die er kaufte: vierhundert Sckel Silber, das im Kauf gäng und gäbe war (1. Mos. 23, 16). Daraus erklärt sich, daß das Gewicht auch später bei den Hebräern so gut wie bei andern alten Völkern die Grundlage für die Berechnung des Geldes blieb. Auch unter den neuern Völkern kam „ein Pfund flämisch“ und „ein Pfund Sterling“ in Gebrauch. Und in den reichen Tagen unserer Vorfahren, da man Gold und Silber ausmaß, war es „ein Stapel Reichsthaler“, „ein Sack Gulden“, „eine Tonne Goldes“. Das letztere war eine kleine Haringstonne voll Dukaten.

Als man nun Gold und Silber auszumünzen begann, blieb bei den Hebräern der Sckel die Münzeinheit, wie die Drachme der Griechen

und der Denar der Römer. Aber ebenso wie die letzteren wurde auch er allmählich leichter geschlagen und daher auch im Werte vermindert, so daß der gewöhnliche Sichel nur die Hälfte Wert hatte von dem „Sichel des Heiligtums“ oder dem „königlichen Sichel“. Von den gewöhnlichen, die höchstens einen Wert von 1 Mark 25 Pf. besaßen, waren 6000 einem Talent Silber gleich, so daß dieses also nach unserm Gelde einen Wert von etwa 7500 Mark gehabt haben mag.

Auf diese Rechnung kommt es nur insofern an, als Jesus von recht ansehnlichen Geldsummen sprechen will, ebenso wie die 10 000 Talente des Harten Knechtes eine unbezahlbare Schuld und der Verlorene Groschen eine kleine Münze ausdrücken.

Ein reicher Mann, wenigstens einer, der für die damalige Zeit reich war, da er mindestens über acht und vielleicht noch mehr Talente zu verfügen hatte, mußte also ganz unvermutet sein Haus verlassen. Was sollte er nun mit diesem Schatz von Silber anfangen? Man konnte damals nicht so bequem wie heute sein Geld irgendwo deponieren. Das dem Gelde gleichwertige Papier (der Wechsel) wurde erst viel später, und zwar durch die Juden in ihrer Unterdrückung und Zerstreuung erfunden. Die erste Spur eines solchen finden wir im Buche Tobias, wo dieser zehn Talente Silbers bei seinem Freund Gabael in Rages in Verwahrung gegeben und darüber eine Handschrift mitgenommen hatte, auf Grund welcher später die versiegelten Wertstücke wieder an seinen Sohn zurückgegeben wurden.

Wenn man einen solchen vertrauten Freund nicht besaß, dann vergrub man sein Geld wohl an einem nur dem Eigentümer bekannten Orte. Aber was das Gleichnis vom Schatz im Acker uns lehrte, zeigt uns das Auffinden solcher Schätze bis auf unsere Zeit: sie gingen bisweilen dem Eigentümer oder seinen rechtmäßigen Erben verloren.

Zu Jesu Zeit war jedoch ein anderer Weg offen, vorausgesetzt, daß die Summen nicht allzu groß waren. Jeder kennt die Wechsler im Tempel, deren Tische Jesus umstieß. Sie wechselten große Stücke in kleine um und vor allem fremde Münze in die gangbare einheimische. Auch liehen sie Geld auf hohe Zinsen aus und nahmen zu diesem Zwecke wieder größere Summen auf. Dieses nehmen von Zinsen war im Mosaischen Gesetz den Israeliten untereinander verboten (2. Mos. 22, 25). Indes wurde das Gesetz ganz von selbst aufgehoben, und das Geschäft wurde auch von Fremden betrieben. Daher stammt das Wort Wucher, das in der Bibel einfach Zinsen bedeutet, obschon es gerade durch jenes Verbot eine üble Bedeutung erhielt. Doch unser Reicher hat eine bessere und sicherere Gelegenheit, sein Geld anzulegen: seine eigenen Knechte oder Leibeigenen, von deren Ehrlichkeit er fest überzeugt ist, und über die er überdies — obschon wir davon nichts lesen — einen Rentmeister setzen kann. Er übergab ihnen, nachdem er sie zu sich gerufen und ihnen seine Abreise bekannt gemacht hatte, seine Güter. Drei von ihnen werden genannt, ob es mehr gewesen sind, möge dahingestellt bleiben. Es ist auch gar nicht nötig, mehr anzu-

nehmen, da er keinen gewöhnlichen Sklaven mit solch einem Vertrauensposten ausgezeichnet haben wird. Dem einen gab er fünf Talente, dem andern zwei, dem dritten eines. Handelt damit, heißt es bei Lukas, wie wir auch sagen: Macht eure Sache gut damit, bis daß ich wieder zurückkomme. Wie sie es anfangen sollten, das stellte er ihnen vollkommen frei.

Und war diese ungleiche Verteilung nun eine willkürliche? Nein, der Herr gab einem jeden nach seinem Vermögen. Vermögen an Geld ist hier natürlich nicht gemeint, sondern wie wir wohl auch von jemandes Vermögen, seinen Fähigkeiten, sprechen, und von keinem viel erwarten, der nicht viel davon besitzt. So kannte der Herr eines jeden größere oder geringere Geschicklichkeit, seine Geschäfte zu besorgen, und richtete danach die Verteilung ein.

Hierauf zog er sogleich über Land und kam erst nach einer langen Zeit zurück. Diese Zeit machte der erste Knecht sich zu nute, um, unternehmend, aber doch vorsichtig, mit dem Gelde seines Herrn Geschäfte zu machen. Er kaufte und verkaufte, ließ auf Zinsen aus oder wechselte, ganz als ob es für ihn selber wäre, und hatte die unaussprechliche Genugthuung, während der langen Abwesenheit seines Herrn das ansehnliche Kapital sich verdoppeln zu sehen. Der zweite entsprach ebenfalls der guten Erwartung, die man von ihm hegte. Wenn er auch weniger ausgedehnte Geschäfte unternahm, so that er doch nach seinem Vermögen, was er konnte, ebenso treu als glücklich. Auch seine zwei Talente waren vor der Rückkehr seines Herrn durch Gewinn verdoppelt.

Doch nun zum dritten, dessen Bild gegen das der andern so sehr absteht. Von ihm hatte sein Herr die geringste Erwartung gehabt. Nicht daß er unehrlich gewesen wäre wie der Haushalter, der alles Gut seines Herrn durchbrachte, oder liederlich wie jener andere, der mit den Trunkenbolden aß und trank; von solch einer ärgerlichen Enttäuschung ist in diesem ganzen Gleichnis nicht die Rede. Doch sein Herr hatte auf sein „Vermögen“ keine große Hoffnung gesetzt: bei geringerer Geschicklichkeit besaß er auch geringern Eifer; doch wird auch ihm eine ansehnliche Summe anvertraut, die man sich meist, in Folge der Vergleichung mit den andern, zu gering vorstellt. Tausende von Mark und zwar in einer Zeit, als das Geld einen viel höhern Wert besaß! Doch dieses Vertrauen ist ihm unbequem, und außerdem empfindet er darüber Aerger, daß die andern mehr anvertraut erhalten haben. Er sucht sich's also so leicht wie möglich zu machen. Wenn er nur das wiedergiebt, was er empfangen hat, dann kann man ihm nichts anhaben. So geht er hin — derselbe Ausdruck wird von ihm gebraucht wie von dem ersten und geschicktesten Knechte, er bezeichnet die Ausführung eines wohlbedachten Planes. Und welches ist dieser sein Plan, und wie führt er ihn aus? Er macht eine Grube in die Erde, natürlich ohne daß jemand es sieht oder eine Ahnung davon hat, und sobald dieselbe tief genug ist, verbirgt er darin

seines Herrn Geld (bei Lukas, wo die Summe eine viel kleinere ist, genügt es, dieselbe in ein Schweißttuch oder Handtuch zu knüpfen und so wegzulegen). Nun, da der Schatz wohl geborgen ist, hat er Ruhe und freie Zeit, seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen, oder sich dem süßen Nichtsthun zu überlassen. Andere schaffen, wetten und wagen, er hat ein besseres Theil erwählt, er hat nur von Zeit zu Zeit, wenn er das überhaupt noch thut, ein Auge auf den nur ihm bekannten Platz zu werfen. So geht eine lange Zeit darüber hin. Der Herr kommt zurück, das Talent liegt noch dort.

Der Herr kommt. Der Zweck seiner Reise ins Ausland ist erreicht, oder die Gefahr, die ihm drohte, als er noch zu Hause war, ist nunmehr beseitigt. Es wird ein Freudenmahl, ein Fest der Begrüßung bei seiner glücklichen Wiederkehr angerichtet. Doch vorher hält er noch Abrechnung mit seinen Knechten. Aus der spätern Erzählung können wir entnehmen, daß noch andere zugegen waren, mit denen er keine Rechnung hielt, denen er aber die Ausführung seines Urtheils überließ, denn überall — wir sahen dies schon — wo von einem Endurtheil die Rede ist, sind die Vollstrecker desselben von den früher im Gleichniß genannten Personen verschieden. Ueberall schimmert das Bild der Engel durch, die als Diener des Menschensohnes in seiner Zukunft gedacht sind.

Die Abrechnung beginnt. Mit einem freudigen Ausdruck der Genugthuung auf dem Gesicht tritt der erste Knecht vor, der das größte Vertrauen seines Herrn genoß. Er bringt alle seine Schätze oder die schriftlichen Urkunden, die den Wert derselben darstellen, vor seinen Herrn und spricht: Herr, du hast mir fünf Talente gegeben, siehe da, ich habe damit andere fünf Talente gewonnen. Und die Antwort lautet: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude. Und er erhielt nicht nur einen ehrenvollen Platz an der Festtafel, sondern er behielt auch die Verwaltung der zehn Talente und vor allem, was sein Herr ihm noch ferner anvertraute.

Die Rechenschaft, die der zweite Knecht über die kleinere Summe ablegte, ist wörtlich dieselbe und das anerkennende Urtheil ebenso.

Doch nun der dritte. Auch er trat herzu, heißt es, und darin liegt, daß er im Vergleich zu den andern nicht ebenso wohlgemut vor seinem Herrn erschien, sondern nur herzutrat, weil er auch kommen mußte, ebenso wie der verschwenderische und harte Knecht vor den König gebracht werden mußte, um Rechnung abzulegen (Matth. 18, 24). — Die Freude seiner Kameraden und das Lob des Herrn hatten den säumigen Knecht verbittert, träge und ohne Liebe für seinen Herrn wie er war, hat er sich selbst eingeredet, daß er alles gethan habe, was er als Bewahrer der Schätze seines Herrn zu thun verpflichtet war. Einem jeglichen dünken seine Wege rein zu sein, sagt Salomo (Spr. 16, 2); und doch hat er wohl manchmal Mühe, sich davon zu

überzeugen. Das Gewissen spricht anders, aber es wird durch Trugschlüsse zum Schweigen gebracht. So stelle ich mir auch diesen Diener vor, wenn er die andern so eifrig Handel treiben und Gewinn ernten sah, und er sich in seiner Trägheit und Verstocktheit dazu nicht entschließen konnte. Als er nun zur Verantwortung gerufen wird und die andern so gutes Mutes vortreten sieht, geht es ihm so, wie es oftmals geht. Wenn das Schuldgefühl erwacht, und das Herz noch nicht reumütig gestimmt ist, sucht der Mensch die Schuld von sich auf andere zu wälzen. So schiebt Adam schon die Schuld Gott zu, weil er ihm eine Frau gab, die ihn verleitet habe. Es ist also ein Beweis der Menschenkenntnis Jesu, daß er jenem Menschen keine Entschuldigung in den Mund legte, sondern einen Vorwurf, und ihn seine Furcht hinter einer herausfordernden Reckheit verbergen läßt.

Doch hören wir den Mann selbst. Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist, du schneidest, wo du nicht gesät hast, und sammelst, da du nicht gestreut hast. Ich kannte dich also und fürchtete mich, ging hin und verbarg dein Talent in die Erde. Siehe, da hast du das Deine. — Ob er das alles wohl von vornherein so bedacht und darum so gehandelt hatte? Ich glaube nicht. Es kommt oftmals vor, daß man später, um sich zu rechtfertigen, viel von dem spricht, was man gedacht haben will, während man eigentlich nichts dachte. Er mußte sich verantworten, nun gut, das war seine Verantwortung. Der Herr geht auf Reisen und läßt andere für sich arbeiten, und wenn ihm dann etwas mißlungen wäre, wenn er im Handel Unglück gehabt hätte, dann hätte er für all seine Sorge und Plage noch Vorwürfe und Schläge von seinem Herrn zu erwarten gehabt. Nein, dieser Möglichkeit will er sich nicht aussetzen. Da er nun das Silber — wie es im Griechischen lautet — gemünzt oder in Stangen ohne Verlust zurückbringt, so ist doch nichts weiter von ihm zu verlangen!

Doch nun das Urtheil. Es besteht in Schimpf und Schande, aber es wird mit Würde ausgesprochen: Du Schalk und fauler Knecht, aus deinem Munde richte ich dich. Wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesät habe, und sammle, da ich nicht gestreut habe, so solltest du mein Geld zu den Wechslern gethan haben, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Wucher, mit dem gesetzmäßigen Zinse, der mir doch zukam, und du hättest gar nichts weiter zu thun gebraucht. Und nachdem der Herr das gesagt hatte, wandte er sich zu anderen Leibeigenen, die daneben standen, und sprach: Nehmet von ihm das Talent und gebt es dem, der zehn Talente hat. Lukas fügt hier noch eine Frage der Verwunderung dazwischen: Herr, hat er doch bereits zehn, und dann heißt es bei beiden Evangelisten: denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben, wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden. Und nun folgt bei

Matthäus das Urtheil: Und den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen.

Es ist klar, daß in diesen letzten Worten ebenso wie bei dem Gast ohne Hochzeitskleid die eigentliche Bedeutung unverhüllt aus dem Rahmen des Gleichnisses heraustritt. Von dem unnützen Knechte und ebenso von dem unwürdigen Hochzeitsgäste können wir uns wohl denken, daß sie aus dem erleuchteten Festsaale herausgeworfen wurden. Aber die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen sein wird, gehört zu den Bildern vom Endgericht.

Fragt man schließlich, wie von jemandem, der nichts besitzt, genommen werden kann, was er hat, so ist dies einer von den paradoxen Ausdrücken, die Jesus bisweilen gebrauchte, um durch das scheinbar Unmögliche und Ungereimte die Aufmerksamkeit zu fesseln und das Nachdenken zu reizen. Während der Abwesenheit seines Herrn hat eigentlich der faule Knecht das Talent nicht, die Erde hat es vielmehr, ebenso wie man von dem Geizhals, der sein Geld nutzlos aufhäuft, wohl einmal sagt: Er hat es nicht, sondern das Geld hat ihn. Was er hat, hat er also, recht betrachtet, nicht; er verwaltet es nicht und macht keinen Gebrauch davon, er weiß nur, wo er es finden kann. Darum wird es ihm genommen, und er verliert nichts dabei. Er war zu faul und ohne den guten Willen, für seinen Herrn auch nur die gesetzmäßigen Zinsen davon zu erzielen. Auf das letzte weist Jesus mit einem Worte hin, das zwar nicht in unsern Evangelien aufbewahrt ist, wohl aber sich durch die Ueberlieferung erhalten hat und in der Vermahnung an seine Apostel besteht: „Seid getreue Geldwechsler!“

Bevor wir nun näher auf die Absicht, die das Gleichnis verfolgt, eingehen, müssen wir jedwede Anwendung davon auf die Talente, die Gott dem Menschen verliehen hat, und den Gebrauch, der davon zu machen ist, beiseite lassen, um uns ganz in die Umgebung Jesu versetzen zu können. Auch das Lukasevangelium lassen wir vorerst noch außer Betracht und beschränken uns nur auf Matthäus, der diesmal die einfachste und natürlichste Darstellung hat, so wie Lukas im Gleichnis vom Gastmahl.

Wir treffen also hier wieder unsern Heiland mit seinen Jüngern auf dem Delberg sitzend, nachdem er zuletzt im Tempel gesprochen hat. Sie bewundern noch einmal die herrlich schönen Tempelgebäude; und betroffen von Jesu Weissagung, daß davon kein Stein auf dem andern bleiben solle, fragen sie ihn, wann denn diese Dinge geschehen würden, und was das Zeichen von seiner Zukunft und von der Vollendung der Welt sein solle. Jesus antwortet hierauf mit der Prophezeiung trüber Tage, an denen indes, noch vor dem Ende, das Evangelium allen Völkern gepredigt werden würde. Nach der Schilderung seiner Zukunft folgt nun die bereits erwähnte Weissagung, daß dieser Tag unerwartet

kommen werde, und dann im Anschluß daran das Bild von den wachenden Knechten (bei Matthäus eigentlich nur von dem Haushalter), von den zehn Jungfrauen und den Talenten.

Daß in dieser Weissagung die Verwüstung Jerusalems nicht von dem Ende der Welt getrennt werden kann, haben wir bereits früher bemerkt. Jesus setzt also die Möglichkeit voraus, daß dieser Zeitpunkt, der allein seinem Vater bekannt ist, noch zu ihren Lebzeiten eintreten könne. Nur bei einer solchen Auffassung erscheinen hier diese drei Gleichnisse in einem hellern Lichte und in schönster Harmonie. Der Herr, der zurückkommt; der Bräutigam, der erwartet wird; der Eigentümer der Talente kann niemand anders als Jesus sein, der von seinem in Aussicht stehenden Gingange fest überzeugt ist, aber die Zeit seiner Rückkehr nicht bestimmen kann. Das Unerwartete seines Kommens steht bei den Gleichnissen von den Dienstknechten und den Jungfrauen mehr im Vordergrund, während im Gleichnis von den Talenten auf der Verantwortung für das, was den Seinen anvertraut ist, der Nachdruck liegt. Das Gleichnis hat also nur die Apostel im Auge. Hatte der Herr im Gleichnis von den Jungfrauen das freudige und ausharrende Glaubensleben geschildert, und in dem von den wachenden Knechten die treue Sorge für sein Haus, für seine Gemeinde, so sendet er hierdurch die Seinen zu einem thätig handelnden Leben in die Welt. Dies Handeln, Geschäfttreiben, und zwar seine Geschäfte, ist das einzige, was er von ihnen verlangt; wie, das müssen sie selbst wissen, und was er ihnen dazu hinterläßt, das sind seine Schätze. Die Talente können deshalb nicht das sein, was sie schon besitzen. Dies letztere wird ausgedrückt durch das Wort „Jedes Vermögen“. Was kann damit also anders gemeint sein als die Schätze an Wahrheit, Gnade und ewigem Leben, die er auf Erden brachte, mit einem Wort: sein Evangelium? — Aber da das Evangelium für alle ein und dasselbe war und doch, was dem einzelnen anvertraut wurde, verschieden ist, so dürfen wir nicht nur an das Evangelium denken, sondern auch an das Gottesreich, das durch dasselbe gestiftet wurde, und von dem die meisten Gleichnisse Bilder entwerfen wollen. Wie der Haushalter darin eine höhere Stelle bekleidet als die wachenden Knechte, so wird dem einen ein weiterer Wirkungskreis als dem andern anvertraut werden. So wie sie jetzt rund um ihn sitzen, sind sie alle, mit Ausnahme des Judas, seine vertrauten Freunde und dazu bestimmt, für ihn in der Welt Zeugnis abzulegen. Aber sind sie ihm auch alle lieb, so hat er doch einige, auf die er ganz besonders bei seinem baldigen Gingang seine Hoffnung setzt. Vor allem ist es die Dreizahl, die aus Gethsemane bekannt ist: Petrus, der Fels der Kirche, Johannes, der Apostel der Liebe, Jakobus, der erste Apostelmärtyrer. Unter den übrigen empfing auch Matthäus ein doppeltes Talent, als der erste Schriftgelehrte, zum Himmelreich gelehrt, der aus seinem Schätze Neues und Altes hervorbringt (Matth. 13, 52).

Und wenn auch der Herr von den andern weniger Geschick, Mut

und Ausdauer erwartete, so setzte er doch in alle sein Vertrauen. Mit den himmlischen Schätzen, die sie vom Herrn empfangen hatten, sollten sie handeln und nicht zufrieden sein, dieselben unverändert zu bewahren. Sie, die sich mitten hinein in eine ungläubige und feindliche Welt wagten, durften sich nicht eher begnügen, als bis sie dieselben verdoppelt hatten, und noch mehr als das: bis sie je länger je mehr Seelen für ihren Herrn gewonnen und vor dem Verderben bewahrt hatten. Niemand sollte sagen: „Meine Kraft ist zu schwach, mein Wirkungskreis ist zu klein, ich empfang nur ein einziges Talent vom Herrn!“

Doch soll nun der Mann im Gleichnis, der nur das eine Talent empfangen hatte, etwa abgesehen von dieser allgemeinen Bedeutung, noch eine andere Beziehung haben? Sollen wir dabei an Judas denken? Eigentlich ist das eine Talent ihm schon in der Verwaltung der Geldangelegenheiten des Jüngerkreises anvertraut, und er hat damit doch Mißbrauch getrieben. Er wird den apostolischen Auftrag, der auch ihm in diesem Augenblick noch anvertraut war, nicht unversehrt bis auf den Tag der Zukunft des Herrn bewahren. So würde man hierin, wenn auch das Bild dieses Knechtes nicht ganz dem des Judas entsprach, einen der Winke finden können, die Jesus in den letzten Tagen dem Verräter gab. Er hätte sich an diesem Diener ein abschreckendes Beispiel nehmen können, dem es an Liebe und Treue für seinen Herrn gebrach, und der darum auch nichts für ihn thun wollte: er hätte sich an ihm ein solches Beispiel nehmen können, aber undankbar und frevelhaft wie er eben war, hat er es nicht gewollt.

Alle andern sind ihrer Berufung treu geblieben, sicherlich auch Matthias, der an den Platz des Judas trat; aber ein Rebel von Legenden hat die Lebensgeschichte der meisten verdunkelt, nur von denen, die das meiste empfangen hatten, ist uns mehr bekannt. Am jüngsten Tage wird es offenbar werden, wie jeder mit den Talenten seines Herrn gewuchert hat, und welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern (Luk. 12, 48.)

Noch einen Apostel berief der Herr außer dieser Zwölfzahl, den Mann, der zuerst mit Drohen und Morden gegen die unschuldigen Christen schnaubte und später ein Paulus, der Mann von fünf Talenten ward. Und wie viel hat er dazu gewonnen! Tief durchdrungen von der Verpflichtung, die hierdurch auf ihm ruhte, schreibt er (1. Kor. 9, 16): Ich muß es thun, und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!

Doch die Apostel hielten sich nicht allein als auserkorene Zeugen zu diesem Werke befugt und berufen. Es gab in der urchristlichen Kirche keine Geistlichen oder Priester; die ganze Gemeinde sollte ein geistliches Haus sein, ein heiliges Priestertum, auserwählt zu verkündigen die Tugenden des, der sie aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat (1. Petr. 2, 5—9). Darum sollte jeder, nach dem Maße, wie er eine geistliche Gabe empfangen hatte, den andern dienen, als die guten Haushalter . . . auf daß Gott in

allem gepriesen werde durch Jesum Christum. (4. 10. 11.) So wurden wieder diese Gaben des Heiligen Geistes Talente, die jeder zum Nutzen der Gemeinde üben, und keiner unverwendet lassen sollte. Indes war es zuerst doch die Predigt des Evangeliums, das apostolische Zeugnis, das von Geschlecht auf Geschlecht wie ein Schatz, mit dem man wuchern solle, überging, wie Paulus an Timotheus schreibt (2. Tim. 2, 2): Was du von mir gehört hast durch viele Zeugen, das befehl treuen Menschen, die da tüchtig sind, auch andere zu lehren.

Ist die Christenheit diesem Auftrage treu geblieben? Leider nicht! Die katholische Kirche, die auf die apostolische folgte, bewahrte zwar mit großer Sorgfalt die heiligen Schriften und die der Kirchenväter, während die Konzilien gegen alle vermeintliche Ketzerei auf der Wacht standen; aber sie verbarg den Schatz ihres Herrn. Sie brachte Gottes Wort nicht unter das Volk. Was nützte nun die kostbare Handschrift des Neuen Testaments, da sie im Vatikan verschlossen war, oder die Schriften der Kirchenväter, die in den Klosterzellen verborgen lagen? — Es war ein vergrabenes Talent, und erst durch die Reformation wurde der Schatz als ein neues Besitztum erkannt und gehoben.

Welche Verantwortung hat der, dem in unserer Zeit die Predigt des Evangeliums anvertraut ist! Wie oft sehnt man sich nach einer höhern Stellung, nach einem weitem Wirkungskreis, ohne zu bedenken, daß von dem, der die fünf Talente empfing, auch so viel mehr gefordert wird! Ich habe Leute gekannt, die in einem kleinen, abgelegenen und vergessenen Wirkungskreise getreuer gearbeitet haben als andere, die in hohen Stellungen mit ihren Gaben glänzten. Fürwahr, es ist kein günstiges Zeugnis für die Kraft des Glaubens, für das Streben und die Hingabe der Christen unserer Tage, daß so viel seltener als früher der einfache Beruf des Dorfpfarrers gewählt wird. Die Aecker liegen brach, die Felder sind weiß zur Ernte, bitten wir, daß Gott wieder neue Arbeiter erwecke, an Stelle der vielen, die nur da sind, um in nutzlosen theologischen Zänkereien ihre Kräfte zu vergeuden und einander zu verbittern.

Aber wenn diese schöne Parabel uns Diener am Wort zu ernster Selbstprüfung erweckt, so thut sie dies nicht minder an jedem andern wahren Christen. Noch giebt es manchen, der die fünf Talente anderer bewundert und beneidet und nicht daran denkt, mit dem aller-einzigen, das ihm geschenkt ward, zu wuchern, darum, weil es nur ein einziges ist. Und doch hat die Gemeinde Christi an den eigentlichen Dienern des Wortes nicht genug, sie bedarf — nicht jener Art selbstbewußter Prediger, die ihr schwaches Talent (vorausgesetzt, daß nur auch dieses echt ist!) so gern bewundern lassen, sondern euch braucht sie, ihr Väter und Mütter, die ihr die Gemeinde der Zukunft erzieht, euch, ihr Frauen und ihr Jungfrauen, die ihr Arme trösten und Kranke pflegen könnt, euch, ihr wahren Menschenfreunde, die ihr die Bibel verbreitet, Missionare zu den Heiden sendet und ebenso ein Auge

habt für alle Not unserer heutigen Gesellschaft. Und wer dazu keine Gelegenheit hat, oder wem es an irdischem Vermögen gebricht, der bedenke: Jedes christliche Vorbild ist ein Talent, das Gewinn bringt. O, wer nur in seinem ganzen Leben eine einzige Seele vom Tode zu erretten vermag, der wird bei des Herrn Zukunft nicht beschämt stehen müssen! Und in dieser Zukunft soll kein großes Messiasmahl nach der Vorstellung der Juden, da sollen auch keine himmlischen Gärten, wie die Muhammeds, den Seligen zu teil werden. Wer über wenigem getreu befunden wurde, soll über viel gesetzt werden. Dieses weist hin auf eine Thätigkeit, von der wir hier noch keine Vorstellung haben; vielleicht ist es die Bewahrung anderer vernünftiger Geschöpfe, die Erziehung künftiger Geschlechter. . . . Doch schweigen wir lieber von dem, was kein Auge je gesehen, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist, was aber der Herr bereitet hat allen denen, die ihn lieb haben. (1. Kor. 2, 9.)

Wir kommen nun endlich zu Lukas, denn wir haben bis jetzt nur einige Kleinigkeiten aus dem bei ihm vorkommenden Gleichnis zur Erklärung des Matthäus herangezogen, aber die Frage, ob wir es hier mit demselben Gleichnis zu thun haben, ganz unerörtert gelassen.

Das Gleichnis, das bei Lukas vorkommt, wird gewöhnlich das von den Pfunden genannt. Dieser Ausdruck ist eine nicht eben glückliche Uebersetzung von Mna oder Mine, womit keine eigentliche Geldmünze, sondern ein gewisser, nach dem Gewicht berechneter Geldwert bezeichnet wird. Ein Talent hatte 60 Minen und eine Mine 100 gewöhnliche Sichel. Mit diesem stand, da er, wie wir schon früher sagten, allmählich im Wert sank, die alte Drachme gleich. Dabei muß man jedoch im Auge behalten, daß auch die attische Drachme zu Jesu Zeit je länger je kleiner geschlagen wurde und bereits wieder beinahe auf die Hälfte des Wertes gesunken war. Doch bleibt ein Talent immer noch eine ansehnliche Summe. Bei Matthäus haben wir uns an die hebräische Geldrechnung gehalten und es auf ungefähr 7500 Mark geschätzt, aber wollte man dort auch an ein attisches Talent denken, so müßte man doch mindestens gegen 4000 Mark annehmen.

Hieraus geht hervor, daß bei Matthäus mit dem anvertrauten Gelde der ganze Besitz eines vermögenden Mannes gemeint ist, bei Lukas nicht. Denn die ganze Summe, die hier unter zehn Knechte gleich verteilt wird, würde nur etwa 700 Mark betragen, da von Lukas eine griechische Berechnung erwartet werden muß. Ja, selbst wenn die hebräische Berechnung zu Grunde gelegt würde, und 1400 Mark gemeint wären, was wäre diese Summe für einen zukünftigen Fürsten? Dieser kleine Betrag entspricht auch dem Umstande, daß hier der faule Knecht seinen Anteil einfach in ein Tuch knüpft, er braucht dazu keine Grube zu graben, ein Schweißtuch, das in seiner Größe zwischen unserm Taschentuch und Handtuch die Mitte hält, war dazu ausreichend.

Verfolgen wir nun die ganze Darstellung, dann wird uns die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit in beiden leichter in die Augen fallen.

Ein Edler zog fern in ein Land, daß er ein Reich einnahme und dann wiederkäme. . . . Seine Bürger aber waren ihm feind und schickten Botschaft nach ihm und ließen ihm sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.

Diese Darstellung, die sich von dem Gleichnis von den Talenten so sehr unterscheidet, greift tief in die Zeit hinein, in die das Leben und Wirken des Heilandes fällt. Wie schon der Schreiber des ersten Buches der Makkabäer bemerkt, ging auch das jüdische Land und zwar infolge seiner eigenen Zwietracht, gebückt und unter dem Joch der Römer, die sich der nahen und fernen Königreiche bemächtigt und allen, die ihren Namen hörten, Furcht eingeflößt hatten und die zu Königen machten, denen sie zum Throne verhelfen wollten, die aber, welche sie strafen wollten, absetzten (Kap. 8, 12. 13). Und wahrlich, wer in dieser Zeit noch den Schein eines freien und unabhängigen jüdischen Fürsten erweckte, der regierte doch keineswegs „von Gottes Gnaden“, sondern nach Laune Roms. Ein Bild dieser Zustände gewährt uns Ostindien, wo auch dem Namen nach inländische Fürsten hie und da regieren, während in der That das Machtverhältnis kein anderes ist als in den Provinzen, die ganz dem niederländischen oder englischen Gebiete einverleibt sind.

Darum führt uns das Gleichnis einen „hochgeborenen“ Mann vor, nicht einen, der bei gesetzmäßiger Thronfolge als König anerkannt wurde, und noch weniger einen, der sich schon das Gebiet seines Reiches angeeignet und es in Besitz genommen hatte; sondern nur jemand von vornehmer Geburt, der für die verwaiste Regierung, die inzwischen von einem Landvogt verwaltet wurde, als Thronerbe viel Aussicht hatte. Er mußte jedoch vorher in einem fernen Lande das Königreich empfangen: von wem anders als aus den Händen des römischen Kaisers? Das war in jenen Tagen kein seltenes Ereignis. Herodes, der später den Namen „der Große“ erhielt, flüchtete vor Antigonos nach Rom und empfing hier durch den Einfluß des Antonius von dem Senate den hohen Rang eines „Königs der Juden“. Nach seinem Tode reiste auch Archelaus nach Rom, um sich dort das väterliche Erbteil übereignen zu lassen. Nach dem Tode Jesu kam wieder Agrippa von dort mit dem Königstitel zurück, und sein Oheim, der alte Vierfürst Antipas, der darüber neidisch war, reiste selbst noch nach der Weltstadt, um den Königstitel zu bekommen, er kam jedoch infolge der Ränke seines Neffen Agrippa von dort nicht mehr zurück.

Wenn es uns auch die Geschichte nicht melden würde, so können wir uns doch leicht vorstellen, was Schmeichelei und Ränke und nicht zuletzt Bestechung dabei oft für eine Rolle spielten. Die Römer dieser Zeit wurden, nachdem sie durch Eisen und Erz die Ueberwinder der

Welt geworden waren, wie alle Eroberer vor ihnen und nach ihnen, selbst durch das Gold überwunden.

Der Edelmann oder Prinz von Geblüt in unserm Gleichnis hat also auch diese, für jene Zeit weite Reise unternommen, um aus des Kaisers Händen die Königswürde zu empfangen, und es stellt sich bald heraus, wie nötig dies war; denn seine Mitbürger, die ihm feind waren, schickten Gesandte ihm nach zum Kaiser, um in ihrem Namen sagen zu lassen: Wir wollen nicht, daß dieser (verächtlich gesprochen) König über uns sei.

Ob hierfür ein Grund vorhanden war oder nicht, erzählt unser Gleichnis nicht, wie es eine allgemeine Regel ist, daß über das sittliche oder unsittliche Verhalten der als Beispiel gewählten Personen kein Urtheil gefällt wird, weil dies für die Vergleichung doch unwesentlich ist. Indes sehen wir, daß das Vorgehen der feindlichen Partei nichts nützte; auf den Wunsch der überwundenen Völker wurde wenig Gewicht gelegt, alles entschied die Gunst des Kaisers oder das Urtheil seiner bestochenen Ratgeber.

Der angesehene, aber gehaßte Bürger empfängt also das Königreich und kommt wieder. Sobald der kaiserliche Beschluß ausgefertigt ist, ist kein Widerspruch mehr denkbar, er braucht sich des Königreichs nicht einmal erst zu bemächtigen, die ganze Macht Roms steht hinter ihm.

Von jetzt an beginnt die Erzählung wieder der von den Talenten zu gleichen, wenn auch die große Verschiedenheit der Summen, die wir schon bemerkten, als Unterschied bestehen bleibt. Was haben die zehn Minen, die unter ebensoviele Knechte verteilt wurden, eingebracht? Man würde fragen können: War dies nicht eine kleine häusliche Angelegenheit von viel zu geringer Bedeutung, als daß sie das erste Geschäft des neuen Königs sein konnte? Doch nun stellt es sich heraus, warum er gerade hiermit beginnt. Es ist die Probe für ihre Geschicklichkeit und Treue gewesen, und diese ist bei dem ersten ganz besonders glücklich ausgefallen. Mit einer Mine (einem Pfunde) hat er zehn gewonnen, er wird denn auch über alle Maßen gelobt: Ei, du frommer Knecht, dieweil du bist im Geringsten treu gewesen, sollst du Macht haben über zehn Städte. Kürzer fällt das Lob über den zweiten aus, der mit der erhaltenen Summe das Fünffache verdient hat: Und du sollst sein über fünf Städte. — Hier sehen wir also den Grund seiner seltsamen Handlungsweise. Der neue König braucht besonders bei dem Widerstand der Bevölkerung getreue Statthalter, und auf diese Weise hat er sie gefunden.

Darauf folgt nun das Bild von dem gleichgiltigen und faulen Knecht, der das Geld nur aufgehoben hat, ganz in derselben Weise wie bei Matthäus, nur mit dem Unterschied, daß es ihm wohl abgenommen wurde, daß er aber selbst keine Strafe erhielt. Von den sieben andern und von dem, was ihnen anvertraut wurde, verlautet nichts, nur wird das Geld des faulen Knechtes dem gegeben, der seinem Herrn den

größten Vorteil verschafft hat. So natürlich dies bei der Verwaltung der Talente erscheint, so sehr muß es befremden, daß die etwa 70 Mark, die dem Statthalter über zehn Städte geschenkt wurden, für eine solch ansehnliche Belohnung galten, daß die andern Diener zauderten und sagten: Herr, hat er doch zehn Minen, während sie von den Städten nicht einmal sprechen.

Dies alles erscheint mir nicht so einfach und natürlich als sonst wohl die Gleichnisse des Heilands. Es wäre nicht unmöglich, daß Lukas, der alles von Anbeginn erkundet und mit Fleiß untersucht (1, 3), aber nicht unfehlbar und auch selbst kein Augenzeuge war, das Bild von dem bösen und faulen Knechte gekannt hat, aber da er nicht wußte, wo er es unterbringen sollte, es hier eingeschoben hat. Es giebt mehrere Beispiele, die beweisen, daß die Evangelisten ein Wort des Herrn, dessen Zusammenhang sie nicht kannten, so gut sie es vermochten, an einer andern Stelle eingefügt haben. So viel ist gewiß, daß die Verse 20—26 weggenommen werden können, ohne daß man etwas vermißt, da das Folgende (Vers 27) sich genau an das Vorhergehende (Vers 19) anschließt: Du sollst Macht haben über zehn Städte, und du sollst sein über fünf Städte, doch jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürgt sie vor mir! — So fällt auch die uns befremdende Eigentümlichkeit der Erzählung hinweg, daß der faule Knecht unbestraft bleibt, und wir von den sieben andern nichts mehr hören, da alle im Besitz oder in der Verwaltung der kleinen, ihnen anvertrauten Summe zu bleiben scheinen.

Man hat das Urteil des neuen Königs über seine Feinde zu hart gefunden, er hätte lieber versöhnlich auftreten sollen. Schon gut, aber das taugt nicht für das Morgenland, wo jede Rücksichtnahme dieser Art für Schwäche gilt. Mit denselben Ausdrücken wird uns in der alten Geschichte erzählt, daß Samuel den König Agag, noch dazu „vor dem Angesicht Jehovas“, in Stücke hieb, und später, daß Babels König die Söhne Zedekias vor dessen Augen schlachtete (1. Sam. 15, 32—34; Jer. 52, 10). Noch mehr stimmt mit unserer Erzählung das Verlangen des Volkes überein, das nach dem Siege Sauls über die Ammoniter zu Samuel sprach: Wer sind sie, die da sagten: Sollte Saul über uns herrschen? Gebet sie her die Männer, daß wir sie töten (1. Sam. 11, 12), doch Saul war edelmütig und wollte dies nicht, später indes wurde auch er ein blutdürstiger Tyrann.

Mein Endergebnis ist nun dieses: Obwohl ich mir kaum vorstellen kann, daß dieses Gleichnis ganz unversehrt auf uns gekommen ist, so ist es doch sicherlich keine bloße entstellte Nachbildung des Gleichnisses von den Talenten. Es ist viel zu viel Eigenartiges darin, und vor allem ist der Zusammenhang hier ein ganz anderer als bei Matthäus.

Es war auf der letzten Reise Jesu nach Jerusalem, einer Reise, die an der Spitze der galiläischen Karawane mehr und mehr die Gestalt eines königlichen Triumphzuges annahm, bis sie zuletzt in laute

Hosianna-Rufe überging. Jesus hat im Hause des Zachäus in Jericho gegessen, und wie es gewöhnlich der Fall war, waren viele in den Saal gekommen. Sie vernahmen die Worte Jesu: Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Das reizbare jüdische Volk, das besonders in den Tagen des Passahfestes so leicht zu begeistern war, wurde dadurch noch mehr in dem Wahne bestärkt, daß nun bald das Reich Gottes in äußerlicher Gestalt ans Licht treten solle. Darum, sagt Lukas, und weil er nun nahe bei Jerusalem war, erzählte er dieses Gleichnis. Der Evangelist legt also den Nachdruck nicht auf die anvertrauten Geldsummen, sondern auf das zukünftige Königreich.

Eine damit in Verbindung stehende Erinnerung, die in Jericho, durch das Jesus gerade zog, noch nicht vergessen sein konnte, gab möglicherweise die Veranlassung zu diesem Gleichnisse. Man ging an dem prächtigen Palaste des Archelaus vorüber, der gerade in der Zeit, als Joseph mit Maria und dem Jesuskinde nach des Herodes Tode aus Aegypten zurückkehrte, im Bau begriffen war. Da Joseph aber hörte, daß Archelaus im jüdischen Lande König war, anstatt seines Vaters Herodes, fürchtete er sich, dahin zu kommen, und zog nach Galiläa (Matth. 2, 22). — Was war der Grund dieser Furcht? Regierte nicht auch in Galiläa ein Sohn des Herodes? Allerdings, aber dieser Archelaus war nach Rom gereist, um nach dem Tode seines Vaters sich mit dessen Königreich nach dem Vorgange des Herodes belehnen zu lassen. Doch die Juden, die seinen grausamen Charakter kannten, fertigten eine Gesandtschaft von fünfzig der angesehensten Männer ab, um über ihn Klage zu führen und zu erklären: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. Achttausend andere schlossen sich in Rom an diese Gesandtschaft an, und im Tempel des Apollo baten sie den Kaiser Augustus, daß sie, befreit von den Idumäischen Fürsten, lieber nach Weise ihrer Väter leben und mit Syrien vereinigt, als unter dem Szepter jenes Tyrannen stehen möchten. Doch Archelaus mußte den kaiserlichen Hof so zu bearbeiten, daß ihre Klagen und Bitten kein Gehör fanden. Als er nun von Rom zurückkehrte, war es sein erstes königliches Geschäft, seine Feinde umzubringen und seine Getreuen zu angesehenen Stellungen zu erheben, so daß der neue Palast durch ein gräßliches Blutbad eingeweiht wurde. Indes mußten die Römer auf die wiederholten Klagen der Juden zehn Jahre darauf seinen Greuelthaten ein Ende machen und nahmen die Gelegenheit wahr, Judäa und Samaria als eine Provinz dem römischen Reiche einzuverleiben.

Lesen wir nun bei Lukas, daß der Herr dieses Gleichnis erzählte, als er nahe bei Jerusalem war, und sie der Meinung waren, daß das Reich Gottes sollte alsobald geoffenbaret werden — und dann am Schlusse: Und als er solches sagte, zog er fort und reiste gen Jerusalem — dann ist die Beziehung dieses Gleichnisses deutlich. Wir lassen wieder den Charakter der handelnden

Personen ganz beiseite, um vor allem den Hauptpunkt der Vergleichung im Auge zu behalten, und dieser liegt, wie Lukas ganz recht verstanden hat, darin, daß nicht alsobald, nicht zu Jerusalem das Himmelreich errichtet werden solle. Ebenso wie Archelaus nach Rom, so mußte der Messias nach einer höhern Welt verreisen, um sein Königreich in Empfang zu nehmen, und es wird nichts helfen, wenn auch seine Mitbürger erklären: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche, wir haben keinen andern Herrscher, als den Kaiser. Doch stand sein Königstitel bereits über seinem Kreuze, und die Juden haben ihre Weigerung schwer gebüßt, während seine treuen Diener belohnt wurden.

In den Rahmen gefaßt, in den es gehört, erhält dieses Gleichniß erst seine eigentliche Bedeutung, die es durch die Uebereinstimmung mit einigen Zügen bei Matthäus beinahe verloren hatte.

Zum Schluß nur noch dies eine: Ueberall steht in der Aussicht auf des Herrn Zukunft der schrecklichen Strafe der Gottlosen die Herrschaft der Gerechten mit ihrem Herrn gegenüber, wie Jesus den Aposteln die Verheißung gab: In der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels (Matth. 19, 28). Diese Aussicht, mit Christus zu herrschen, die von Paulus (1. Kor. 6, 3) auf alle Gläubigen übertragen wird, gehört zu der messianischen Einkleidung einer zukünftigen Seligkeit. Bei denen, die die Phantasie des Ostens nicht verstanden, sind dadurch die Erwartungen eines tausendjährigen Reiches genährt und allerlei sinnliche Vorstellungen geweckt worden. Ein alter griechischer Schriftsteller (Evagrius) schrieb darum bereits mit Recht: „Einige irdisch gesinnte Menschen fassen diesen Glauben so auf, als ob sie in der Auferstehung reiche Satrapien und Landvogteien erhalten würden, weil sie recht und christlich gelebt haben. Aber wo liegen denn diese fünf und die zehn Städte? Erwarten wir nicht eine Stadt, die einen Grund hat, welcher Baumeister und Schöpfer Gott ist? (Hebr. 11, 10.) So wie nun das himmlische Jerusalem, so sind auch die Wohnungen, und so ist auch die Herrschaft der Seligen himmlisch, gleich der Herrlichkeit der Erzengel in der Engel Reich.“

XXVII

Der harte Knecht (Schalksknecht)

Matth. 18, 23—34

Jesus hat, was immer auch Papst oder Synode sagen möge, keine eigentliche Kirche, kein über seiner Gemeinde stehendes Amt gestiftet, sondern eine freie Bruderschaft derer, die an ihn glauben sollten. Einer ist euer Meister, sprach er, ihr aber seid alle Brüder (Matth. 23, 8). Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid,

so ihr Liebe untereinander habt (Joh. 13, 35). Wer der Größte unter euch sein will, der sei der Geringste und aller Diener (Marc. 10, 43 u. a.). Und bei dem letzten unvergeßlichen Abendmahl: Ihr heißet mich Meister und Herr und sagt recht daran, denn ich bin es auch. So nun ich euer Herr und Meister euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch untereinander die Füße waschen (Joh. 13, 13. 14).

Doch wie eng auch diese gegenseitige Beziehung sein mag, nicht immer ist es „sein und lieblich, wo Brüder zusammen wohnen“. Mißverständnis und Streit kann die Bruderliebe stören, ja selbst der einen andern beleidigen oder übervorteilen. Und nun lehrt Jesus die Seinen, wie sie sich in dieser Beziehung verhalten sollen. Es ist eine Vorschrift, aus der man mit Unrecht die spätere Kirchenzucht abgeleitet hat.

Jesus hatte gerade ein Kind in ihre Mitte gestellt und beantwortete ihre Frage: wer doch der Größte im Himmelreich sei. Von seinen Jüngern verlangt er vor allem Demut und Einfalt. Und nun folgt ein Wort aus dem andern, und Jesus spricht auch über den Streit, der so wenig brüderlich und kindlich ist. Wie sollten sie sich bei einem solchen benehmen? Sündigt aber, sprach er, dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Hört er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen; glückt dies nicht, dann soll man mit ein oder zwei Zeugen wiederkehren, und wenn der Gegner auch diesen kein Gehör giebt, so soll man die Sache vor die Gemeinde bringen. Wollte er auch da sein Unrecht nicht erkennen, so soll man ihn fahren lassen, sich von ihm fern halten, wie von einem Heiden oder Böllner (B. 15—17).

Während Jesus weiterhin über die Macht seiner Gemeinde und die Kraft ihres Gebetes spricht, hat Petrus noch über das eben Besprochene nachgedacht, und weil er von allem Folgenden nichts gehört hat, tritt er plötzlich mit der Frage hervor: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist es genug siebenmal? Wir sehen deutlich, der Ausdruck „der an mir sündigt“ schließt sich eng an das Wort Jesu „sündigt aber dein Bruder an dir“ (B. 15) und beweist aufs neue, daß wir hier an Streitigkeiten, die der eine mit dem andern vorhat, und nicht an eine Irrlehre oder Ketzerei zu denken haben.

Petrus will wohl auch etwas thun, um seinen Bruder zu gewinnen, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Unversöhnliche Rache sucht ist ein hervorstechender Charakterzug der Morgenländer. Das älteste Recht (jus talionis) gründete sich auf Wiedervergeltung, „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben.“ Das mosaische Gesetz hatte dieses Prinzip aufgenommen, aber die Anwendung nur auf besondere Arten der Feindschaft beschränkt. Auch die Rabbinen hatten dieses Recht wohl anerkannt, aber sie schrieben nach dem göttlichen Beispiel (Amos 1, 6; 2, 6) ein dreimaliges Vergeben vor, ehe man Rache nehmen dürfe. So stand schon die jüdische Religion über der Zeit und dem Lande, in dem sie herrschte. Nun geht Petrus von dem

Gedanken aus, daß man im neuen Gottesreiche sicher noch eine Stufe höher steigen müsse und wenigstens im Bruderstreite (denn von Fremden und Feinden spricht er nicht) zu vergeben bereit sein solle. Wie, wenn er nun etwa die nächstfolgende heilige Zahl annahm und statt dreimal — siebenmal sagte? Dann wäre nach Jesu Forderung in der Bergpredigt (Matth. 5, 20) seine Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer. — Es liegt so ganz in der Art des Petrus, daß gerade er diese Frage stellt, und zwar nicht, um für andere eine Lebensregel zu erfahren, sondern für sich selbst. Für einen so reizbaren Charakter ist doch schließlich die Rache süß, und bestände sie auch nur in dem Zurückweisen des um Vergebung bittenden Beleidigers.

Die Antwort Jesu ist bekannt: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. Ein treffendes Gegenstück zu dem Racheschrei Lamechs, dem ältesten Gedicht in der Bibel (1. Mos. 4, 23. 24). In trotzigem Stolze auf Erfindungen, die seine Söhne gemacht hatten, und stark durch das Schwert, das Thubalkain für ihn schmiedete, singt er mit herausforderndem Rühmen seines Stammvaters:

„Abä und Billa, höret meine Stimme,
Ihr Weiber Lamechs, merket auf meine Rede!
Einen Mann erschlage ich für eine Wunde
Und einen Jüngling für eine Beule.
Wenn siebenmal gerochen ward Cain,
So Lamech sieben und siebenzigmal.“

Darum, so fährt der Herr, seine siebenzigmal siebenmal, die wohl niemand zählen wird, und die darum gleichbedeutend sind mit einem Vergessen und Vergeben ohne Ende — erläuternd fort: darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte.

Doch wir lassen, wie wir gewohnt sind, die Deutung einen Augenblick auf sich beruhen, um unabhängig von derselben das Gleichnis uns deutlich vor Augen zu führen. Wir müssen uns sogleich wieder mit ganz andern Sitten vertraut machen, als die unsern sind.

In den östlichen Ländern ist das Einkommen eines Landes gleichbedeutend mit dem seines Fürsten, wie es auch bei uns noch genug Leute giebt, die der Meinung sind, daß die Steuern für den Landesherrn aufgebracht würden, und wie darum auch das Gebot der alten Welt bei uns noch wörtlich gilt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Alle Einkünfte der Krone kommen im Osten also dem König zu, und diese Lasten werden bei weitem nicht so billig und gleich verteilt und getragen, wie es bei uns der Fall ist. Eine Finanzverwaltung, die auf Grund der Gesetze einen jeden nach seinem Einkommen belastet, und die selbst dem König das Geld verweigern kann, würde dort als ein Eingriff in die königliche Macht betrachtet werden. Und wie bekam nun der König meist das Einkommen? Zu diesem Zwecke war jeder Landstrich mit einer durch eine Tage festgesetzten Summe besteuert, und der Satrap oder Landvogt mußte das Geld, so gut er

konnte, aufbringen. Oder es wurde auch wohl eine Kopfsteuer angeordnet und Zoll oder Accise erhoben; doch wurden diese Steuern verpachtet und meist willkürlich auf die Einwohner verteilt. Der kleine Mann steht dem Throne zu ferne und unterwirft sich seufzend mancher Erpressung oder sucht die Beamten zu seinen Gunsten zu bestechen; diese asiatische Verwaltung ist zum Theil selbst noch in Rußland gebräuchlich, das auch darin zwischen Asien und Europa die Mitte hält.

So verfügt denn der König frei über alle Einkünfte seines Reiches, und wenn nur die Großen seines Landes allen seinen Wünschen genug thun, so bleibt oft bei der Trägheit der morgenländischen Lebensweise die Berechnung der Einnahme und Ausgabe ungeregelt. Kurz, der Staatsdiener oder Satrap ist für den König das, was der Rentmeister für den reichen Grundbesitzer ist.

Hierdurch wird in unserm Gleichnis die scheinbar so unerwartete Entdeckung einer so ungeheuren Schuld erklärlich. Denn in der Regel wird in den Parabeln nichts anderes erzählt, als was für die Zeit und die Lebensanschauung Jesu natürlich und nicht einmal nach irgend einer Seite hin auch nur unwahrscheinlich ist.

Dieser König will also, nachdem er es lange Zeit nicht gethan hat, endlich einmal mit seinen Beamten abrechnen und das Geld einziehen, das er noch bei ihnen ausstehen hat. Es kommt zu wenig Geld ein, und er will wissen, was der Grund dafür ist. Oder er hört vielleicht auch, wie der Herr des ungerechten Haushalters, von großen Veruntreuungen und Verschwendungen munkeln, genug, er will nun endlich einmal die Sache in Ordnung bringen.

Alle Landbögte der Provinz und Pächter von Zöllen und Accisen werden aufgefordert, ihre Rechnung abzulegen und sich wegen etwaiger Fehlbeträge zu verantworten. Dabei muß man im Auge behalten, daß alle, wie groß und reich sie auch in dem Kreise der ihnen Gleichgestellten sein mögen, gegenüber dem Könige nur Diener und Sklaven sind und daher ebensowenig wie der ärmste Tagelöhner irgend welches Recht geltend machen können. Ist jedoch ihre Rechnung in Ordnung, und haben sie nicht mehr genommen, als ihnen zutam, so werden sie an ihm einen gerechten und billigen Herrn finden.

Der Fürst hat sich auf seinem Throne niedergelassen. Der Schatzmeister oder ein anderer hoher Beamter schlägt für einen nach dem andern die Rechnung nach, um sie dann dem Fürsten zur Begutachtung vorzulegen und mit dem Schuldner abzuschließen. Während er hiermit beschäftigt ist, wird einer vor den Fürsten gebracht. Daß er gebracht werden muß und nicht von selbst kommt — wir bemerkten das schon bei einem andern Gleichnis — ist bereits kein gutes Zeichen. Und kein Wunder: seine Schuld beläuft sich auf 10000 Talente (Pfundes). Berechnen wir das Talent Silber (jüdisches Talent) auf 7500 Mark, so betrug die Schuld 75 Millionen Mark, und auch bei einer andern Berechnung (griechisches oder römisches Talent) ist es doch eine ungeheuer große Summe. Wir brauchen dies wohl nicht so genau zu nehmen,

denn zehntausend, als die größte Zahl, mit der man rechnete, wird oft von einer unzählbaren Menge gebraucht, wie bei Lukas 12, 1 von den Zehntausenden, die Jesu folgten, und Offenb. 5, 11 sogar von den zehntausendmal zehntausend Engeln die Rede ist. Doch ist, auch im eigentlichen Sinne verstanden, eine so große Summe nicht ganz undenkbar. 10 000 Talente bot Darius Alexander dem Großen an, wenn er seine Eroberungen einstellte, und dieselbe Summe wurde von den Römern dem Antiochus nach seiner Niederlage als Kriegsentschädigung auferlegt. Das Auslaufen der Schuld zu einer solchen Höhe war also nicht ganz unmöglich. Ein morgenländischer Satrap, der Jahre lang außer den gewöhnlichen Einkünften die Entschädigungen von unterjochten Völkern für seinen Fürsten in Empfang nahm, konnte leicht eine solche Summe schuldig sein, und ebenso leicht konnte er bei der morgenländischen üppigen Lebensweise, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können, das Geld vergeudet haben.

Bitternd und bebend naht er sich dem Fürsten, und seine Schuld kommt nur allzu bald zum Vorschein. Er muß sie anerkennen, aber er hat nicht, sie zu bezahlen. Und der König, der hier nicht als Richter sondern als Herr seiner Diener handelt, giebt den Befehl, daß man mit all seiner Habe so viel wie möglich von der Schuld tilgen solle. Daß auch dann noch ein ansehnlicher Fehlbetrag vorhanden sein wird, ist selbstverständlich, es muß aber doch so viel wie möglich von der Schuldsomme in den königlichen Schatz fließen. Es sollen also zunächst alle seine Besitzungen zu Gelde gemacht, danach Frau und Kinder und zuletzt er selbst als Sklaven verkauft werden. Getilgt muß die Schuld werden, soweit es nur irgend möglich ist. Dieses Urtheil wird uns zwar hart erscheinen, ein Morgenländer aber wird es keineswegs ungerecht nennen. Der Mann hatte es ja voraussehen können, aber wie so viele, die ihre Sachen nicht in Ordnung halten, ist er blindlings fortgestürzt. Brauchte er vielleicht doch keine Rechnung abzulegen? Indes das Urtheil hat ihn erschreckt, als hätte er es nicht erwartet. Und er fiel nieder und betete ihn an, wie sich der Morgenländer so tief vor seinem Fürsten beugt, daß er mit seinem Angesichte im Staube zu jenes Füßen liegt. Dies hätte er sonst, als einer der angesehensten Staatsdiener, nicht zu thun brauchen; und aus welchem Grunde erniedrigt er sich so tief? Wir erfahren es, als er eben sein Haupt mit der Bitte aufrichtet: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

Es ist das gewöhnliche Versprechen aller schlimmen Bezahler, deren Verhältnisse so in Unordnung sind, daß sie dieselben selbst nicht zu durchschauen vermögen. Sie denken nur, wie mir einmal jemand schrieb, an die schreienden Schulden, an diejenigen, die für den Augenblick treiben und drängen; können sie nur diese Gefahr abwenden und einige Frist erhalten, dann versprechen sie dir, was du willst, stellen unbezahlbare Wechsel auf die Zukunft aus und gehen unbesorgt wieder ihren alten Schlendergang. Sie sind unbesorgt in ganz anderm Sinne,

als es der Heiland wollte, als er sagte: Laßt den morgenden Tag für das Seine sorgen.

Der König weiß das sehr wohl. Wo so viele Millionen verloren gegangen sind, hat er nur die Wahl zwischen Recht und Gnade, und wenn ein morgenländischer Fürst diese ausübt, so thut er es vermöge seiner Machtvollkommenheit auf echt fürstliche Weise. Jede Langmut, jedes geduldige Warten und jede Frist für die Bezahlung würde in diesem Falle nichts genützt haben. Da jammerte den Herrn desselbigen Knechtes, fährt die Erzählung fort, und ließ ihn los und die Schuld erließ er ihm auch. Es ist eine doppelte Wohlthat, wie ein kluger Ausleger bemerkt, wenigstens sind es zweierlei Akte derselben Wohlthat. Zuerst hebt der König die bereits befohlene Verhaftung wieder auf und läßt ihn frei ausgehen, und dann entläßt er ihn, nachdem er ihm alle Schuld geschenkt hat. Wir könnten noch eine dritte Wohlthat hinzufügen: der König läßt ihn, wie aus allem hervorgeht, in seiner hohen Stellung, er spricht nicht, wie in einem andern Gleichnis: du kannst hinfort nicht länger mehr Haushalter sein. Wir denken jedoch natürlich an die stillschweigende Voraussetzung, daß jener sich nicht wieder seiner hohen Stellung unwürdig zeige.

Da ging derselbe Knecht hinaus aus dem königlichen Palast nach seiner Wohnung. Dieß Freihinausgehen weist deutlich auf das Loslassen zurück. Sein erstes Gefühl ist die grenzenlose Freude von einem, der unverfehrt die Höhle des Löwen verläßt. Doch bei dem ebenso trotzigen als niedrig gesinnten Mann paart sich mit der Freude ein Unmut über die Erniedrigung, die er, um eine so große Gnade zu erlangen, in Gegenwart der andern angesehenen Staatsbeamten auf sich genommen hatte. Es ist also, so befremdend es auch scheinen mag, mit großer Menschenkenntnis geschildert, daß gerade jetzt sein Herz so hochmütig, und sein Gemüt so bitter gestimmt ist. Für den trotzigen Sinn, dem jede edle Gemütsregung fremd ist, gilt jede Wohlthat als Beleidigung und vor allem die, um die er hat bitten müssen. Für seine Demut und Untermüthigkeit gegenüber seinem Vorgesetzten rächt er sich durch Hochmut und Hartherzigkeit gegen seine Untergebenen.

So geht es auch hier. Da ging derselbige Knecht hinaus und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen (Denare) schuldig. Und er griff ihn an und würgte ihn und sprach: Zahle mir, was du mir schuldig bist. Daß dieser Mann ein Mitknecht genannt wird, besagt noch gar nicht, daß er mit dem andern im Range gleich stand, sondern nur, daß seine Stellung zum Könige dieselbe war. Er war nicht sein Sklave und ebensowenig ein Fremder, sondern so gut Bürger wie jener, wenn er auch in viel bescheidenerm Kreise lebte. Wir können uns hundert Gründe denken, warum er dem andern eine Summe schuldete, die für ihn im Augenblick ebenso unbezahlbar war, als für den Großen seine zehntausend Talente. Wenn wir den Wert eines Denars auf siebzig

Pfennige berechnen, so betrug die ganze Schuld nur siebenzig Mark, und diese können einen Mann, dem so viele Millionen geschenkt worden sind, nicht bereichern. Und dabei ist seine Behandlung des Schuldners noch härter oder wenigstens rauher, als der erste Befehl seines Herrn gegen ihn. Dieser befahl wenigstens keine unnötige Mißhandlung. Indes diese lag ganz im Geiste des Altertums, wo jeder noch viel mehr sein eigener Richter, und der Schuldner ganz in die Macht seines Gläubigers gegeben war. Es war selbst bei den Römern ein feststehender Ausdruck: jemand mit umgedrehtem Hals nach dem Gefängnis schleppen. Darum paßt hier auch der eigentümliche Ausdruck würgen. Dies wurde dem Gläubiger als sein Recht zuerkannt. Man ergriff den Halskragen des Untergewandes und zog ihn bis zum Ersticken fest an, um den Ergriffenen in der Gewalt zu behalten. Von diesem Rechte macht hier der große Mann Gebrauch. Nach einer so harten Erfahrung, die ihn den Wert des Geldes hat kennen gelehrt, will er fortan etwas besser auf sein Vermögen achten, und er macht sogleich die Probe davon an dem ersten besten, der ihm zufällig bei seinem Ausgange begegnet.

Dieser, den hundert Denare in eine unüberwindliche Verlegenheit bringen, muß demnach ein sehr armer Mann gewesen sein. Man kann jemandes Vermögen ebensowohl nach seiner Schuld als nach seinem Besitz abschätzen, und in diesem Falle macht die kleine Schuld jenem ebensoviel Beschwerde, als dem Reichen die zehntausend Talente. Doch da auch der Arme ein freigeborener Mann ist, so fällt er wohl vor seinem Schuldner nieder, doch er betet ihn nicht an, weil dieses eine sklavische Ehrenbezeugung ist, die nur dem Fürsten zukommt. Er betete ihn nicht an, aber desto mehr bat er ihn, indem er ihm zu Füßen fiel und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er fand ganz dieselben Worte, die der Staatsdiener eben zum König gesprochen hat. Diese Uebereinstimmung hätte den harten Mann betroffen machen müssen, während überdies bei einer kurzen Frist von einem Arbeiter oder kleinen Pächter diese hundert Denare leichter gewonnen werden konnten, als von ihm die zehntausend Talente.

Doch er wollte nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis daß er bezahlte, was er schuldig war. Denn jemand für eine Geldschuld in Strafhast zu nehmen, ein Brauch, der dem alten mosaischen Gesetz unbekannt war, war damals gewiß aus dem römischen Recht herübergenommen, wie er daraus auch auf die neueren Völker übergegangen ist und auch in unserer Gesetzgebung seine Stelle gefunden hat.

Nach dem Buchstaben des Gesetzes war also nichts dagegen zu sagen, der Mann war in seinem Rechte; und doch, als seine Mitknechte — die hohen Staatsbeamten, die Zeugen seiner Erniedrigung gewesen waren — solches sahen, wurden sie sehr betrübt und kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben

hatte. Sie sahen — nicht was geschah, sondern was schon geschehen war; sie waren also keine Augenzeugen, sondern hatten es nur später von andern vernommen, die jene That ebenso mißbilligten. Sie wurden betrübt, nicht aus Mitleid mit dem armen Mann, denn dann hätten sie ja die hundert Denare leicht für ihn zusammenschießen können, sondern über den, der die Wohlthat genossen hatte und nun bewies, wie wenig er sie verdiente. Es gehört zu den feinern Zügen des Gleichnisses, daß die Mitrknechte betrübt wurden, der Herr jedoch zornig. Es ärgert sie, wenn es auch eigentlich kein Vergehen gegen ihre Person war; der König jedoch — der bei dieser Abrechnung mit seinen Knechten immer Herr genannt wird — steht zu ihm in einem andern Verhältnis. Er sieht sich dadurch beleidigt, erblickt eine Geringschätzung seiner großen Wohlthat darin, hält es für die schändlichste Undankbarkeit und zugleich für eine harte und ungerechtfertigte Mißhandlung eines seiner Unterthanen.

Da forderte ihn sein Herr vor sich und sprach zu ihm: Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest, solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitrknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe? Der Mann, der gegen seine Untergebenen so barsch gewesen war, vermag sich mit keinem Wort zu rechtfertigen und vernimmt mit Bittern und Zagen sein Urteil; und er weiß wohl, daß es diesmal unwiderruflich sein wird: denn sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlte alles, was er ihm schuldig war.

Man frage nicht, ob es recht war, von jemandem das noch einmal zu fordern, was man ihm bereits erlassen hatte. Einem morgenländischen Fürsten gegenüber hat niemand Recht. In der Fülle seiner Macht befiehlt er und zieht sein Wort wieder zurück, schenkt eine Schuld und rechnet sie wieder zu. Jesus nimmt in seinen Schilderungen die Dinge einfach so, wie sie zu seiner Zeit zu geschehen pflegten, ohne die Handlungsweise zu beurteilen. Man könnte auch sagen, daß der König zuerst einfach als Gläubiger, dann aber als Richter aufgetreten sei. Vorher handelte es sich darum, Geld einzufordern, zu welchem Zweck nicht nur Haus und Familie, sondern auch der Schuldner selbst verkauft werden sollte; jetzt ist es eine richterliche Strafe. Vom Verkaufen ist nicht einmal mehr die Rede, in gerechtem Zorne überliefert ihn der König den Peinigern.

Wer sind diese Peiniger? Für gewöhnliche Gefangenwärter ist das Wort auch in der Ursprache etwas zu stark, an eine eigentliche Folterbank können wir hier ebensowenig denken. Die Ehre, eine solche erfunden zu haben, kommt nicht den Heiden, sondern den Christen zu. Wenn wir jedoch die Erzählung von der Gefangenschaft des Paulus zu Philippi nachlesen — der gezeißelt und, ohne daß man seine Wunden verband, mit andern zugleich in ein dunkles Loch geworfen wurde, wobei man ihm die Füße in einen Block schloß — dann hatte damals

eine Gefangenschaft, bei der dem Aufseher befohlen wurde, den Gefangenen in sichern Gewahrsam zu bringen, wohl auch Ähnlichkeit mit einer Folter. Doch auch ohne dies konnte der Gefängnisaufenthalt zu einer unerträglichen Qual gemacht werden. Ueber die Möglichkeit, daß der Unglückliche jenen graufigen Ort nicht eher verlassen sollte, als bis alles bezahlt war, über die Möglichkeit also, daß eine so große Schuld je abgetragen werden könnte, brauchen wir hier nicht zu sprechen. Sie ist kaum denkbar und liegt auch außerhalb der hier von Jesus verfolgten Absicht. Der Heiland will nur sagen, daß nunmehr auch mit jenem nach dem strengsten Recht verfahren werden wird.

Und nun die Deutung. Jesus giebt sie selbst mit den Worten: Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebt von eurem Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Bemerkenswert ist, daß Jesus sagt mein und nicht euer himmlischer Vater, als wollte er sagen, daß Gott für den Unversöhnlichen kein Vater mehr sein kann. Unser himmlischer Vater, von Jesus und den Seinen zugleich gesagt, kommt nie vor, da Jesus sein eigenes Kindschaftsverhältnis zu Gott immer von dem der Menschen unterscheidet. Ebensonenig rechnet sich Jesus, bei aller seiner Demut, zu den Schuldnern, den Sündern vor Gott.

Wenn auch die neuere Wissenschaft diese Bezeichnung der Sünden als Schulden, die bezahlt oder geschenkt werden müssen, als veraltet beiseite schiebt, so wird das Gewissen der Menschheit sie doch immer wieder als solche auffassen. Der Mensch fühlt in sich die zwingende Verpflichtung, nach dem Willen Gottes zu leben. Fühlt er sich ihm gegenüber im Rückstand, dann beschleicht ihn die Angst, und er hat keine Ruhe, bevor nicht der Friede mit Gott wieder bei ihm eingelehrt ist. Der erste Gedanke, der ihn beseelt, ist der, was er verfehlt hat, wieder gut zu machen und durch gute Thaten oder große Opfer seine Schuld zu sühnen; und fühlt er, daß ihm dies unmöglich ist, dann nimmt er seine Zuflucht zu Gottes Gnade und bittet um Vergebung. Und welches Bild wäre hierfür treffender als das von einer Schuld, die uns bedrückt, und die abbezahlt oder geschenkt werden muß?

Daselbe Bild finden wir in einem jener kleinen Gleichnisse, die meist nicht zu denselben gerechnet werden, weil sie nur aus einem einzigen Spruch oder aus einer Frage bestehen. Wir lesen es nur bei Lukas (7, 41. 42).

Jesus ist bei einem Pharisäer namens Simon zu Gaste. Obwohl dieser sich geschmeichelt fühlt, einen Mann, dessen Name auf aller Lippen lebt, an seiner Tafel zu sehen, empfängt er ihn doch einigermaßen von oben herab. Es dünkte ihn für den ungelehrten Rabbi von Nazareth schon Ehre genug, daß er zu einem so angesehenen Kreis der Gerechten in Israel zugelassen wurde.

Simon bewillkommnete also Jesum nicht nach der Weise des

Vandes mit einer brüderlichen Umarmung und mit einem Freundschafts-
fuß. Noch viel weniger wurde der Besuch des so berühmten Gastes
als eine Auszeichnung betrachtet und sein Haupt mit Del gesalbt, wie
Maria in Bethanien mit der köstlichen Salbe that. Ja selbst das
allergewöhnlichste Zeichen der Gastfreundschaft, das Wasser zum Waschen
der Füße, wurde ihm nicht zu teil. Es stand sicherlich in Bereitschaft,
denn es durfte im Hause eines Pharisäers nicht fehlen. Jesus und
die Seinen brauchten darum nur zu bitten, ebenso wie sie es beim
letzten Ostermahle hatten thun können, wo es auch bereit stand. Aber
dort war Jesus selbst der Gastgeber, und der Bewohner des Hauses
wollte ihm freie Hand lassen. Hier hätte der Hausherr es durch einen
Sklaven bringen und seinen Gästen die Füße waschen lassen müssen.
Es ist nicht unmöglich, daß Simon es mit Absicht unterließ, um zu
sehen, ob Jesus auch ohne dies sich zu Tische setzen würde, wie er bei
einer andern Mahlzeit im Hause eines Pharisäers zum Argerniß des
Gastgebers, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben, sich zu
Tische setzte (Luk. 11, 38).

Die Mahlzeit beginnt. Nach der Gewohnheit der Morgenländer
steht dabei die Thür offen, sodaß die Stadtbewohner, die Zeugen der-
selben sein wollen, auch ungeladen bewohnen können. Denn die alten
Weisen, die Griechen so gut wie die Hebräer, ließen ihre Weisheit
gerne in Tischgesprächen hören. Fröhliche Trinkgelage waren bei den
mäßigen Morgenländern und besonders bei den ehrbaren Pharisäern
eine seltene Erscheinung.

Dieser und jener kommt also herein und wird aufs höchste ent-
täuscht, als Jesus Stillschweigen beobachtet. Da naht sich auch eine
Frau, die in der Stadt allgemein wegen ihres leichten Lebenswandels
bekannt ist. Da Jesus auf einem Polster liegt, mit den bloßen Füßen
nach hinten, kann er sie nicht sehen; um so besser aber sieht sie der
Gastgeber, der ihr zu seinem größten Verdruß, ohne die Sitte des
Landes zu verletzen, nicht die Thür weisen kann.

Geräuschlos ist sie näher getreten und hinter Jesus niedergekniet.
Sie umfaßt seine Füße, und ein Strom von Thränen fällt auf die-
selben nieder, die sie mit ihrem langen, aufgelösten Haar abzuwischen
sich beeilt. Darauf küßt sie seine Füße, öffnet ein Alabastrerfläschchen,
das sie in der Hand hält, und gießt über Jesu Füße wohlriechenden
Balsam aus. Jesus läßt sie in allem gewähren und kehrt sich nicht
einmal nach der Frau um, um zu sehen, wer die ist, die ihm diese
Huldigung darbringt.

Der Hausherr sieht dies und sagt bei sich selbst — flüstert es
vielleicht auch seinem Nachbar zu —: Wahrlich, wenn dieser ein
Prophet wäre, wofür ihn die beschränkte Volksmenge hält, so wüßte
er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret, denn sie ist
eine Sünderin. Denn daß Jesus es nicht zugelassen haben würde,
wenn er dies gewußt hätte, war doch wohl selbstverständlich. Der
Pharisäer, der sich vor jeder unreinen Berührung so sehr scheut, kann

es sich nicht anders denken, und der Prophet muß doch das Verborgene so gut wie das Zukünftige wissen.

Jesus liest diese bittere Bemerkung auf dem spöttischen Gesichte und hört jene vielleicht miteinander flüstern. Er thut indes nicht, als ob er etwas bemerkt habe, er scheint nur, nachdem sein erster Hunger gestillt ist, ein Tischgespräch beginnen zu wollen, und da Israels Weise von alters her gewohnt waren, einander mit Sprüchen und Rätseln auf die Probe zu stellen, so findet es niemand befremdlich, daß Jesus dies auch thut. Er macht es dem Pharisäer auch nicht schwer: Simon, sprach er, ich habe dir etwas zu sagen. Und jener antwortet: Meister, sage an.

Als nun die Aufmerksamkeit gespannt ist, und vor allem der Gastgeber die Ohren spitzt, erzählt Jesus: Es hatte ein Wucherer — ein reicher Mann, der viel Geld ausstehen hat — zwei Schuldner, einer war schuldig fünfhundert Groschen, der andere fünfzig, doch keiner von beiden konnte die Schuld bezahlen. Der Gläubiger sah dies, war barmherzig und schenkte es beiden. Sage an Simon, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?

Dies ist, man könnte sagen, die sokratische Lehrweise, wenn sie auch Jesus nicht von Sokrates gelernt hatte. Die Frage war so gestellt, daß die Antwort von selbst folgen mußte, ein Kind hätte sie geben können. Doch wenn auch der Pharisäer vielleicht fühlte, daß etwas wie eine Schlange unter dem Grase verborgen lag, so mußte er darum doch noch nicht, daß sie ihn stechen würde, und er konnte auf die so unschuldige Frage, die ihn überrascht hatte, nicht anders antworten als: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat.

Doch nun fährt Jesus mit erhobener Stimme fort, fast wie Nathan, als er seine Parabel auf David mit den Worten anwendet: „Du bist der Mann!“: Du hast recht gerichtet. Und dann weist er mit seiner Hand nach dem rührenden Bilde hinter sich und spricht: Siehst du dies Weib, Simon? Ich bin gekommen in dein Haus als Gast, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen, diese aber hat meine Füße mit Thränen genezt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben, diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Del gesalbt, sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbt. Derhalben sage ich dir, ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt, welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.

Wir brechen hier ab und lassen die Vergebung der Sünde durch Jesus, die nun folgt, unbesprochen, auch die Frau selbst, die zur reuevollen Magdalena geworden ist, und beschränken uns auf das, was in beiden Gleichnissen am stärksten hervortritt: die Schuld.

Die Pharisäer — von denen wir später noch mehr zu sagen haben — teilen die Menschen ein in Gerechte und Sünder, und Jesus benutzte diese Sprechweise, um besser verstanden zu werden, in

den drei Gleichnissen vom Verlorenen; doch hier sehen wir, daß er eigentlich keinen Menschen als vollständig gerechtfertigt betrachtet. Ein jeder hat eine Schuld bei Gott stehen, wenn auch die eines andern zehnmal größer sein mag, der Pharisäer so gut wie die von ihm so verachtete Sünderin. Nur von sich selbst sagt Jesus bei aller seiner bescheidenen Demut dies nicht, da er sich bewußt war, zu aller Zeit den Willen seines Vaters zu vollbringen. Daß nun diese Schuld hier nach Denaren (Groschen), dort nach Talenten (Pfunden) berechnet wird, geschieht einfach deshalb, um den Gegensatz zwischen der Schuld, die selbst der „Gerechte“ Gott gegenüber besitzt, und jener, die Menschen untereinander haben, mehr in die Augen fallen zu lassen.

Und damit kehren wir zu dem unbarmherzigen Knecht zurück. Bei der Gegenüberstellung seiner Schuld gegen seinen Herrn und der des Knechtes gegen ihn hat man wohl manchmal gefragt, ob der Gegensatz nicht doch zu groß angenommen ist. Ob zum Beispiel Jesus die Feindschaft der Welt, die ihn an das Kreuz brachte und seine Jünger steinigete oder enthauptete, mit einer so geringen Schuld von hundert Denaren vergleichen konnte? Doch von dieser Feindschaft ist hier gar nicht die Rede, Petrus fragt an, wie er handeln solle, wenn sein Bruder gegen ihn gesündigt hat, und Jesus malt darauffhin einen Streit zwischen zwei Dienstknechten desselben Königs in einem Bilde aus. Es ist also der Bruderzwist, den Jesus so oft im Kreise der Zwölf bekämpft und wobei er als Regel aufstellt: So jemand will der Erste, der Größte sein, der soll der Letzte, der Kleinste sein von allen und aller Knecht.

Noch einmal finden wir dies Bild: die Sünde als Schuld, in der Unterweisung Jesu: in der Bergpredigt bei Matth. (5, 25. 26) und in einer Spruchsammlung des Lukas (12, 58. 59). Es ist die Parabel „auf dem Wege zum Richter“. In Salomos Sprüchen würden wir es als eine einfache Vorschrift der Lebensweisheit betrachten können, als den Rat, lieber Prozesse zu meiden als sich dem Urteile eines morgenländischen Richters, das oft so willkürlich ist und gegen das es keine Berufung giebt, zu unterwerfen. Und wenn es auch bei unserm Rechte anders und besser ist, so ist der gute Rat, lieber sich zu vergleichen als zu prozessieren, immer noch am Platze.

Doch in Jesu Mund hat jenes „auf dem Wege zum Richter“ eine höhere Bedeutung. Es ist das menschliche Leben in fünf Worten. Und nun bezieht sich hierauf die Ermahnung. Ihr seid noch auf dem Wege zum Richter, auf dem Wege mit eurem Widersacher, dessen Schuldner ihr seid: Thue doch Fleiß, dieweil du noch auf dem Wege bist, daß du seiner los werdest, auf daß er dich nicht vielleicht vor den Richter ziehe und der Richter überantworte dich dem Stockmeister (Gerichtsdienner), und der Stockmeister werfe dich ins Gefängnis. Ich sage dir, du wirst von dannen nicht herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlst. — Hier ist der Ausdruck noch stärker, da Heller (Quadrant) eine Kupfermünze bedeutet, ungefähr im Werte unseres Pfennigs. Bei Lukas ist es sogar ein Scherf (Lepton), der nur halb so viel wert

und die kleinste Münze des Altertums war. In unserer Bibelübersetzung ist also der Unterschied durch die Worte Heller und Scherf ausgedrückt, aber wir wollen lieber, wie auch bei dem Stater und der Drachme, den ursprünglichen Namen beibehalten.

Zum Schluß eine Bemerkung. Jesus will in seinem Bilde uns lehren, den Menschen ihre Schuld nicht anzurechnen und lieber, selbst mit einigen Opfern, Frieden zu halten, da Gott dann auch mit uns nicht rechnen will, wenn wir mit unsern vielen oder wenigen, aber doch immer unbezahlbaren Schulden zu seiner Gnade Zuflucht nehmen. Doch die katholische Kirche ist bei dieser Abrechnung mit Gott geblieben und darin selbst weiter gegangen als die Pharisäer. Was giebt es da alles für Bußen und Abzahlungen, die nicht nur in den Verdiensten Christi, sondern auch in eigener Bußübung und guten Werken, ja sogar auch in der Zurechnung der überflüssigen guten Werke der Heiligen bestehen! Der allerletzte Heller muß bezahlt werden, bevor Gott zufrieden ist. Ich höre noch immer einen Pastor aus meiner Kinderzeit, der zu seinen Schülern sprach: „Vergeßt es doch nicht, Kinder, daß unser lieber Herr bis auf den letzten Heller bezahlt sein will.“ — Gottes Gnade besteht auf diese Weise nur in der mäßigen Berechnung der Schuld. Und das soll Evangelium, das soll freie Gnade sein! Denke dir den verlorenen Sohn, die Sünderin, den Zöllner, den sterbenden Schächer am Kreuz, wie sie ihre Schuld bis zum letzten Heller oder Scherf an Gott entrichten!

Doch die alten Protestanten haben sich von diesem Gedanken einer ausreichenden Genugthuung nicht losmachen können. „Gott will,“ sagt selbst der sonst so milde evangelische Katechismus, „daß seiner Gerechtigkeit genug geschehe, deswegen müssen wir derselben, entweder durch uns selbst oder durch einen andern, vollkommene Bezahlung leisten.“ Und dann wird weiter gesagt, daß diese Bezahlung nur durch einen Gottmenschen geschehen könnte. Am Kreuze, wo Gott in ihm die Welt mit sich versöhnte, würde demnach Jesus Gott bezahlt haben, jedoch nach der strengsten Auffassung nur für die Sünden der Auserwählten, während doch selbst in Israel Gott nie versöhnt wurde, sondern nur der Mensch, der durch die Sünde unrein geworden war. Man nenne doch solch eine ungeheuerliche Lehre nicht rechtgläubig: denn sie ist der des Heilands durchaus fremd. Er spricht nur von Unrechnung und Bezahlung, die derjenige leisten muß, der sich der Vergebung unwürdig macht. Von dem Bußfertigen verlangt Jesus nur das Gefühl der großen Schuld, die sogar für einen Petrus zehntausend Talente betragen kann; doch an Stelle eines fruchtlosen Versuchs, alles zu bezahlen, um zu Gott sagen zu können: Du brauchst von mir nichts mehr zu fordern, will er nur, daß wir viel Liebe besitzen und daß wir auch an den Menschen diese Liebe beweisen, die wir einem gnädigen Gotte schuldig sind.

Und war es nicht schon im alten Bunde, daß Gott die Opfer eines geängsteten Geistes und zerschlagenen Herzens, das Opfer des

Bußfertigen nicht verachtete? (Ps. 51, 19.) Ja, er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, sang schon Israel, und vergilt uns nicht nach unserer Missethat, denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind (Ps. 103, 10 ff.). Bei ihm ist die Vergebung, damit man ihn fürchte (Ps. 130, 4).

So sei denn unser Vertrauen unbeschränkt, aber auch unbeschränkt sei unsere Demut, unsere Liebe, unsere Dankbarkeit.

XXVIII

Der ungerechte Haushalter

Luk. 16, 1—9

In der Zahl der Nachfolger des ersten christlichen Kaisers Konstantin war einer aus seinem Hause, der wieder zu dem verlassenen Heidentum zurückkehrte und der darum in der Geschichte unter dem Namen Julian der Abtrünnige bekannt ist. Er war indes nicht der Schlechteste aus jenem Hause. Das Christentum war nicht mehr das, was es drei Jahrhunderte früher gewesen war, und das reine Evangelium war ihm nur oberflächlich bekannt. Ebenso wie solche Abtrünnige in unsern Tagen, griff er diesen oder jenen Punkt, der gegen die Einsicht seines klugen Geistes und gegen sein sittliches Gefühl verstieß, heraus, um dann daraufhin alles zu verwerfen. So tadelte er unter anderm an Jesu, daß er seine Jünger durch das Verhalten eines überwiesenen Betrügers belehrt habe, indem er einen schurkischen Rentmeister, der seinen Herren bestahl, um sich ein ruhiges Alter zu sichern, ihnen als nachahmenswertes Beispiel vorhielt. Und dieser Schurkenstreich werde noch außerdem von seinem Herrn gutgeheißen, weil jener so klüglich gehandelt habe!

Kein Wunder, wenn die Kirchenväter schon lange vor Julian bereits dieselbe Bemerkung machten und durch die sonderbarsten Erklärungen die Ehre Jesu zu retten suchten. Spätere Theologen sind in ihre Fußstapfen getreten; und so ist ein Berg oder vielmehr ein Labyrinth von Auffassungen und Auslegungen entstanden, worin der ungerechte Haushalter alles und allerlei bezeichnete, was nur überhaupt die Weisheit der Gelehrten ausdenken konnte.

Gegen alle diese Erklärungen zeugt der Umstand, daß keine derselben Stand gehalten hat, sondern daß die eine immer wieder auf den Trümmern der andern erbaut wurde. Und das ist doch wahrlich nicht ein Zeichen der Wahrheit.

Wir lassen sie darum alle beiseite, um nur das Bild uns klarer vor Augen zu halten, und darauf uns von Jesus selbst weiter leiten zu lassen, der doch wohl der beste Ausleger seiner eigenen Worte sein wird.

Bei dieser Betrachtung des Bildes gehen wir wieder von den Sitten des Morgenlandes aus. Je weiter das Evangelium von dort aus nach dem Westen vordrang, desto weniger vermochte man sich in

den Lebenskreis unseres Herrn und an den Schauplatz seiner Thätigkeit zu versetzen. Jesus sprach so, daß ihn alle verstehen konnten, und auch dann, wenn sie seine Absicht nicht sogleich verstanden, bedurfte es nur eines Fingerzeigs, um sie ihnen begreiflich zu machen. Dadurch werden schon eine große Anzahl Erklärungen, die später in der Studierstube ausgedacht wurden, aber der Welt, in der Jesus lebte, durchaus fremd waren, von vornherein hinfällig.

Doch betrachten wir die Erzählung selbst einmal etwas näher. Die ersten Worte sind einfach und klar: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter. Der eigentliche Ausdruck bedeutet Hausverwalter oder Oekonom, welche Bezeichnung auch bei uns wieder hie und da gebräuchlich geworden ist. Denn seit den ältesten Zeiten war, je nachdem sich die Besitzungen mehr und mehr in den Händen einzelner anhäuften, die Stellung eines solchen Mannes bekannt. So wird Eliezer von Abraham gerühmt und mit der Fürsorge für sein Haus betraut, ja er hat ihn sogar, da er selbst noch kinderlos war, als seinen Nachfolger und Erben in Aussicht genommen. Joseph war des Potiphar Haushalter und genoß gleicherweise das unbeschränkste Vertrauen, und beide Männer waren doch Leibeigene oder Sklaven. Wir lesen indes, daß auch später, in den Tagen der Könige, selbst freigeborene Männer sich durch einen solchen Vertrauensposten geehrt fühlten und auf einem solchen mit weitreichender Vollmacht ausgestattet waren. Eine geregelte Kontrolle paßt nicht zur Anschauung des Morgenländers. Wer sein Vertrauen besitzt, dem vertraut er vollkommen, und zeigt man sich dieses Vertrauens unwürdig, dann ist es damit auch ein für allemal vorbei. Unter andern Umständen hätte auch der Knecht im vorigen Gleichnis die Schuld nicht bis auf zehntausend Talente auflaufen lassen können. Und will man noch ein Beispiel aus der Geschichte? Bei dem Tempelbau unter König Joas wurde von dem Bauführer keine Rechnung gefordert und demnach alles seiner Ehrlichkeit anheimgegeben. Dasselbe geschah unter König Josia, und öfters wird hinzugefügt: Denn sie handelten auf Glauben (2. Kön. 12, 15; 22, 7).

Auch unser Haushalter ist gewiß ein freigeborener Mann, den der Reiche in seinem Dienste hatte. Einen Sklaven würde er anders behandelt haben. Er genoß das unbeschränkste Vertrauen und hatte gewiß keine so genaue Buchführung, wie man sie heutzutage haben würde. Er mußte die Aecker, Weinberge und Obstgärten verpachten und, da man vielfach mit Naturallieferungen bezahlte, diese wieder auf die bestmögliche Weise umsetzen. Ebenso geschah es auch mit dem Vieh und mit der Schafwolle. Die Verhältnisse sind also mehr nach erzväterlicher Weise gedacht, als die des Geldhandels in dem vorhergehenden Gleichnis. Von dem Einkommen der verschiedenen Besitzungen mußte er die Kosten des Haushaltes bestreiten und dafür sorgen, daß sein Herr immer genug Geld in den Händen hatte.

Dieser Haushalter ward nun vor seinem Herrn berichtigt,

als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Es sind dieselben Worte, mit denen von dem verlorenen Sohn gesagt wurde, daß er all sein Gut mit Brassen umgebracht habe.

Bemerkenswert ist, daß der Reiche nicht selbst dahinterkommt, sondern daß es ihm angezeigt wird. Der Haushalter hatte also wohl gut dafür gesorgt, daß es seinem Herrn an nichts gebrach, und er hatte im eigentlichen Sinne auch nichts gestohlen. Denn das Gut zu veräußern vermochte er nicht, und selbst standesgemäß davon zu leben war ihm gestattet. Aber er lebte üppig und verschwenderisch und bekümmerte sich nicht um das Gut seines Herrn. Die Pächter hatte er gedrückt, die Ländereien ausgezogen, Weinberg und Obstgarten versallen lassen, das Vieh verwahrloßt oder verkauft. So hatte er, wenn es auch an den Einkünften augenblicklich noch nicht zu bemerken war, die Besigungen seines Herrn durch Trägheit und Nachlässigkeit in Verfall gebracht. Dies mußte schließlich doch auffällig werden, und es wurde seinem Herrn hinterbracht. Es lag auch kein Grund vor, den Mann zu schonen, der nur immer an sich selbst dachte und — das Ende seiner üppigen Tage näherte sich mit raschen Schritten. Die Berichte mußten wohl begründet gewesen sein, wenn sie auch (nach dem Ausdruck der Ursprache) in feindlicher Absicht dem Herrn hinterbracht worden waren. Die Beweise liegen so klar auf der Hand, daß der reiche Mann ihn vor sich forderte und zu ihm sprach: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten, denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein. Die Worte sind nicht unfreundlich, aber doch bestimmt; der Reiche fragt nicht: „Wie höre ich das von dir“, um darauf eine Verantwortung zu vernehmen, sondern es wird nur festgestellt, daß ihn die Entdeckung betrübt und enttäuscht. „Wie höre ich das von dir? Wie ist es möglich, daß ich von dir so etwas hören muß, von dir, auf den ich mein ganzes, unbegrenztes Vertrauen setzte?“ Und der Schluß ist: „Solch einen Menschen kann ich unmöglich länger in meinem Dienste behalten. Du kannst — auch wenn ich es möchte — hinfort nicht mehr Haushalter sein.“ So heißt es wörtlich, und wir können dabei denken: Weder bei mir noch bei irgend einem andern.

Der Mann hat sich also in dieser Beziehung unmöglich gemacht, und er muß dies selbst anerkennen. Er hat wenigstens nichts dagegen einzumenden und klagt später wohl, aber er beklagt sich nicht, daß sein Herr das Amt eines Haushalters von ihm nimmt.

Doch wozu soll denn die Rechenschaft noch dienen, die er ablegen soll? Nicht zu dem Zwecke, über seine Schuld oder Unschuld ein Urtheil herbeizuführen, denn das ist bereits eine ausgemachte Sache. Sein Herr beschuldigt ihn auch nicht der Unehrlichkeit, sondern nur der Untauglichkeit für den Posten eines Haushalters. Wenn wir den Ausdruck wörtlich übersetzen, bezeichnet er auch keine Verantwortung, sondern einfach: „Gieb ab die Rechnung von deiner Haushalterschaft.“ Er muß also die gesamte Abrechnung zum Abschluß bringen und herausgeben

Besitzungen und Schuldschreiben und was es sonst sei, damit ein folgender Haushalter sogleich den Stand der Sachen erkennen kann.

Doch um die Rechnung, die Bilanz, abgeben zu können, muß er sie erst in Ordnung bringen und abschließen; das ist keine so einfache Arbeit, besonders für so einen Mann. Nachweise für das Eigentum, Schulds- und Pachtbriefe müssen zusammengesucht und geordnet werden. Dazu bedarf es einiger Zeit, er hat ja nicht darauf rechnen können, als er so unerwartet vor seinen Herrn gefordert wurde, er muß also wohl noch einige Tage oder Wochen das Amt des Haushalters mit aller Machtbefugnis bekleiden. Um so mehr ein Beweis, daß er nicht im eigentlichen Sinne ein Dieb war. Einen solchen jagt man sofort weg und überläßt ihm keinen Tag länger die Besorgung seines Besitzes.

Der Mann kommt also nach Hause, noch immer als Haushalter, wenn auch nur für wenige Tage. Und dann — welch eine Aussicht für einen Mann, der so an Trägheit und Ueppigkeit gewöhnt ist! Kein Wunder, daß er in ratloser Verlegenheit umherläuft oder sich in die Einsamkeit zurückzieht, um zu sehen, ob er in dieser stockfinstern Nacht nicht einen Hoffungsstern oder einen andern Ausweg entdecken kann, ehe er sich widerstandslos der Verzweiflung überläßt. In einem solchen Zustand spricht der Mensch bisweilen laut mit sich selbst und nimmt auch wohl eine Antwort von sich entgegen, wenn er etwas darauf zu antworten weiß. Der Haushalter sprach bei sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir. Es ist eine seltsame Uebereinstimmung dieser Frage mit jener, die der reiche Thor bei demselben Evangelisten an sich richtet. Dieser ist auch in Verlegenheit, was er thun soll, und gerät schließlich auf einen ausföhrbaren Gedanken. Es sind dieselben Worte: Was soll ich thun? und nach einigem Nachdenken: Ich weiß wohl, was ich thun will. Doch der eine ist in Verlegenheit wegen seines Reichthums, der andere wegen seiner Armut.

Doch hören wir das Selbstgespräch weiter: Was soll ich thun? Graben? Das vermag ich nicht. Betteln? Davor schäme ich mich. Gewohnt, draußen auf dem Lande seine Befehle zu erteilen, hat er kein Handwerk gelernt und er würde also den Spaten zur Hand nehmen müssen, um auf dem Acker, im Weinberg oder in der Delbaumpflanzung sein kärgliches Brot zu verdienen. Hierzu ist keine Kunst, sondern nur ein wenig Uebung nötig, doch auch — und gerade das vermißt er — Körperkraft. Wer es nur einmal versucht hat, die Feder mit dem Spaten zu vertauschen, der weiß bald aus eigener Erfahrung, daß der gewandteste Rentmeister der schlechteste Feldarbeiter sein würde. In früherer Zeit versuchte ich auch wohl einmal das Graben in meinem Garten, um eine Abwechslung von der Geistesarbeit zu haben, aber den ganzen Tag bei dieser Arbeit auszuharren, nein, darin konnte ich mit meinem Arbeiter nicht gleichen Schritt halten. Ich arbeitete in der ersten Stunde zwar angestrongter als er, aber in der zweiten saß ich schwitzend und leuchtend in meiner Studier-

stube, um auszuruhen, während mein Arbeiter noch wacker fortgrub. Und wie würde es also unserm Haushalter ergangen sein, der durch Trägheit und üppiges Leben entnervt war, und den wir uns auch nicht mehr allzu jung vorstellen dürfen?

Was dann? Soll er, von seinem Amt entsetzt, seine Armut zu Markte tragen und um sein Brot betteln? So tief er auch gesunken war, aber davor schämte er sich doch. Abgesehen davon, daß jeder dessen sich schämen wird, der früher in guten Verhältnissen gewesen ist, galt der Bettel damals für eine noch größere Schande als später. Bettelmönche, die eine Ehre darein setzten, kannte man noch nicht, eine geordnete Armenpflege bestand ebenfalls nicht, nur Lahme und Blinde treffen wir im Neuen Testament an der Thür des Tempels und der Synagoge. Lazarus, der keine Gabe heischt, liegt unter den Hunden an der Thür des Reichen, und Aussätzige sind außerhalb der Stadtmauern. Noch heutigen Tages wird unter uns selten ein Jude, so arm er auch sei, sich auf die öffentliche Bettelei verlegen, da er das Wort des Moses: Es soll kein Bettler unter euch sein (5. Mos. 15, 4) als ein heiliges Gebot betrachtet.

Nachdem unser Rentmeister so den Weg nach allen Seiten zu versperrt fand, kommt ihm schließlich, ebenso wie dem reichen Thor, ein glücklicher Einfall. Einfall nennen wir solche Gedanken mit Recht, denn es ist, als ob sie, während wir oft etwas ganz anderes im Sinne haben, von außen auf uns einfallen, während sie doch aus unserm Innersten hervorkommen. Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen. Wen er hierbei im Auge hatte, braucht er sich selbst nicht erst zu sagen und ebensowenig, wie er es anfangen mußte. Der Plan des reichen Thoren wird uns ausführlich beschrieben, weil er an der Ausführung verhindert wurde, hier sagt uns die Ausführung selbst, welcher Art der Plan war.

Er machte sich also sogleich ans Werk und rief zu sich alle Schuldner seines Herrn. Er rief sie alle auf, damit einer nach dem andern vor ihm erscheinen solle. Wenn die Unterhandlung mit dem ersten vorüber war, kam nach demselben der zweite an die Reihe.

Und wozu dies? Zu dem ersten sprach er: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er spricht wie ein vornehmer Herr, der das alles nicht mehr so genau weiß, und als ein lässiger Haushalter wird er es wohl auch nicht mehr alles gewußt haben. Er kann es ja in den Schuldbriefen nachsehen, aber er will es sich von dem Manne selbst sagen lassen. Und dieser sprach: Hundert Tonnen Del. Und jener sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich und schreibe flugs fünfzig. — Der Mann stand also vorher ehreverbietig, nun aber wurde er, um besser schreiben zu können, zum Sitzen genötigt. Die Handschrift, die natürlich in den Händen des Haushalters sein mußte, ward hervorgesucht und ihm hingereicht. Natürlich, daß der Mann ohne Zaudern der Weisung nachkam.

Und so ging es fort. Danach sprach er zu dem andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief und schreibe achtzig. Und nun erheischt es die Eigentümlichkeit der Gleichnisse, die mit den Worten so sparsam umgehen, daß wir hinzudenken: und so ging es weiter mit allen Schuldnern seines Herrn. In gleicher Weise werden von den Arbeitern im Weinberg und im Gleichnis von den Pfunden nur die ersten und die letzten genannt. Es sind kernige Züge, die bei den mannigfachen Bildern das Auge nicht abziehen und die Aufmerksamkeit nicht teilen lassen.

Und nun zur Sache selbst. Was wurde verändert? Schuldbriefe, denn es heißt: „Wie viel bist du schuldig?“ und was der Schuldner verändern muß, wird in der Ursprache der Buchstabe (die Letter) genannt, die Handschrift, das Schuldbekenntnis. Dies lautete bei dem einen auf hundert Tonnen Del, bei dem andern auf hundert Malter Weizen. Die Tonne, im Hebräischen Bath genannt, betrug nach ungefähre Rechnung 35—40 Liter, der Malter, hebräisch Kor oder Homer genannt, ungefähr 3 Hektoliter. Man hat wohl manchmal daran gedacht, und ich habe es früher auch gemeint, daß diese Schuldschreiben Pachtbriefe waren, und daher die jährliche Abgabe von Land oder einer Delbaumpflanzung um so viel vermindert wurde, daß die Pächter davon den Haushalter bequem ernähren konnten und auch noch etwas übrig behielten. Doch abgesehen davon, daß sich in der Erzählung für diese Auffassung kein Grund finden läßt, ist der Ausfall doch wohl etwas zu groß. Die Landverpachtungssummen haben nach Ort und Zeit ihre bestimmten Grenzen, in den letzten Jahren zum Beispiel sind sie bei uns merklich zurückgegangen; aber eine Verminderung bis auf die Hälfte, wie sie hier bei der Delbaumpflanzung stattfinden sollte, deren Ertrag doch weniger Schwankungen unterworfen ist als der des Weizenackers, ist doch wohl etwas zu stark. Würde auch der folgende Haushalter verpflichtet gewesen sein, sich daran zu halten? Ich bleibe darum lieber bei der einfachen Vorstellung von einer Schuld. Zwanzig Malter Weizen und fünfzig Tonnen Del war doch immer noch ein ansehnliches Geschenk; der Druck, der auf dem Schuldner oft so schwer liegt, war dadurch wesentlich erleichtert. Schon die Dankbarkeit gegen diese so nobele Behandlung mußte sie bewegen, dem abgesetzten Haushalter abwechselnd Kost und Wohnung zu verschaffen, was in jenen Ländern keine große Belastung bedeuten will. Wäre es eine wirkliche Geschichte, so würden wir dabei denken können, daß er jedenfalls ein Mann war, der durch sein Verständnis für Ackerbau und Buchführung ihnen gute Dienste leisten konnte. Doch im Gleichnis ist dieser Gedanke nicht ausgesprochen.

Aber wie waren denn solche Schulden aufgelaufen? Wir können hier an rückständige Pachtgelder denken, deren Betrag nach der letzten Ernte noch nicht eingezogen war. Der Haushalter hatte die Pachtsummen in die Höhe getrieben, oder er hatte sie nachlässig einkassiert,

und so war nach und nach die Summe aufgelaufen. An dies alles können wir dabei denken; Jesus aber, der nur ein Hauptziel im Auge hat, läßt diese Frage unentschieden. Die Schuld ist vorhanden, das genügt. Daß diese in Natural- und nicht in Geldwert angegeben wird, stimmt wieder ganz mit der Sitte jener alten Zeit überein. Auch auf dem Weinberg hörten wir die Boten des Eigentümers nach den Früchten fragen und nicht nach dem Gelde. Und warum war es so viel mehr Weizen als Del, was zu bezahlen übrig blieb? Vielleicht steht dies mit dem Preis von beiden, den wir nicht genau berechnen können, im Zusammenhang. Die Veränderung endlich konnte flugs geschehen, weil in der alten Zeit die Zahlen durch bestimmte Buchstaben bezeichnet wurden.

Die ganze Handlung wird nicht als ein geheimes Schelmenstück dargestellt, sondern als eine That, zu der der Haushalter Machtbefugnis besaß, eine That, die öffentlich geschah — wenigstens ohne das Gelöbniß der Geheimhaltung, und die infolgedessen auch sehr schnell dem reichen Manne zu Ohren kam. Als der Vorgang bei der Ablieferung der Schuldbriefe zur Sprache kam, dachte er gar nicht daran, den Haushalter zu strafen, oder das von ihm einzufordern, was dem Schuldner von dem Seinigen geschenkt worden war. Daß so der Plan des in Verlegenheit geratenen Haushalters gelang, brauchte nicht dabei erzählt zu werden, denn wir können es uns schon von selbst denken. Zum Ueberflusß erhellt dies aus den letzten Worten des Gleichnisses: Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte.

Es ist sonderbar, daß er gerade hier, wo sein Herr ihn lobt, zum erstenmal der ungerechte Haushalter, wörtlich der Haushalter der Ungerechtigkeit, genannt wird. Seine letzte That wird jedoch kein Unrecht genannt, sondern nur eine Maßregel der Klugheit. Aber seine ganze Verwaltung war ungerecht gewesen, sie bestand in Unterdrückung seiner Untergebenen und Betrügereien gegen seinen Herrn. Infolgedessen waren die Schulden so aufgelaufen. Und nun, am Schlusse einer Laufbahn, in der der Egoismus die Hauptrolle gespielt hatte, verändert er auf einmal sein Verhalten und wird ein gutherziger und wohlthätiger Mann, wenn auch aus ganz demselben egoistischen Grunde. Und der Herr, dem es ebensowenig um das Geld zu thun ist als dem König, der alle Schuld schenkt, bewundert die verständige Ueberlegung eines Mannes, für den er doch immer noch ein Herz hat, den er aber nicht länger behalten kann. Hätten wir es mit einer Geschichte zu thun, so würden wir wieder hinzufügen, daß er nun leichter die Schulden, die um einen ansehnlichen Betrag vermindert waren, einzuziehen vermochte.

Doch Jesus fügt noch etwas anderes hinzu: denn die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem oder gegen ihr Geschlecht.

Der Gegensatz ist eigentümlich „Kinder dieser Welt“ und „Kinder

des Lichts“. Schon mehr als einmal haben wir den Gegensatz erwähnt, der von den Juden zur Zeit Jesu gemacht, und auch im Sprachgebrauche des Herrn beibehalten wurde. „Diese Zeit und die zukünftige“ oder „die Zeit, welche ist, und die Zeit, welche kommt“ als die Ankündigung einer ganz andern Weltperiode, die mit dem Messiasreich beginnen sollte. Freilich stellte Jesus dieselbe nicht so irdisch und sinnlich dar wie die Pharisäer. Nun würde der natürlichste Gegensatz sein: Kinder dieser und Kinder der zukünftigen Zeit, doch dies würde an die Auferweckten und Seligen denken lassen, weshalb der Heiland lieber sagt Kinder des Lichts. Die Kinder dieser Zeit sind also die weltlich gesinnten Menschen, die ganz für das Sinnliche und Zeitliche leben; die Menschen in ihrem täglichen Handel und Wandel, wenn dieser auch nicht gerade immer tadelnswert ist; so wie Paulus über Demas klagt, der ihn verlassen hat und diese Welt lieb gewann (2. Tim. 4, 10). Und wer kennt nicht viele derartige weltlich gesinnte Menschen? Von ihnen sagt Jesus, daß sie klüglich handelten gegenüber ihrem Geschlechte, im wechselseitigen Umgang mit ihm; daß sie also mit vorsichtiger Ueberlegung und Berechnung handeln. Dies ist lobenswert, wenn es auch an sich ohne sittlichen Wert ist. So lobt Jesus in seinen Gleichnissen die Handlungsweise des Mannes, der sein Haus auf einen Felsen baut, oder das Verhalten des treuen Knechts und der fünf klugen Jungfrauen, und will, daß seine Jünger die Schlangenklugheit mit der Taubenunschuld vereinigen.

Aber wer sind nun diese Kinder des Lichtes? Der Gegensatz von Licht und Finsternis, in moralischem Sinne verstanden, war vor allem infolge der Oberherrschaft der Perser, die in Vorderasien zwei Jahrhunderte währte, in den Sprachgebrauch der Juden übergegangen, wenn dieselben auch nicht die Vorstellung eines guten und eines bösen Gottes mit jenen teilten. So konnte der Satan, der Fürst der Finsternis und Oberste dieser Welt, sich doch als ein Engel des Lichtes zeigen. Die Kinder des Lichtes, die einer besseren Welt zugehören, sind also die, deren Gedanken und Wünsche weiter gehen, der Mensch in seiner Beziehung zu einem höheren Leben. Doch dieser ist nicht immer so verständig. Auch wenn der Mensch an ein höheres Leben glaubt und denkt, handelt er nicht immer so klüglich und unternimmt nicht alles mit ebensoviel Ueberlegung. Kurz: in den Dingen der Ewigkeit sind die Menschen nicht so umsichtig, als in Dingen dieser Zeit.

In dem von Jesu entworfenen Bilde sehen wir deutlich die Menschen dieser Zeit. Eigennutz ist ihre Triebfeder und auf ihre Zukunft sind sie bedacht. Sie sind verständig in diesem weiten Kreise, mehr als die Kinder des Lichtes, deren Sinn auf das Himmlische gerichtet ist. Ob sie etwas sittlich Böses oder Gutes damit thun, davon spricht Jesus hier ebensowenig als anderwärts. Er schildert einfach die Welt so wie sie ist.

Und nun folgt die Anwendung des Niederen auf das Höhere: Und Ich sage euch. Es liegt ein Nachdruck auf diesem ich und es

steht im Gegensatz zu den weltlich gesinnten Menschen und dem, was sie sagen und thun. Ich sage euch, macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Der Gegensatz zu der vorausgehenden Erzählung springt hier deutlich in die Augen: dem Rentmeister wird das Amt genommen, auch Jesu Hörer sollen bald darben. Dies Wort ist in der Ursprache nicht ganz deutlich, vielleicht lautet die beste Uebersetzung: wenn ihr zu kurz kommen werdet, oder: wenn es aufhören wird, euch gut zu gehen. Der Sinn ist jedoch klar und bei jeder dieser Uebersetzungen derselbe. Der letzte Plan des Haushalters ist der, sich Freunde zu machen, die ihn, den Verarmten, in ihre Häuser aufnehmen werden. Denselben Rat giebt Jesus seinen Hörern.

Es ist noch ein Unterschied zwischen dem Haushalter der Ungerechtigkeit und dem Mammon der Ungerechtigkeit. Daß dieses Wort (das chaldäische Mamona) den Reichtum oder das Geld bezeichnet, ist sicher, auch da, wo Jesus (Vers 13) sagt: Ihr könnt nicht Gott samt dem Mammon dienen. Daß es, wie einige glauben, eine syrische oder phönizische Gottheit gewesen ist, der Plutus der Römer, ist möglich, wenn auch nicht bewiesen. Sicher dagegen ist, daß es auch die Rabbinen in diesem Sinne gebrauchten und daß der Zusatz „der Ungerechtigkeit“ ihnen sehr geläufig war. Am Gelde klebt viel Unrecht, und wenn man dem Ursprung ererbten Reichtums nachforschen würde, so würde nicht selten die erste Quelle desselben nicht ganz rein fließen. Da wir indes es hier mit einem feststehenden Ausdruck zu thun haben, brauchen wir nicht ausschließlich an Geld, das durch Unrecht erworben ist, zu denken. Jesus spricht nach Lukas zu den Jüngern und redet sie an als Kinder des Lichtes. Wir brauchen dabei nicht einmal nur an die zwölf zu denken, denn es hatten sich bereits viele andere ihm angeschlossen. Es ist auch eine falsche Vorstellung, wenn man meint, daß diese alle aus der unteren Volksklasse stammten. Unter den Zöllnern von Kapernaum, zum Beispiel, die Jesus gerne hörten, war gewiß mancher, der, wie Zachäus von Jericho, dem Mammon der Ungerechtigkeit gedient und wohl diesem oder jenem etwas durch Betrug entwendet hatte. Wie dieser das unrechtmäßig erworbene Gut vierfach zurückerstatten will und überdies die Hälfte seiner Habe den Armen giebt (Luk. 19, 8), so will Jesus, daß alle seine Jünger ihr Herz vom Gelde abwenden und sich keine Schätze sammeln auf Erden. Judas Ischarioth ist hierzu gerade das Gegenstück, da er im Dienste des Mammon der Ungerechtigkeit die Armen bestahl. Und der reiche Jüngling, der vor der Forderung, all sein Gut zu verkaufen und das Geld den Armen zu geben, zurückschreckte, ist ein trauriges Beispiel dafür, wie schwer sich der Reiche von seinen Schätzen losmachen kann, auch wenn er durch einen Verzicht auf dieselben ins Himmelreich eingehen könnte; es ist für ihn eben so schwer, wie, nach einem phantastischen Bilde, ein Kamel durch ein Nadelöhr geht.

Ein solches Opfer verlangt Jesus nicht von allen seinen Jüngern. Er würde es auch nicht von dem reichen Jüngling verlangt haben, wenn dieser ihn nicht dazu gedrängt hätte. Es ist Zeit genug, unsere Haushalterschaft dann niederzulegen, wenn Gott sie von uns nimmt. Jesus will nur, daß die, die ihm folgen wollen, ihr Geld, an dem so viel Ungerechtigkeit klebt, in der noch übrigen Zeit ihres Lebens gut benutzen. Nicht damit oder dafür, daß sie alles aufopfern, sondern nur dadurch, daß sie einen Teil wegnehmen und verschenken, sollten sie sich Freunde machen. Und wer diese Freunde sein sollen, lehrt uns das Folgende, wenn sie uns auch nicht genannt werden: Auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. Es sind also die Armen, die Schuldner, die man früher vielleicht hart behandelt hatte. Wenn der Haushalter von seinem Posten entsetzt, der Reiche, seines Mammon für immer beraubt, noch ärmer als die Armen ist, werden diese ihm an besserem Orte einen Empfang bereiten, für ihn Zeugnis ablegen und in der That seine Gastfreunde und Verteidiger sein, wobei man das Recht der morgenländischen Gastfreiheit nicht vergessen darf.

Man hat dieses farbenprächige Bild des Herrn verdüstert, indem man es wörtlich auffaßte und daran den Maßstab eines Systems anlegte, nach dem die Reichen der Armen Fürbitte später einmal bedürfen. Verweilen wir bei dieser ersten Frage einen Augenblick.

Es ist nicht zu leugnen, daß die ersten Verkündiger des Evangeliums die Reichen erniedrigt und die Armen erhöht haben. Und wenn später die Gemeinde eine Ehre darin erblickte, daß sich auch Reiche ihnen anschlossen, und wenn man ihnen mehr Ehre erwies als den Armen, so bemerkt Jakobus mit Recht, daß man wahrlich keinen Grund habe, ihnen einen Vorzug einzuräumen. (2, 1—9.) Oder waren sie es nicht, die Jesus ans Kreuz gebracht und die Gemeinde verfolgt hatten? Und hatte Gott nicht, wie Paulus schreibt, gerade das, was arm und gering war vor der Welt, auserwählt, um dadurch das zu beschämen, was groß und reich war? (1. Kor. 1, 26—29.) Man hat dabei mit Recht bemerkt, daß vor allem Lukas der Evangelist der Armen ist, obschon die Ebioniten, die die Armut als eine Tugend predigten, durch ihre jüdischen Vorurteile verhindert wurden, das Evangelium anzunehmen. War Lukas früher, nach einer Nachricht des Paulus, ein Arzt (Kol. 4, 14), dann hatte auch er mit Barnabas und anderen auf den Reichtum verzichtet und konnte die, die den Reichtum noch so lieb hatten, nicht hochschätzen. Unwillkürlich mußte er von Jesu Lehre vor allem das mitteilen, was die Armen als die Auserkorenen des Himmelreiches aus ihrer Niedrigkeit emporheben konnte. Es ist sogar nicht unmöglich, daß er insolgedessen nicht immer das richtig wiedergiebt, was Jesus mit seinen Worten beabsichtigte, z. B. wenn er an Stelle des Wortes: Selig sind, die da geistlich arm sind, mit welchem die Bergpredigt bei Matthäus (Kap. 5) so schön eröffnet wird, schreibt: Selig seid ihr Armen, und wehe euch Reichen

(Luk. 6, 20. 24)! Wir alle werden beim Anführen und Auslegen von Bibelsprüchen eine solche Vorliebe für die eine oder andere Seite der göttlichen Wahrheit, wenn auch unbewußt, an den Tag legen. Es entsprach allerdings auch dem Geiste Jesu, daß er die Armen in demselben Maße vorzog, als die Welt sie zurücksetzte. Mehr als einmal lernten wir ihn schon in den Gleichnissen als den Freund der Armen kennen, und die Erfahrung bewies ihm — wie sie es zu aller Zeit bewiesen hat —, daß ein Festhängen am irdischen Gute für die rechte Würdigung des Gottesreiches und der Opfer, die es verlangt, das stärkste Hindernis bietet.

Jesus betrachtet also im besonderen die Armen als seine Brüder; wie er es so treffend in der Beschreibung vom letzten Gericht schildert, wenn er dort als König die Wohlthätigen anredet als die Gesegneten seines Vaters, die, als er hungrig gewesen, ihn gespeist, als er durstig gewesen, ihn getränkt, als er ein Gast gewesen, ihn beherbergt, als er nackt gewesen, ihn bekleidet, als er krank oder im Gefängnis gewesen, ihn besucht haben. Und wenn sie dann verwundert fragen, wann dies geschehen ist, so lautet die Antwort des Königs: Wahrlich, ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, daß habt ihr mir gethan (Matth. 25, 34—40).

Doch nun ist schon von vornherein klar, daß Jesus nicht alle Armen um ihrer Armut willen selig spricht. Ein populärer Vortrag wird gerade dadurch mißverstanden, daß man die Worte auf die Goldmarge legt und bekrittelt.

Aber machen also doch die Armen, wenn auch nur die frommen Armen hier gemeint sind, den Reichen selig, indem sie ihn in ihre ewigen Hütten, die Zelte der Frommen im kommenden Messiasreiche, aufnehmen? Dem Wortlaut nach gewiß ebensowenig, als die klugen Jungfrauen die anderen durch ihr Del retten konnten, aber insofern wohl, als sie für den Zeugnis ablegen, gegen welchen so vieles zeugt. Die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht, und wer Mosen gibt, macht sich einen Sädel, der nicht veraltet, sammelt sich einen Schatz im Himmel, der nimmer abnimmt. (Sak. 2, 13; Luk. 12, 33). Und wie Israels König sagte, und spätere Weise es oft wiederholen: Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn (Spr. 19, 17). Das Gegenstück zu diesen Armen, die ihre Wohlthäter in den Wohnungen der Seligen willkommen heißen, sehen wir im armen Lazarus, der dem selbstsüchtigen Reichen nicht einmal einen Tropfen Wasser bringen darf, um seine Schmerzen zu lindern.

So kommt also doch — wirft man weiter ein — der Mensch durch seine guten Werke in den Himmel? Nun ja, doch nicht etwa durch seine bösen Werke! Als die Reformation gegen den Ablasshandel ins Feld zog, schrieb sie auf ihre Fahne das Wort des Paulus: Der Mensch wird gerecht durch den Glauben, nicht durch des Gesetzes Werke. Aus Gnaden sollt ihr selig werden. (Röm. 3, 20. 28; Gal. 2. 16 u. a.) Doch, wie es immer zu geschehen pflegt, man übertreibt auf der anderen

Seite und das Evangelium muß sich einem System fügen. Dennoch bleibt darin der feststehende Gegensatz vom gegenwärtigen und zukünftigen Leben als dem Leben der Prüfung und der Vergeltung. Um nach alledem, was schon gesagt ist, wenigstens noch ein einziges Beispiel anzuführen, so fragte Petrus, als der reiche Jüngling betrübt wieder zu seinen vielen Gütern zurückgekehrt war, im Namen aller Apostel, welches denn ihr Lohn sein werde, da sie um Jesu willen alles verlassen hätten. Doch Jesus antwortet hierauf nicht: Ihr müßt das Gute nicht um Lohn thun, und noch viel weniger das, was er bei einer anderen Gelegenheit sprach: Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so habt ihr doch nicht mehr als eure Pflicht gethan — er verheißt ihnen nicht einmal geistige Güter, sondern eine hundertfache Vergeltung in Häusern, Aekern u. s. w. im zukünftigen Gottesreich. (Matth. 19, 27—29.) Und selbst Paulus, der Apostel des Glaubens, schreibt: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse (2. Kor. 5, 10).

Wo im Alten oder Neuen Testament von einem Urtheil gesprochen wird, ist nirgends die Reinheit des Glaubens der Maßstab für dasselbe. In dem Gleichnis von dem barmherzigen Samariter werden wir sehen, daß Jesus gerade diesen Maßstab der Pharisäer verwirft. Ueberall ist es die sittliche Lebensführung, nach der der Mensch beurtheilt wird. Nur darin unterscheidet sich das Evangelium von dem Alten Testament und vor allem von der jüdischen Vergeltungslehre, daß es keine vollkommen Gerechten kennt, und der Sünder sich also auf keine Verdienste bei Gott als auf ein ihm zukommendes Recht berufen kann. Insofern hat auch unser Katechismus Recht, wenn er sagt, daß dies alles (die göttlichen Wohlthaten) nicht nach unserem Verdienst, sondern aus lauter göttlicher Güte und Barmherzigkeit geschehe.

Doch nun noch eine letzte Frage, die bei vielen so schwer ins Gewicht fällt, daß sie auf alle mögliche Weise an diesem Gleichnis gedeutelt und gekünstelt haben, um einen anderen Sinn herauszuzwingen.

Ist der Haushalter, recht betrachtet, etwas anderes als ein kühl berechnender Egoist, der keine Spur von Mitleid mit dem Schuldner hat, sondern der nur die Macht, die er noch bis zuletzt über das Geld seines Herrn besitzt, dazu gebraucht, um sich eine Rente für die Zukunft zu sichern? Und ein solcher Mann wird den Kindern des Lichts zum Vorbild aufgestellt? Während alle Zeichen der Zeit auf ein nahes Ende hinzudeuten schienen, und überdies ja niemand seines Lebens einen Augenblick sicher ist, sollten die Gläubigen für Geld und Gut sich einen Platz im Himmel kaufen? Ist das Tugend oder ist es Verrechnung? Und hat die Tugend überhaupt irgend welchen Wert, wenn sie nur den Lohn hier oder dort im Auge hat? Muß sie nicht um ihrer selbst willen, aus Liebe zu Gott und den Menschen geübt werden? — Alle diese Fragen sind meines Erachtens nur die Folge davon, daß

man die Volksbelehrung Jesu zu einem System der Glaubens- und Sittenlehre zu machen bemüht ist. Später wird Jesus es einem Schriftgelehrten gegenüber, der ihn verstehen kann, aussprechen, daß Liebe zu Gott und dem Nächsten im Grunde das einzige Gebot ist, von dem alles abhängt. Doch hier hat er es mit seinen Anhängern zu thun, die ihm nicht selten nur um der Brote willen, die sie gegessen, um der Wunder willen, die sie gesehen, nachfolgten. Ihnen predigt er eine Seligkeit in kommender Zeit, die wohl ein Verzicht auf irdische Güter ist, die Praxis der Wohlthätigkeit, die ganz von selbst das Gefühl für die Armen weckt. Und der Schluß des ganzen Gedankenganges ist der: die Menschen sorgen durchgängig besser für ihre Zukunft auf Erden als für die, welche nach ihr folgt.

O, es ist ein herrliches Vorbild, wenn wir von Jesus hören, daß seine Speise ist die, daß er den Willen und das Werk seines Vaters vollbringe; doch sagt ein apostolischer Schriftsteller, daß er das Kreuz erduldet und achtete der Schande nicht, im Hinblick auf die Herrlichkeit, die ihm in Aussicht stand. Der Mensch ist nun einmal Mensch und die Sehnsucht nach Glück ist ihm angeboren. Das Gute zu thun, die ganze Welt und selbst sein Leben zu opfern, wenn es auch keine Vergeltung gäbe, ja selbst wenn wir dadurch für immer unglücklich würden: das ist unnatürlich, und alles was unnatürlich ist, ist unchristlich. Jesus läßt sich zu dem niedrigen Gedankenkreis seiner Jünger herab, wenn er sie durch Lohn zur Tugend ermuntert, aber er thut es, um sie zu sich zu erheben. Wer in Wahrheit zu den Kindern des Lichts gehört, der soll je länger je mehr diesen Eigennuß ablegen, das Gute um seiner selbst willen thun lernen und in der Sünde nicht mehr leben können — soll vollkommen werden, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist.

Doch wir müssen nach der Behandlung des eigentlichen Gleichnisses die Rede Jesu bei Lukas noch einmal etwas weiter verfolgen. Schon die Ausführung über den Mammon der Ungerechtigkeit beweist, daß dieser Zug zur Anwendung der Parabel gehört.

Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht. So ihr nun in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahrhaftige vertrauen? Und so ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben dasjenige, das euer ist? (Luk. 16, 10—12.)

Hier wird der Gedanke, daß aller irdische Besitz nur eine Haus-halterchaft ist, noch einmal aufgegriffen; das Gut, das wir in dieser Zeit besitzen und bei unserem Tode anderen hinterlassen, ist eigentlich nur ein Scheingut, ein von einem anderen entliehenes Geld; das Himmlische und Ewige ist allein der wahre und eigentliche Besitz. Unsere Verwaltung desselben hier auf der Erde ist also die Probe, die ausweist, ob wir verdienen, später etwas Besseres zu empfangen. Hieraus können wir zugleich schließen, daß Jesus die Seligkeit des Messiasreiches nicht als ein bloßes Genießen und Sichfreuen, sondern

als eine Thätigkeit, ein Arbeiten und Wirken im höheren Lebenskreise darstellt, mit dem einzigen Unterschiede, daß uns davon nichts wieder genommen werden kann. Dieselbe Vorstellung finden wir in der Verheißung, die Jesus seinen Jüngern gab, daß sie auf zwölf Stühlen sitzen sollten und richten die zwölf Geschlechter Israels (Matth. 19, 28; Luk. 22, 30), während ihre spätere Thätigkeit in den Gleichnissen von den Talenten und den Pfunden mit der Verwaltung von Geld oder Länderebesitz verglichen wird.

Und hier folgt nun noch ein Spruch, den wir auch anderswo finden, der aber auch an dieser Stelle sehr gut am Plage ist: Niemand kann zwei Herren dienen, entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten; ihr könnt nicht Gott samt dem Mammon dienen. (B. 13.)

Inzwischen hatte sich der Kreis der Hörer Jesu erweitert. Hatte er im Anfang nur zu seinen Jüngern gesprochen, so hatten sich allmählich auch die Pharisäer eingefunden, die Jesus überall belauerten, stets etwas an ihm auszusehen hatten und sich doch immer wieder in seine Nähe gezogen fühlten: Sie hörten auch das alles und spotteten seiner. (B. 14.) Lukas fügt zur Erklärung hinzu, daß sie geizig waren, wörtlich: das Silber liebten. Nun steht wörtlich da: „Sie rümpften die Nase über ihn“, über den Mann, der selbst arm war und darum leicht gegen den Reichtum predigen konnte. Doch Jesus sprach zu ihnen: Ihr seid es, die ihr euch selbst rechtfertigt vor den Menschen, aber Gott kennt eure Herzen; denn was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott. (B. 15.)

Diese letzten Worte gehen einigermaßen über unser Gleichnis hinaus. Es ist, als ob sie sich auf den Anfang des 15. Kapitels zurückbezögen. Wenn wir nun von da ab, wo das Raufen der Zöllner die Pharisäer zum Murren veranlaßt, beide Kapitel (15 u. 16) gegeneinander halten, dann finden wir, wenn auch nicht in den Reden Jesu, so doch in der durch den Evangelisten bewirkten Zusammenstellung einen fortlaufenden Gedanken. Nur Vers 16—18 des 16. Kapitels, die über die Ehescheidung handeln, müssen wir davon ausnehmen. Vielleicht wußte Lukas diese Verse nirgends anders unterzubringen und schrieb sie darum an diese Stelle, wo seine Pergament-Rolle noch einigen Raum hatte; dafür lassen sich auch andere Beispiele anführen.

Vergleichen wir nun diese beiden Kapitel mit Ausschluß der genannten Verse noch einmal, und denken wir uns, wie der Herr, von Zöllnern und Sündern als Zuhörern umringt, von den Pharisäern und Schriftgelehrten als seinen Gegnern belauert wird. Jesus hat seinen Standpunkt als der Sünder Freund durch die schönen Gleichnisse vom Verlorenen, vor allem durch die rührende Zeichnung des verlorenen Sohnes gekennzeichnet. Aber nun hat er auch noch für seine Jünger ein Gleichnis, das Gegenstück zu der letzten Parabel von der Verschwendung. Besonders die Zöllner standen, durch ihr Amt und durch die

Art und Weise, wie sie dasselbe ausübten, im Dienste des Mammon der Ungerechtigkeit. Von ihnen verlangt Jesus keinen völligen Verzicht auf ihr Geld, sondern in Rücksicht auf das zukünftige Gericht vielmehr einen verständigen Gebrauch desselben; diese Beziehung dürfen wir nicht vergessen. Ueberall im Evangelium wird die Zeit als kurz, das Gericht als ein nahe bevorstehendes dargestellt. Alle Apostel und apostolischen Schriftsteller haben diesen Gedanken Jesu übernommen. In dieser Hinsicht nun waren die Kinder dieser Welt verständiger, sie sorgten für ihre Zukunft; das sollten die Jünger Jesu auch thun. Zu diesem Zwecke konnte selbst dieser Mammon der Ungerechtigkeit ihnen Dienste leisten. Und nun schließt sich als Gegenstück zu dem Gleichnis vom Haushalter das vom reichen Mann und armen Lazarus an. Hätte jener den Mammon gut angewendet, dann würde ihn der Arme aufgenommen haben in die ewigen Hütten. Inzwischen sind die unbesserlichen Pharisäer, die damit begonnen hatten zu murren und damit endigten, daß sie Jesus öffentlich verspotteten, wenigstens zum Schweigen gebracht.

Stellen wir uns in dieser Weise die ganze Volksbelehrung Jesu über Armut und Reichtum vor, von dem verschwenderischen verlorenen Sohne an bis zu dem hoffnungslos leidenden Reichen, so fällt jedes Aergerniß weg, das schon Kaiser Julian in dieses Gleichnis hineinlegte. Große Gelehrte, wie er, die aber außerhalb des Volkslebens stehen, urtheilen auch heute noch manchmal so oberflächlich; man vergißt dabei, daß die Lehre Jesu vor allem für seine Zeit und für seinen Kreis berechnet war. Der alte Wucherer, der durch gute Werke und fromme Stiftungen sich nach seinem Tode einen Ehrenplatz im Himmel zu kaufen denkt; der abgelebte Wollüstling, der zur Rettung von Gefallenen ein Zehntel davon giebt, was er früher zu ihrem Fall verausgabte —, sie haben ebenjowenig Recht, sich auf dieses Gleichnis zu berufen, als jene alten Sünder auf ein anderes, wenn sie sich in der ersten Stunde noch befehren, weil sie mit ihrem sündigen Leben nicht noch einmal von vorn beginnen können. Jesus spricht zu seinen Zeitgenossen und Landsleuten und hat besonders die Zöllner im Auge. War vielleicht ihr Gut auf unrechtmäßige Weise erworben, so war es nun einmal geschehen, und die allgemeine Verachtung trug nicht wenig Schuld daran. Es war nur die Frage, ob sie im Dienste des Mammon verbleiben wollten, oder ob sie dagegen den Dienst Gottes erwählen möchten. Doch auch dann sollten sie nicht denken, daß sie mit dem Mammon nichts mehr zu thun hätten, er bleibt in ihren Händen, aber nur als eine Haushalterchaft. Nur die Boten des Himmelreiches sollten alles verlassen, andere sollten das Gut verwalten; Bettelmönche hat Jesus nie gewollt, wer nicht arbeiten will, sagt Paulus mit Recht, der soll auch nicht essen (2. Theß. 3, 10).

Und nun bleibt uns die Ermahnung am Schluß: Thue Rechnung von deinem Haushalt! Nein, irdisches Geld und Gut ist kein Schlamm. Wenn nur nicht wir dem Mammon dienen, sondern

er uns, dann können wir so viel Gutes, nicht nur an Armen und zur Beförderung des Gottesreiches, sondern auch so viel Schönes und Edles damit bewirken; wenn wir nur etwas mehr von der Klugheit und List besäßen, welche im Handel und Wandel die Kinder dieser Welt auszeichnet! Die tägliche Erfahrung bestätigt dies. Zu geben sind noch viele bereit, aber selbst damit zu wuchern, das ist ihnen zu viel, oder sie haben kein Verständniß dafür. Diejenigen, die sich darauf verlegen, fühlen auch, wie schwierig es ist. Ich begreife aus diesem Grunde leicht das Wort einer reichen Dame, deren Leben im Wohlthun bestand, und die, durch eine ansehnliche Erbschaft noch reicher geworden, klagte, daß ihre Haushalterchaft nun doppelt beschwerlich sei, während sie ihr bisher schon genug Mühe gemacht habe. Ja, eine andere schlug aus demselben Grunde eine Erbschaft von Millionen aus, weil sie ihr zu groß war.

Solche Beispiele sind nicht alltäglich, und es wird nicht jeder, so wie ich, auch nur zwei erlebt haben. Gewöhnlich hängen sich die Menschen, auch die, welche unter die Kinder des Lichts gerechnet werden wollen, so fest an ihr Geld, als ob es ihr unentreibbares Eigenthum wäre. Der Gedanke an das Ende ihrer Rentmeisterschaft steht ihnen so weit im Hintergrund, daß sogar Fürsten und Große noch im vorgerückten Alter ihr Testament hinauschieben, bis der Tod sie übersfällt. Folgen wir darum der Mahnung unseres großen Meisters. Nach einer alten Ueberlieferung soll er gesagt haben, seine Jünger müßten die geschicktesten Geldwechsler sein. Und wenn wir nun sehen, wie viel unnütz verschwendet wird, in Handwerkerkreisen so gut wie in den Kreisen der üppigen Reichen — nicht nur verschwendet, sondern auch auf dem Altar der Sünde geopfert — dann muß uns um so ernster das Wort in die Ohren tönen, das zu irgend einer Stunde, und zwar meist unerwartet, einem jeden von uns zugerufen wird: Thue Rechnung von deinem Haushalte, denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein!

XXIX

Der verlorene Groschen

Luk. 15, 8—10

Noch einmal haben wir von Geldsachen zu reden, nicht von Talenten, selbst nicht von Minen wie früher, sondern nur von einem Groschen. Doch drückt diese Bezeichnung das Wort der Ursprache nur annähernd aus. Warum wollen wir nicht lieber hier den eigentlichen Namen Drachme beibehalten, unter dem das Geldstück noch heutigen Tages in Münzkabinetten bekannt ist?

Bei der Einfachheit unserer heutigen Geldwerte kann sich das jüngere Geschlecht kaum eine Vorstellung von der schwierigen Berechnung des Geldes in meiner Jugend machen; von den verschiedenartigen

Thalern und ihren Teilbeträgen, den Gulden mit leichten und schweren Kreuzern, den Dukaten und vielen andern Stücken, die in jedem Ländchen und jeder Provinz einen andern Wert hatten: es war ein reines Chaos.

Im jüdischen Lande bestand eine andere Schwierigkeit, die wir nur auf der Reise empfinden. Man hatte mit dreierlei Münzsystemen zu rechnen, und dies gab den Wechslern zu Jerusalem Gelegenheit, gute Geschäfte zu machen. Die althebräische Münzeinheit blieb der Sichel, der unter dem Namen Silberling beim Verrat des Judas vorkommt. Doch im täglichen Leben scheint das hebräische Geld nicht mehr viel im Gebrauch gewesen zu sein. Bei der Berechnung des römischen Zolls und der Steuer mußte man das römische Münzsystem zu Grunde legen; darum verlangt Jesus im Tempel eine Zinsmünze (wörtlich eine Münze des Genjus), und sie reichten ihm einen Denar, auf dem er ihnen das Bild des Kaisers zeigte. Von diesem Denar, der Münzeinheit Roms, finden wir noch als Teile den As ($\frac{1}{4}$) und das Lepton ($\frac{1}{128}$). Wie in allen unterworfenen Ländern war dies die offizielle Geldrechnung auch hier, und darum finden wir sie auch zumeist in Gebrauch.

Doch in den Tagen Alexanders des Großen, dessen Bild noch lange nach seinem Tode auf den Münzen prangte, war auch das griechische Geld bei den Juden in Aufnahme gekommen. Die Münzeinheit dieses Systems war die Drachme, die etwas leichter war als der Denar und etwa achtzig Pfennige nach unserer Rechnung betrug; ihre Mehrheit war die Didrachme oder Doppeldrachme, und der Stater, der vier Drachmen betrug.

Wie im Kleinhandel dies griechische Geld noch immer beliebt war, das beweist unsere Erzählung Jesu von der Frau, die zehn Drachmen hatte. Es war kein großer Schatz, ungefähr acht Mark nach unserem Werte. Der Schuldner der zehntausend Talente und der ungetreue Haushalter hatten die Zahl der Drachmen darüber nicht einmal mit aufgeführt. Aber von klein und groß kann man nur vergleichsweise sprechen; wer nur so wenig hat, um seinen Haushalt davon zu bestreiten, der kann auch nicht ein einziges Stück entbehren. Als die Frau nun nachzählt und nur noch neun findet, während sie doch ganz sicher weiß, daß es zehn gewesen sind, da ist die sparsame Hausmutter aufs höchste erschrocken.

Doch ein guter Trost ist ihr geblieben. Sie ist mit dem Gelde nicht außer dem Hause gewesen, sie kann es also nicht außerhalb der Wohnung verloren haben. Es scheint, als habe sie bereits mit ihren Nachbarinnen über den Verlust gesprochen, aber diese hatten auch nichts davon gewußt. Was das Haus verliert, muß, nach unserm altväterlichen Sprichwort, das Haus auch wiederfinden; darum ist es das Erste, was sie thut, als sie die zehnte Drachme nicht findet, ihr Licht anzuzünden.

Diejenigen Bibelübersetzer, die ihr eine Kerze in die Hand geben, denken zu modern, da Kerzen erst im Mittelalter zu kirchlichem Gebrauche

erfunden wurden. Die wachenden Knechte fanden wir mit den brennenden Lampen in der Hand, sonst aber stand die Hauslampe, die auch in der ärmsten Wohnung nicht fehlte, auf dem Leuchter oder Lichtträger, einem freistehenden hohen Gestell, das mit unserm Handleuchter nicht verglichen werden kann. Von diesem nimmt die Frau ihre Lampe und zündet sie an. Ihr fragt vielleicht, ob es denn Nacht ist? Gewiß nicht, denn dann würde die Hauslampe schon angezündet sein. Aber in einer altmorgenländischen Wohnung, besonders in einem Hause geringerer Leute, war es eigentlich nie recht heller Tag.

Das Glas wurde zu den Kostbarkeiten gerechnet und wurde im Hausgebrauch nicht verwendet. Ein einziges kleines Fenster aus dichtem Gitterwerk gab nur ein Dämmerlicht, aus welchem Grunde auch meistens tagsüber die Thür offen stand. Doch auch diese war nur niedrig. Was wir also vielleicht thun würden, wenn wir im düstern Hausflur oder in einer oder der andern Ecke oder Nische ein verlorenes Silberstück suchen müßten, das konnte diese Frau nicht unterlassen. Daher die Frage Jesu: Welches Weib ist, das nicht so thun würde? Es ist nicht denkbar, daß eine unter allen anders handelte.

Sobald die Frau das Licht angesteckt hat, setzt sie es wieder auf das Lichtgestell, denn mit der Lampe in der Hand kann sie nichts anfangen. Ihr Suchen besteht zunächst darin, das Haus zu kehren. Sie wird dies wohl mit einer Art Ausfeger oder dergleichen gethan haben, denn das Wort Besen rührt erst von unserm Uebersetzer her; ebenso wie im Gleichniß von den Besessenen, deren Leib, die Wohnung eines Dämon, nach dem Entweichen desselben mit Besen gefehrt ward. Das Ausfegen ging auf dem aus festem Erdboden bestehenden Hausflur und zwischen dem wenigen und einfachen Hausgerät, das man nöthigenfalls von seinem Platze rücken und aus dem Licht setzen konnte, leicht von statten. Eine Lade, eine Handmühle und ein Backtrog, etwas Topfgeschirr und eine Lagerstätte, die oft nur in einer Matte oder einer Art Matratze besteht, bilden auch heute noch das ganze Hausgerät einer armen morgenländischen Familie. Höchstens noch ein Kornmaß, ein Scheffel, den man in alter Zeit wohl manchmal umdrehte und für die am Boden Ausgestreckten als Tisch verwandte.

Das Geldstück, das erst aus der Fremde eingeführt und durch manche Hand gegangen war, wird wohl nicht mehr sehr rein und glänzend gewesen sein. Es war auch, denn wir kennen es heute noch, von nicht allzu großer Gestalt, es war nur ein rauhes und ungerändertes Stückchen Silber. Die Frau muß also wohl sorgfältig suchen und, nachdem sie ein Fleckchen reingefegt hat, die Lampe wieder zur Hand nehmen. Wenn sie das Verlorene nicht sogleich findet, giebt sie doch die Hoffnung nicht auf, sondern sucht in allen Ritzen und Spalten. Das Geldstückchen konnte auch unter dem Bett liegen, das der Morgenländer, um vor Insekten und Schlangen möglichst gesichert zu sein, hoch und lustig anzubringen pflegte. So sagt Jesus da, wo er den Seinen das Leuchtenlassen ihres Lichtes anempfiehlt, daß man die

Hauslampe auf den Lichthalter und nicht unter den Scheffel oder unter das Bett stellt. Sie konnte also wohl ohne Gefahr eines Brandes auch unter demselben stehen. So sucht die Frau unverdrossen, bis sie findet; was, das brauchte Jesus nicht zu sagen. „Suchen, bis man findet“ ist der Hauptgedanke, ebenso wie in der Ermahnung: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan.

Und nun der zweite Hauptgedanke: „Freude über das Verlorene, sobald es gefunden ist.“ Die Freude will und muß sich aussprechen, ausschütten in den Schoß der Freundschaft, wo man auch Theilnahme für seinen Verlust fand. Ebenso wie im Gleichnis vom verlorenen Schaf der Hirt andere Hirten — denn was sollte er sonst für Nachbarn haben — so ruft die Frau ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen. Wir dürfen diese zwei letztgenannten nicht einander gegenüberstellen, entfernte Freundinnen konnte sie nicht rufen, es sind einfach Nachbarfrauen, mit denen sie in Frieden und Freundschaft lebt, und ihr kennt wohl das alte Sprichwort: „Ein guter Nachbar an der Hand ist besser als zehn Freunde im fernen Land.“ Es ist darum auch nicht nötig, daß jene in ihr Haus kommen, wenn es dazu auch groß genug gewesen wäre; es ist nur ein Nachbarschwätzchen am Abend. Denn die Frauen in Palästina — das sehen wir an denen, die Jesu nachfolgen und sich sogar am Gespräch beteiligen — waren, so wenig wie bei uns, nur auf ihre Gemächer beschränkt. Die gegenseitige Theilnahme in Freud und Leid sehen wir bei Naemi, sowohl da, wo man sie erkennt und bei ihrer Zurückkunft nach Bethlehem beklagt, wie da, wo Freundinnen und Nachbarinnen zu ihr kommen, um sie zu beglückwünschen, als Ruth ihr noch, gegen alle Erwartung, ein Enkelchen schenkt (Ruth 4, 14. 17).

So müssen nun auch die freundlich gesinnten Nachbarinnen die Freude der Frau teilen: Freuet euch mit mir, denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.

Als Gegenstück zu diesem kurzen Gleichnis will ich eine andere kurze Geschichte hierhersetzen.

Nachdem Jesus zuletzt im Tempel gelehrt und alle seine Feinde zum Schweigen gebracht hatte, setzte er sich einen Augenblick nahe am Ausgang desselben nieder, gegenüber dem Opferstock, in dem besonders zu Festzeiten die freiwilligen Gaben für den Unterhalt des Tempels und des Gottesdienstes eingelegt wurden. Die Reichen legten viel ein, aber sie wollten es auch sehen lassen, die großen Trichter, durch welche die Geldstücke hinabließen, erklangen von ihren Gaben. Schließlich kommt da auch eine arme Witwe mit ihrer Gabe in den Tempel. Ein prächtiges, aber im Entwurf ganz verfehltes Bild stellt sie mit zwei Kindern bei sich dar, die ihr traurig nachblicken. Als ob es von Jesus ihr besonders hoch angerechnet würde, wenn sie das letzte Brot für ihre Kinder dem reichen Tempelschatz hinzufügte! Nein, es war eine einsame, ganz arme Witwe; zwei Lepta (Scherflein) hat sie in der

Hand, es sind also die kleinsten Kupfermünzen, kaum so groß wie unsere Pfennige. Schüchtern wirft sie dieselben ein und eilt hinweg, und Jesus ruft seine Jünger zu sich und spricht: Wahrlich, ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr denn sie alle eingelegt; denn diese alle haben aus ihrem Ueberfluß eingelegt, diese aber hat von ihrer Armut alles, was sie hat, ihre ganze Nahrung, eingelegt (Mark. 12; Luk. 21).

Das ist freilich ein anderer Maßstab, der an den Wert des Geldes, selbst an den kleinsten Teil der Drachme, angelegt wird. Die erste Frau schätzt es nur als „ihre Nahrung“, als dasjenige, wovon sie mit ihrer Familie leben muß, ich würde mir lieber noch denken: als das, was sie für böse Zeiten aufgespart hat; aber die arme Witwe opfert selbst ihren eigenen Unterhalt auf, sie leidet an diesem Tage Hunger, um nicht den Tempel zu verlassen, ohne ihm auch ihre Festgabe geopfert zu haben. So schätzt Jesus den Wert des Geldes, selbst den eines Lepton oder Quadranten, und predigt nie die freiwillige Armut als eine Tugend; aber er will auch, daß man es um eines höhern Zweckes willen aufzuopfern weiß.

Doch wenn wir von dieser kleinen Abschweifung zurückkehren, so haben wir über die Bedeutung des Gleichnisses nur wenig zu sagen. Es ist das mittellste der drei Gleichnisse im 15. Kapitel des Lukas, denen man die Ueberschrift: „der Wert des Verlorenen“ geben könnte. Das Verlorene ist eines von hundert Schafen, eine von zehn Drachmen, einer von zwei Söhnen. Es liegt eine Steigerung (Klimax) in diesem Abnehmen der Zahlen; der Wert des Verlorenen im Gegensatz zu dem, was bleibt, wird am besten durch die größte Zahl ausgedrückt. Es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, vor neun- undneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen, aber im Gleichnis von den zwei Söhnen tritt der Gegensatz, und vor allem der Reichtum der väterlichen Liebe stärker hervor.

Der Hirt geht dem verlorenen Schafe in die Ferne nach, die Frau durchsucht ihr Haus mit Fleiß, der Vater thut nichts, und warum nicht? Weil das Verlorensein bei dem Sohne eine moralische Beziehung in sich schließt, beim Schaf und Pfennig nur eine natürliche. Sobald der Hirt und die Frau wissen, wo das Verlorene ist, ist es auch schon gerettet; bei dem verlorenen Sohn würde es wenig gefruchtet haben, ob man jeden seiner Aufenthaltsorte gewußt hätte. Er selbst muß erst anders geworden, zu sich selbst gekommen sein, ehe er wiedergefunden werden kann.

Schließlich ist in unserm Gleichnis das Verlorene selbst für das Verlieren und Wiederfinden in gleicher Weise ohne Empfindung. Der Sohn dagegen ist wieder glücklich im Vaterhaus, und auch das Schaf springt wieder munter in der Herde umher, während der Groschen bleibt, was er ist. Es liegt also hier der Nachdruck nur auf dem Verlieren und Wiederfinden. Kirchenväter haben in früherer, und Kanzelredner in späterer Zeit auf dem Geldstücke den Stempel des

göttlichen Bildes zu erkennen gemeint, das unter dem Staube begraben und durch Schmutz besudelt werden konnte, aber doch nie ganz ausgewischt werden kann — und dann wird die Frau zur Kirche, die das Verlorene sucht. Da es aber für mich feststeht, daß Jesus so etwas nicht gemeint haben kann, so lasse ich lieber dergleichen Auslegungen, so geistreich sie auch sein mögen, hier und anderwärts beiseite.

Der Hauptnachdruck liegt also auf dem Werte des Verlorenen, der in der Freude des Wiederfindens sichtbar wird. Jeder Sünder ist ein verlorenes Kind Gottes. Diese große Wahrheit ist erst durch das Evangelium ans Licht gebracht worden; daher kommt auch die Freude über das Wiederfinden im Geiste Jesu, als er im Hause des Zöllners Zachäus sprach: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, fintemal er auch Abrahams Sohn ist! (Luk. 19, 9.) In welchem Sinne diese Freude größer genannt wird als die über neunundneunzig Gerechte, haben wir schon beim verlorenen Schaf gesehen. Und wer ist der, der sich freut? Natürlich in allen drei Sinnbildern zunächst der Eigentümer, aber er oder sie findet doch sogleich Genossen dieser Freude. Dies ist ein sehr feiner Zug, der nicht von allen bemerkt worden ist, denn so wird unbemerkt das Bild der Ueberraschung und Fröhlichkeit auf die Himmelsbewohner übertragen. Also ist Freude im Himmel, sagt das erste Gleichnis und dieses: Also ist Freude bei den Engeln Gottes. Hier ist das Verhältnis des einen Groschen zu den neun, die nicht verloren wurden, nicht zum Ausdruck gelangt, da es nur den Eindruck des vorigen, eins gegen neunundneunzig, abschwächen würde.

Also die Engel freuen sich, es besteht eine Verwandtschaft zwischen der höheren und der niederen Welt. Und Gott selbst! Auch ihm wird im Alten Testament eine solche Freude zugeschrieben, z. B. 5. Mos. 28, 63 und Zeph. 3, 17: denn der Herr, dein Gott, wird sich über dich freuen und wird über dir mit Schalle fröhlich sein. Doch diese menschlichen Vorstellungen, die Phantasiegebilde der Menschheit im Kindesalter, vermeidet Jesus sorgfältig. Er predigt keinen Gott, der Freude oder Reue empfindet, viel weniger einen, der auf die Erde niedersteigt, um der Menschen Werke zu betrachten, oder der als ein furchtbarer Kriegsheld seine Füße im Blute badet. Alle menschlichen Züge an Gott werden im Bilde vom himmlischen Vater verklärt, dessen erbarmende Liebe sich in der Freude der Engel abspiegelt.

Das Verlorene aufzusuchen, bleibt also die Aufgabe aller, die Jesu nachfolgen. Und nicht nur die Aufgabe der Diener des Evangeliums, die dazu kraft ihres Amtes verpflichtet sind, sondern die Aufgabe aller, die von ihrem Herrn gelernt haben, Gott und Menschen zu lieben. Wie tief man auch in unserer Zeit fallen mag, in einer Zeit, in der der christliche Glaube von vielen verlassen worden ist, in der unter den Gläubigen immer heftiger der Streit entbrennt: gewiß ist nie dieses große Prinzip des Christentums mehr und besser in das praktische Leben übertragen worden, als in unserer Zeit. Die vollkommenste Kirchenordnung und das reinste Glaubensbekenntnis würde ich um

keinen Preis gegen diese Arbeit der Liebe eintauschen; sie läßt sich hernieder zu dem Kleinen und Geringsen, das Jesus in seinen Schutz nahm; sie geht zu den fernen Inseln der Heiden, denen der Erlöser schon durch Prophetenmund als Erbteil zugesichert wurde; sie erbarmt sich der Verwahrlosten und Sittenlosen, der Opfer der Wollust und des Trunkes wie der entlassenen Sträflinge. Nach der bildlichen Rede-weise, auf die ich vorhin anspielte, geht sie von dem Prinzip aus, daß das Silber der Drachme und das auf ihr eingeprägte Bild, hier auf Erden wenigstens, nicht verloren gehen kann. In dem „Verlorensein“ liegt die ganze Macht der Sünde, die vorher und nachher tötet und erniedrigt, was himmlisch und göttlich in dem Menschen ist. Aber das Verlorene kann noch gefunden, das scheinbar Tote wieder lebendig werden, das helfe uns ausharren, auch im Kampfe um die Bewahrung unserer eigenen Seele.

XXX

Der Turmbau

Luk. 14, 28—30

Lukas versetzt uns hier mitten in das thatenreiche Leben Jesu. Viel Volks ging mit ihm, es war also vielleicht um die Zeit eines hohen Festes. Auf solchen Festreisen war das jüdische Volk aufgeregt und zu allem fähig. Sie hatten auch schon so viel von Jesu gesehen und gehört, daß Galiläa jauchzte: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden! Darum waren viele geneigt, sich seinen Jüngern beizugesellen; denn außer den Zwölfen, die einen Familienkreis mit Jesu bildeten, hatten sich noch manche als seine ständigen Begleiter ihm angeschlossen. Nur einige von ihnen waren von Jesu dazu aufgefordert worden, die meisten thaten es ohne besondere Einladung. Diese Anhänger oder Jünger muß man wohl unterscheiden von dem Volke, von der großen Menge, die hier und dort seiner Belehrung lauschte. Zu allen sprach er: Kommt zu mir, aber nur zu wenigen: Folget mir. So stieg einst Jesus, als er viel Volks aus allen Orten des jüdischen Landes um sich sah, auf einen Berg; seine Jünger kamen zu ihm, und er lehrte sie, doch gewiß in einer Weise, daß auch das Volk, das sich seinem Jüngerkreise noch nicht angeschlossen hatte, etwas von dieser Bergpredigt hören oder durch andere vernehmen konnte.

Dies alles erklärt sich ganz von selbst aus dem Range des Rabbi, den Jesus in seinem Vaterland besaß. Jeder berühmte Schriftgelehrte in Israel hatte seine bestimmten Schüler, die von seinen Hörern in der Synagoge zu unterscheiden waren. Selbst Johannes der Täufer hatte eine Anzahl Jünger, zu denen nicht nur die zu gehören brauchten, die von ihm getauft waren.

Nun suchten die Schriftgelehrten, und vor allen die, deren Schulen in irgend einem Gegenfaze zu andern standen, ihren Ruhm in der

großen Zahl ihrer ständigen Anhänger. „Macht euch viele Schüler“, das ist die erste Regel des Talmud, und mit der gewohnten Uebertreibung der Morgenländer erzählt die Sage von Rabbi Akiba, daß er mit zehntausend, und später selbst mit zwanzigtausend Jüngern nach Jerusalem zog.

Jesus zählt sie nicht, sondern er wiegt sie. Als er auf seinem Wege eine stets anwachsende Menge sich folgen sieht, steht er plötzlich still. Da bemerkt auch die Menge, daß er zu ihr sprechen will, bleibt stehen, schweigt und wartet. Und nun spricht Jesus in tiefem Ernste: So jemand zu mir kommt und ist noch nicht bereit, Vater und Mutter, Weib und Kind, Geld und Gut zu verlassen, um mir nachzufolgen, der kann mein Jünger nicht sein. Ja, wer nicht wie ein zum Tode Verurteilter sein Kreuz auf sich nehmen und sein eigenes Leben opfern kann, der kann mein Jünger nicht sein. Und nun benutzt der Herr den tiefen Eindruck dieser Worte und die atemlose Stille, die ihnen folgte, um durch ein vollstümliches Bild seine ernsthafte Warnung für sie noch eindringlicher zu machen; denn Worte kann man wohl vergessen, aber so ein Bild bleibt unwillkürlich vor dem Auge der Einbildungskraft stehen.

Jesus beruft sich dabei auf den gesunden Verstand seiner Hörer und erwartet zu dem, was er sagen will, ihre Zustimmung. Diese Unterweisung durch Fragen wendet Jesus öfters an, und wie er sich hier an den Verstand seiner Hörer wendet, so spricht er bei anderer Gelegenheit, z. B. bei der Berufung auf den Vater, der seinem Kinde keinen Stein für Brot geben wird, zu ihrem Herzen und läßt ihr menschliches Gefühl selbst die Entscheidung treffen.

Er legt also die Vorstellung zu Grunde, daß einer seiner Hörer den Plan hat, einen Turm zu bauen. Nicht im allgemeinen nur ein Gebäude aufzuführen, sondern gerade einen Turm, eine hohe Warte auf einem kleinen Untergrund zu bauen. Es ist möglich, daß Jesus an den Wachturm eines Weinbergs dachte, von dem in dem Gleichnis von den bösen Weingärtnern die Rede ist. Doch auch außerdem waren solche Türme als Zufluchtsorte in der Not oder als Zierbauten in einem Garten nichts Ungewöhnliches. Vielleicht kann man damit den Turm Salomos auf dem Libanon oder die Absalomsäule vergleichen, wenn auch Jesus bei seinen Hörern solche fürstliche Bauten nicht voraussetzen konnte. Ich würde darum lieber annehmen, daß es Jesus unbestimmt läßt und nur meint, daß es ein ganz besonderes Unternehmen war. Es hat jemand ein Stück Land für ein Haus, für einen Weinberg oder für irgend etwas anderes bestimmt und er will einen Turm darauf oder daneben bauen. Der Bauplatz liegt am Wege, und jeder kann sehen, wie hoch er baut.

Wie fängt er es nun an? Das weiß jeder von Jesu Hörern wohl. Man darf nicht erst das Fundament legen und danach zusehen wollen, wie das Werk weiterzuführen ist. Denn wer sich von einem größeren Acker ein kleineres Stück Gemüseland abtrennt, hat wohl auch

später noch die Wahl, ob er es dabei lassen oder noch mehr Land dazu nehmen will; oder wer ein morgenländisches Haus, das in der Regel ohne Oberstock ist, bauen will, der kann es später noch weiter ausbauen. Aber bei einem Turme wird von Anfang an alles nach der Höhe berechnet. Wer sich also daran macht, sitzt zuerst nieder, geht behutsam vor und setzt sich ruhig hin, um sich nicht zu verrechnen. Das will im Morgenlande mehr besagen, wo, wie bekannt, unsere Stühle nicht gebräuchlich sind. Bei der Mahlzeit liegt man am Tische, bei der Volksversammlung steht man, aber wer für sich etwas aufzeichnen oder ausrechnen will, der setzt sich nieder. Er sitzt, ebenso wie der ungerechte Haushalter es von den Schuldnern seines Herrn verlangt.

Und was berechnet nun der Turmbauer, bevor er einen Spatenstich in die Erde thut oder einen Stein des Fundaments legt? Er überschlägt zuerst die Kosten, bevor er beginnt. Jeder Baumeister weiß, daß dies nicht unwichtig ist. Erstens muß schon das Fundament breit und tief und fest sein, um einen Bau von solcher Höhe gleichmäßig zu tragen, damit nicht eine oder die andere Seite sich senkt. Da der Turm in Folge seiner Höhe mehr als andere Gebäude dem Sturme ausgesetzt ist, so läuft er auch eher Gefahr, umzufallen oder in sich selbst zusammenzustürzen. Und dann muß nicht nur viel, sondern viel in die Höhe gebaut werden. Wie viel Baumaterial ist da hinaufzuschaffen, wie viel gefährliche und darum doppelt zu lohnende Arbeit ist da zu verrichten! Schließlich muß noch ein Dach oder eine Spitze daraufgesetzt werden, und dann erst ist das Werk fertig; ohne dies ist alle Arbeit umsonst gethan; denn gerade in der Höhe liegt der einzige Wert. Ein Turm, der sich nicht oder nur wenig über die Häuser erhebt, ist noch nicht einmal tauglich für ein Vorrathshaus.

Der Bauherr setzt sich also nieder und überschlägt die Kosten. Er macht, so gut er kann, die Berechnung derselben und setzt die einzelnen Posten nicht zu niedrig an, weil, wie die Erfahrung es einem jeden, der damit beginnt, lehrt, ein solches Werk gewöhnlich den Kostenanschlag übersteigt. Und nun fragt er sich, ob er so viel Mittel besitzt, oder ob er sie irgendwie aufbringen kann. Wenn nicht, dann giebt er lieber den ganzen Plan auf, so gern er ihn auch ausgeführt hätte, und legt nicht einmal das Fundament.

Doch wozu dies? Warum fängt er nicht frisch drauf los an? Darin, daß Jesus auch an diesen Fall denken läßt, liegt ein so naiver Zug, daß wir dabei seine große Menschenkenntnis bewundern müssen. Niemand läßt sich gerne strafen oder tadeln, aber noch viel weniger auslachen. Es ist eine schmerzliche Demütigung, ein bitteres Gefühl, das am allerwenigsten ein ehrgeiziger Mensch vertragen kann, vor allem wenn er fühlt, daß der Spott verdient ist.

Und doch ist der Spott eine ganz natürliche Folge, wenn jemand thöricht genug sein sollte, ein so großes Unternehmen ohne genügende Mittel ins Werk zu setzen. Wenn es bis zu einer gewissen Höhe

gediehen ist, muß er den Bau stehen lassen, weil es den Bauleuten an Material fehlt, oder eigentlich an dem, was beiden helfen könnte — an Geld. Da stünde dann der halb aufgebaute Turm ganz nutzlos, Arbeit und Kosten wären fruchtlos daran verschwendet. Wozu wäre er in diesem Zustand zu gebrauchen? Doch das ist's nicht allein. Ein solches Werk fällt in die Augen, ein Turm wird in keine entlegene Ecke gebaut. Dieser und jener hat sich vielleicht schon darüber gewundert, daß ein Mann, der doch gar nicht als so reich bekannt war, ein solches Werk unternahm.

Dazu ist der, der nur ein niederes Haus an den Weg bauen kann, leicht neidisch auf den, der einen so hohen Bau unternimmt, und schreibt dies seiner Selbstüberhebung zu. Nun, da man sieht, daß er die Arbeit liegen lassen muß, fangen alle, die es sehen, an, seiner zu spotten; denn die Welt ist unbarmherzig, und ohne zu fragen, wie es den übermütigen Bauherrn schmerzt, der doch vielleicht aus edler Absicht unternahm, was er nicht vollbringen konnte, sagen die Vorübergehenden: Sehet einmal, dieser Mensch hob an zu bauen und kann es nicht hinausführen!

Bevor wir nun aus diesem Bilde den Schluß ziehen, den Jesus im Auge hatte, wollen wir noch ein anderes betrachten, das er diesem gegenüberstellt; denn den sogenannten Parallelismus der hebräischen Poesie, in dem nicht gleichklingende Worte, sondern Bilder einander entsprechen, durch die eine Wahrheit von zwei Seiten betrachtet wird, finden wir auch in den Gleichnissen wieder. So entspricht die Perle dem Schatz im Acker, der Sauerteig der Senfkornsaat und so weiter.

Ebenso kleidet Jesus den Spruch: „Erst besinn's, dann beginn's“, noch einmal in ein andres Bild, das in gleicher Weise in Frageform eingeführt wird. Es ist jedoch nicht die Frage: Wer ist unter euch, der so thöricht wäre? denn dazu ist das Unternehmen zu groß. Jesus fragt vielmehr sogleich nach dem vorhergehenden Bilde, mit dem er durch die ersten Worte die Verbindung herstellt: Oder welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen andern König, und sitzt nicht zuvor und ratschlagt, ob er könne mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend? — Hier ist auch die Rede von einem Niedersitzen, aber zu dem Zweck, mit andern Rats zu pflegen. Es ist nicht die Frage, ob er den Krieg erst beginnen soll, denn seine Gegenpartei hat denselben bereits erklärt. Hat er sich vielleicht geweigert, ihr den auferlegten Tribut zu bezahlen, oder ist er ihr in irgend einer andern Weise zu nahe getreten? Das ist gleichgiltig. Der Feind rückt bereits gegen ihn heran, er hält also Kriegsrat. Die Frage ist dabei, ob er es wagen darf, eine offene Schlacht zu liefern, da das Heer, das er dem Feinde gegenüberstellen kann, nur halb so groß als dessen Heer ist. Es können Gründe dafür sprechen, daß er es gleichwohl wagen kann und sogar auf Sieg hoffen darf. Es hängt vom Mute, von der Ordnung und Geübtheit seiner Truppen, und von der Beschaffenheit des

Terrains ab; nicht selten hat im Kriege schon ein kleineres Heer den Sieg davongetragen.

Dürfte er es also ruhig wagen, dann gut, und nur mutig vorwärts; wo nicht, wenn die Niederlage so gut wie sicher ist, so schickt er Botschaft, wenn jener noch fern ist, und bittet um Frieden. Niemand wird ihm das zur Schande anrechnen; auch mit den größten Opfern einen ehrenvollen Frieden zu erkaufen, ist bei weitem nicht so schlimm, als nach einer sichern Niederlage sein Land der Plünderung und Verwüstung preiszugeben, besonders bei der Gründlichkeit, mit der der Morgenländer dieselbe ausführt.

Bei der Anwendung beider Gleichnisse müssen wir vor allem im Auge behalten, daß die Bilder, die wir nur bei Lukas finden, sehr selten in ihren Einzelheiten ausgedeutet werden können. Bei den Gleichnissen vom Säemann und vom Unkraut hat Jesus selbst die einzelnen Züge erklärt, aber man würde irren und man hat schon oft geirrt, wenn man überall in dieser Weise verfahren wollte. Sobald ein Gedanke vorhanden ist, der das ganze Gleichnis beherrscht, wird ihm gegenüber alles übrige meist nur Beiwerk, wodurch, ebenso wie auf einem Gemälde, die eine Gestalt nur mehr hervorgehoben wird. Und doch wählt Jesus auch dieses Beiwerk nicht ohne Grund, wenn es auch nicht immer sinnbildliche Bedeutung hat. So dürfen wir hier nicht fragen, was dieser Turm eigentlich bedeutet, und wer die mit Spott Vorübergehenden sind, oder was der Krieg ist, der den König bedroht, und warum von beiden Seiten gerade so viele Truppen ins Feld geführt werden. Das alles ist Nebensache. Die Hauptsache ist das Nieder sitzen, um ruhig zu berechnen, ob man etwas unternehmen darf, und zwar vorher, noch ehe man einen Anfang zur Ausführung macht. Nun ist es nicht bedeutungslos, daß dieses Unternehmen mit einem hohen Bau auf kleiner, aber fester Grundlage, und mit einem gefährvollen und unsichern Streite verglichen wird. Das Bauen sowohl als das Streiten sind geeignete Bilder für den Dienst Gottes: nach Jesu Ermahnung besteht er in einem Bauen auf einem Felsen, und im Streiten, um als Sieger einzuziehen.

Nach dieser Darstellung kehrt Jesus zu der eigentlichen Ermahnung am Anfang zurück: Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein. Stubengelehrte haben allzu oft Jesu schöne Gleichnisse zerpflückt, aus dem Rahmen herausgenommen und dann viel darüber und für und wider gesprochen, was wohl an sich vernünftig, belehrend und erbaulich sein mag, aber woran Jesus ebensowenig als seine Hörer je gedacht haben.

Stößt Jesus hier zurück — das ist die Hauptfrage — so wie er anderswo herzuruft und ermutigt? Ja und nein. Nichts kann ihm lieber sein, als daß die Menge ihm folgt, von ihm lernt und dem Gehörten weiter nachdenkt. Aber er will, daß sie sich's noch dreimal überlege, bevor sie offen seine Partei ergreift und sich ihm anschließt,

doch um ihm dann für immer zu folgen. Es ist hier und überall bemerkenswert, wie wenig Jesus von einer augenblicklichen Begeisterung hält, auf die gewöhnlich eine Abkühlung und Lauheit folgt, ja die bisweilen in Entfremdung und Erbitterung umschlägt. Es war wahrlich keine geringe Sache, ihn bei all den Verfolgungen, die er voraussah, vor den Menschen zu bekennen. Hoch war dieser Bau und verlangte großen Kostenaufwand, heftig war dieser Streit und nicht ohne die äußerste Krastanspannung zu unternehmen. Dazu war an Stelle einer augenblicklichen Begeisterung, die so ansteckend wirkt, eine ruhige Ueberlegung und ernsthafte Selbstprüfung vonnöten. Ein Judas Ischarioth, der sich durch jene eine Zeitlang mit fortschleppen ließ, war viel schlimmer als ein Nicodemus, der sich noch einmal ernstlich bedachte. Treffend drückt diesen Gedanken der Herr in dem dritten Bilde aus, das mit den zwei vorigen eng zusammenhängt, und womit diese Rede schließt: Das Salz ist ein gutes Ding, wo aber das Salz dumm wird, womit wird man (es) würzen? Es ist weder auf das Land noch in den Mist nütze, sondern man wird es wegwerfen (B. 34. 35).

Finden diese Bilder, besonders das vom Turmbau, noch immer ihre Anwendung auf so manches Unternehmen, das, so gut und groß es auch sein mag, begonnen, aber nicht vollendet wird, so ist auch ihre ursprüngliche Bedeutung noch nicht hinfällig geworden. Wohl sind die Tage der Glaubensverfolgung, auf die Jesus hinzielt, wenigstens in unserm Vaterlande vorbei, aber unsere Berufung als die wahrer Christen weist doch noch immer hin auf ein großes Unternehmen, hoch über dem Gedränge der Welt, wie sich ein Turm über die Häuser erhebt. Und weil die Welt dies nicht dulden will, bleibt sie feindselig gesinnt. Ein fester Grund ist nötig, ein mutiges Aussharren; nicht Abbrechen, sondern Aufbauen muß unser Ziel sein, mit einem festen Glauben an den, ohne den die Bauleute vergeblich arbeiten.

Eine Gelegenheit ist es vor allem, bei der dieses Gleichnis mir jedes Jahr mit düsterm Ernst vor Augen steht. Es ist die Zeit, in der so viele junge Menschen ihr Bekenntnis ablegen wollen, oder der Fall, daß einzelne mit ihrer Vergangenheit brechen, indem sie einen andern Glauben annehmen. Ach, wie oft wird das erstere nur als ein Examen über das, was man gelernt hat, betrachtet, als ein Eintritt in die Welt, die es noch für anständig hält, Mitglied einer oder der andern christlichen Gemeinde zu sein! Und wenn auch für den Augenblick noch ein lebendiges, religiöses Gefühl rege ist, ja sogar eine gewisse Begeisterung: wie wenig ist doch von einer ruhigen Berechnung und ernsthaften Selbstprüfung mit demütigem Gebete vor dem Unternehmen einer so schweren Sache die Rede! Und doch giebt es auch heute noch so manches Kreuz zu tragen, vielleicht manchen Spott und manche Demütigung, und wir müssen manchen Streit gegen die Sünde in uns und gegen die Versuchung von außen kämpfen, wenn wir Jesu folgen und ihm treu bleiben wollen. Und wenn wir dann später so manches Mitglied abgewichen und abgestorben sehen, dann

kommt uns die Frage Jesu auf die Lippen: Wenn das Salz dumm wird, womit wird man es würzen? Ja selbst der düstere Spruch, den der Verfasser des Briefes an die Hebräer über die Abgefallenen thut (6, 4. 6): Es ist unmöglich, daß die, so einmal erleuchtet gewesen sind, wiederum erneuert werden zur Buße — unmöglich bei den Menschen, aber doch noch möglich bei Gott.

Ich will hier nichts mehr hinzufügen. Jesu Worte reden so kräftig, daß wir sie durch unsere nur abschwächen könnten. Ein jeder wisse, was er unternimmt oder schon gelobt hat, als er es auf sich nahm, dem Herrn zu folgen, der ihn mit seinem Blute erkaufte hat.

XXXI

Der Richter und die Witwe

Lut. 18, 2—8

Geld- und Rechtsachen schrieb ich über diesen Abschnitt; und sind dieselben nicht oft vereinigt? Schon in der Strafgesetzgebung, durch die der Staat das Leben und Eigentum seiner Bürger schützt, aber noch mehr in der bürgerlichen Rechtspflege, die es fast immer mit Geldeswert zu thun hat. Das Geld veruneinigt die Menschen am häufigsten und verlockt sie auch zumeist, sich an fremdem Gut zu vergreifen.

Im Morgenlande sind diese beiden Seiten der Rechtspflege in einer Hand vereinigt, und man kennt all die Umständlichkeiten unserer Gerichtsverhandlungen und Prozesse nicht, und ebensowenig unsere so wohl eingerichteten Gefängnisse. Meist ist es nur ein Richter, der den Wahrspruch thut, und insolgedessen ist sein Urteil vollständig willkürlich. Das Strafrecht beruhte, nach der höchst einfachen Auffassung der alten Völker, auf dem Rechte der Wiedervergeltung (*jus talionis*): Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben. Die bürgerliche Rechtspflege wurde meistens nach fest angenommenen Gebräuchen und außerdem nach Recht und Billigkeit geübt. Nach dem Mosaischen Gesetz mußte in jeder Stadt, „in allen euren Thoren“, ein Richter sein, und es wurde besonders darauf gedrungen, daß sie das Recht nicht beugten und keine Person ansehen sollten (keinen Unterschied zwischen reich und arm machten) und keine Geschenke nehmen, denn die Geschenke machen die Weisen blind und verkehren die Sachen der Gerechten (5. Mos. 16, 18. 19).

Die Schrift kommt oft darauf zurück, und die getreue Befolgung dieses Gebotes war der Ruhm des alten Samuel.

So blieb auch in späteren Tagen die Wahrnehmung des Rechtes einem einzigen Richter anvertraut, nur in wichtigen Angelegenheiten war das Sanhedrin (der hohe Rat) der zuständige Gerichtshof (Matth. 5, 22); auch wurde zur Vermittelung zwischen den Parteien unter der Hand,

wie wir früher sahen, wohl manchmal die Entscheidung eines Schriftgelehrten anrufen.

Doch bleiben wir bei der gesetzmäßigen Rechtspflege. Einen solchen Richter oder Rhadi stellt Jesus in der Bergpredigt (Matth. 5, 25. 26) dar, und Lukas hat das Bild etwas geändert oder verklärt am Ende seiner schönen Blumenlese Kap. 12. Das Bild stellt zwei Männer vor, die auf dem Wege zum Richter sind, um ein Geldgeschäft in Ordnung zu bringen. Der eine hält den andern, seinen Schuldner, fest, wie wir dies mit den stärksten Farben beim unbarmherzigen Knechte ausgemalt fanden. Und nun giebt Jesus den Rat, daß man, solange man noch auf dem Wege sei, sein Aeußerstes thue, um von dem erzürnten Gläubiger loszukommen: sei es durch einen billigen Vergleich oder durch die Bitte um Frist, oder wie man ihn auch immer zufrieden stellen könnte. Und warum? Damit der Widersacher ihn nicht dem Richter überantworte, und dieser dem Gerichtsdienere, und er ins Gefängnis geworfen werde. Ich sage dir, so schließt der Herr, du wirst von dannen nicht herauskommen, bis du den allerletzten Scherf bezahlt hast. Geht einmal die Sache nach dem Gesetz und Rechte, dann hilft kein Versprechen, keine Bitte mehr, und es ist kein Ueberkommen mehr zu treffen.

Schon im eigentlichen Sinne, als eine Warnung vor Prozessen, ist dies eine weise Regel. Hängt auch das Urtheil weniger als zu Jesu Zeit von der Willkür des Richters ab, so fällt es doch nicht selten für den, der Recht zu haben meinte, ungünstig aus, und auch der, welcher gewinnt, muß es teuer bezahlen, und dabei werden allerlei unedle Leidenschaften erregt.

Doch es liegt noch mehr darin. Die Sprüche Jesu sind nicht, wie die Salomos, Regeln der Lebensweisheit, deren letzter Grund das wohlverstandene eigene Interesse ist. Sie haben ein höheres Ziel und stehen alle mehr oder weniger in Verbindung mit dem Himmelsreiche, in dem Wahrheit und Friede den Grundton bilden. „Auf dem Wege zum Richter“, das ist ein treffliches Bild für das menschliche Leben. Auf dem Wege — wie lange noch? Und während wir miteinander auf dem Wege sind, welche endlosen Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten giebt es da, wobei nur allzu oft nach dem Spruche des israelitischen Weisen alle Wege des Mannes in seinen Augen rein sind (Spr. 16, 2). Während wir so ein jeder auf seinem Rechte bestehen und streiten und hadern, ist jedes bittere Wort wieder ein Schritt näher zum Richter. Und ist unerwartet der letzte Schritt gethan, dann ist Veröhnung und Vergleichung abgeschnitten, und das Urtheil wird von dem gefällt, der nicht nur alle Wege des Mannes kennt, sondern der die Geister wiegt. Seid darum mit Fleiß um die Beilegung des Streites mit eurem Widersacher bemüht, solange ihr noch mit ihm auf dem Wege seid — auf dem Wege zum Richter!

Doch es wird Zeit, daß wir die Witwe ins Auge fassen, die mit einer Bitte vor dem Richter steht.

Die Bibel ist mehr als irgend ein anderes Buch das Buch der Witwen, nicht nur weil sie ihnen Trost spendet, sondern auch weil sie ihrer Sache sich annimmt und ihr Recht vertritt.

Die kinderlose Witwe vor allem war im Morgenlande das Sinnbild der Verlassenheit und des Elends. Kein Wunder, daß die Israelitin so sehnlich nach einem Sohn verlangte und es für die größte Schmach hielt, wenn ihr ein solcher versagt oder entriffen wurde. Gerade daß so manches Mal und in so treffenden Worten das Alte Testament sich der Verlassenen annimmt, ist ein Beweis, wie oft sie verachtet, vergessen oder bedrückt wurden; denn die Gesetze sind der Spiegel der Sitten, und man verbietet nicht, was nie geschieht.

Von einem Richter wird vor allem im Mosaischen Gesetz verlangt, daß er das Recht der Witwen und Waisen vertrete. Dann erst würden die Gebete des Volks von Jehova erhört werden, wenn der Witwen Streitsache untersucht und den Waisen Recht verschafft werde, während der verflucht wird, der das Recht der Witwen beugt. Und wo dies geschah, ist es kein Wunder, daß schließlich die unterdrückte Witwe bei dem König, als dem höchsten Richter im Lande, ihre Zuflucht sucht. So meldet sich die Sunamitin, die aus der Geschichte des Elisa bekannt ist, bei König Joram an; denn nachdem sie während einer Hungersnot sieben Jahre im Lande der Philister gelebt hatte und nun als Witwe zurückkehrte, fand sie ihr Haus und ihren Acker in fremden Händen, der ihr dann erst durch die Vermittelung des Königs zurückgegeben wurde (2. Kön. 8). Diese Vermittelung des Königs, die zu den einfachen altisraelitischen Zuständen paßte, können wir uns zur Zeit Jesu nicht mehr vorstellen. Wo noch ein jüdischer Fürst, ein Herodes regierte, da hatte er wohl etwas anderes zu thun, als das Recht armer Witwen und Waisen zu vertreten. Ihre einzige Hoffnung — und das ist die Voraussetzung unseres Gleichnisses — ruhte darum auf dem Richter des Ortes.

Es wird nicht in Zweifel gestellt, ob sie Recht hat. Es ist kein Prozeß, bei dem man gewinnen oder verlieren kann, sondern, ebenso wie bei der Sunamitin, ein Vertreten des Rechts auf ihr Eigentum, das sie als eine schwache Witwe dem, der es in Besitz nahm, nicht wieder entreißen kann. Doch unglücklicherweise ist der Richter in derselben Stadt, dessen Gerichtsbezirk sie darum nicht verlassen kann, ein Mann, der Gott nicht fürchtet und sich vor keinem Menschen scheut. Nicht nur ungerecht, sondern dazu noch unverschämt, so daß er sich durch kein Schamgefühl und keine Autorität vom Unrecht abhalten läßt, ja selbst dafür eintritt. Unglücklich der Kläger, der solch einer Willkür preisgegeben ist. Jesus sah einen solchen Fall vielleicht einmal in einer kleineren Stadt Galiläas, und besonders selten wäre er im heutigen Morgenlande auch nicht. Was soll die Arme thun gegen einen Mann, der, ohne daß Berufung möglich wäre, sein Urteil fällt, und dessen Macht sein Recht ist? Doch wenn auch jener Richter dafür bekannt war, so kann die Witwe gar nicht anders. Sie kommt also zu ihm

und bittet ihn: Verschaffe mir Recht gegen meinen Widersacher! Indes, der Richter hört sie kaum an. Er hat wohl andere Dinge zu thun, als solch einer armen Frau zu helfen, und er hat keinen Vortheil davon. Er macht sich vielleicht den reichen und mächtigen Widersacher überdies zum Feinde, der ihm andernfalls noch die Hand fällen könnte. Er läßt sie also einfach stehen. Nicht daß er ihr ein Unrecht anthut, aber er schenkt ihr überhaupt keine Beachtung und macht es ebenso wie die Richter, von denen Jesaias 1, 23 sagt: Der Witwen Sache kommt nicht vor sie.

Ihr Gang war also vergeblich. Aber niemand konnte ihr wehren, wiederzukommen, der Zutritt zum Richter konnte ihr nicht untersagt werden. Es giebt Volksrechte, die auch der Vermessenste nicht umstoßen darf, und zu diesen gehörte es, daß, wer einmal zum Richter erwählt war, jeden Morgen Sitzung halten mußte, um jeden, der zu ihm kam, anzuhören. Der Morgenländer unterwirft sich blindlings seinem Urtheil, es ist ihm, als wäre es ein Gotteswort. Aber der Richter darf dann auch sein Amt nicht versäumen.

Die Witwe that darum das einzige, was sie thun konnte: sie kam jeden Morgen wieder. Aber der Richter wollte lange nicht. Doch je öfter und härter sie abgewiesen wird, um so lauter und dringender wiederholt sie jeden Morgen ihre Bitte: Rette mich von meinem Widersacher!

Eine Zeitlang blieb der Richter unerbittlich und wollte von ihrer Sache keine Kenntnis nehmen. Aber schließlich dachte er bei sich selbst: Ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte, noch vor keinem Menschen scheue, dieweil aber diese Witwe mir so viele Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme und übertäube mich. Der Ausdruck „übertäube mich“ heißt, wörtlich übersetzt: falle mich an, versehe mir einen Schlag ins Gesicht — wie es Paulus den Korinthern verweist, daß sie sich selbst ins Gesicht schlagen ließen (2. Kor. 11, 20). Die Frau wird je länger desto heftiger in ihrem Begehre, da sie von ihrem Recht überzeugt ist. Ihm immer näher rückend, wird sie ihm noch in die Haare geraten. Die Verzweiflung ist zu allem fähig. Er will sich also von ihr losmachen. Die Mühe ist ja auch nicht so groß. Gerade diese grobe und harte Darstellung ist von Jesu beabsichtigt, um dadurch den Gegensatz um so stärker hervortreten zu lassen.

Was nun die Bedeutung betrifft, so giebt Lukas dieselbe hier, wie auch sonst bisweilen, bereits in der Einleitung an (Vers 1): Er sagte ihnen aber ein Gleichnis davon, daß man allezeit beten und nicht laß werden sollte.

Das Gleichnis dient demselben Zweck wie das, was wir früher unter dem Titel: „der bittende Freund“ behandelt haben. Bei oberflächlicher Betrachtung würden wir sie beide als parallel bezeichnen können, obgleich Lukas nicht nebeneinander stellt. Es ist dieselbe Hartnäckigkeit im Anhalten um etwas; der eine klagt, daß der andere ihm so viel

Mühe macht und schließlich, nur um den Quälgeist los zu werden, ist es nur ein Zugeben und Helfen ohne Geneigtheit: ohne Freundschaft bei dem Nachbar, ohne Rechtsgefühl bei dem Richter. Nach dem Sprichwort heißt es: „Wer auszuharret, wird gekrönt.“

Aber besehen wir nun einmal die beiden Gleichnisse etwas näher, dann ist doch ein charakteristischer Unterschied vorhanden, den Lukas nicht einmal bemerkt zu haben scheint, und der wohl in der ursprünglichen Absicht des Herrn lag: der Freund bittet um einen Dienst, wie ihn auf dem Lande die Nachbarn einander zu erweisen pflegen. Es ist vielleicht unbillig, wenn der andere ihn verweigert, aber verpflichtet ist er doch eigentlich dazu nicht. Es bleibt doch schließlich nur eine Bitte; aber die Witwe kommt, um ihr Recht zu suchen; beginnt sie mit Bitten, so endigt sie mit Fordern; der Richter thut seine Pflicht nicht, wenn er das Recht nicht walten läßt, es ist sein Amt, und er hat die Macht dazu; ein oder mehrere Gerichtsdienner und ein Gefängnis stehen zu seiner Verfügung. Daher erklärt sich, daß das Anhalten, obgleich es von seiten einer Frau geschieht, hier mit noch viel schärfern Zügen gezeichnet wird. Nach den Gründen für diese Verschiedenheit brauchen wir nicht vergeblich zu fragen, wenn wir nur mit Aufmerksamkeit das, was folgt, lesen.

Höret hier, was der ungerechte Richter sagt!

Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte Geduld darüber haben? Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze; doch wann des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden? Jesus will hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf das lenken, was der ungerechte Richter (eigentlich Richter der Ungerechtigkeit, wie früher der Haushalter der Ungerechtigkeit) sagt, besonders also auf seinen Beschluß, der Frau zu helfen nur um ihres Anhaltens willen, ohne irgend ein Gefühl für Mitleid und für Recht. Und dann folgt, nicht als ein beigeordnetes, sondern als ein entgegengesetztes Bild, die Darstellung eines gerechten und liebeichen Gottes. Gerade darum sind in dem Vorhergehenden die Farben so grell gewählt, ebenso wie Jesus an einer andern Stelle sagt: Selbst ihr, die ihr doch böse seid, gebt euren Kindern keine Steine für Brot, wie viel weniger wird Gott dies thun.

Aber erhält man nun durch ein Rufen bei Tag und Nacht ein Recht auf Erhörung? Weit gefehlt. Welches Recht sollte der Mensch Gott gegenüber haben? Aber die Witwe spricht auch nicht von ihrem Recht dem Richter gegenüber, sondern gegen ihren Widersacher. Und da nun Gottes Auserwählte seine gläubigen Kinder, seine Gemeinde sind, so ist der Widersacher, gegen den sie Recht sucht, die Welt, die diese bedrückt.

Welch ein anschauliches Bild! Die Gemeinde, die Jesus als wehrlose Schafe inmitten von reißenden Wölfen zurückließ, einer unterdrückten Witwe gleich, für die kein Recht oder Gesetz zu bestehen scheint!

Das Rechtsgefühl war bei den Israeliten scharf ausgeprägt, selbst die Rachepsalmen, die für unsere Ohren so hart klingen, beruhen auf diesem Gefühl, und nannte nicht schon Abraham Gott selbst den Richter der ganzen Erde? Und sagte nicht Hiob: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt (Goel, der Rächer und Anwalt des Rechts der Unterdrückten)? Aber wie oft klagten auch Psalmdichter und Propheten, daß es ist, als ob er sie nicht hört und nicht geneigt ist, ihnen Recht widerfahren zu lassen. Wie nun das israelitische Volk so oft und so lange auf die Erlösung hatte warten müssen, aber doch schließlich die Gerichte Gottes gesehen und sich seiner Rettung, seines Heils hatte freuen können, so sollte es auch der Gemeinde ergehen. Fremd und verlassen in der Welt wie eine arme Witwe, sollte sie keine andere Zuflucht haben, als von Gott die Gewährung des Rechtes zu erbitten gegenüber einer feindlichen Welt. Und auch dann, wenn Gott dieses Urteil und diese Erlösung verschieben sollte, werde es doch einmal kommen, wenn sie nur nicht nachließe, bei Tag und bei Nacht zu ihm zu rufen.

Einigermassen dunkel ist hier nur die Bedeutung der Worte: sollte Geduld darüber haben. Hierbei kommt uns von selbst die Stelle 2. Petri 3, 9 ins Gedächtnis: Der Herr verziehet nicht die Verheißung (von Jesu Zukunft), sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre. Ebenso wie dort bezieht sich diese Geduld, das Warten und Hinausschieben, weniger auf die feindliche Welt, als vielmehr auf die Gemeinde, über die doch auch das Urteil ergehen soll. Mit Geduld hört Gott ihre Klagen und Gebete an und übt sie im gläubigen Festhalten an seinem Wort. Geduld mit den Ungläubigen, wie im Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum, paßt weniger in diesen Zusammenhang und stimmt auch nicht zu den gebrauchten Worten.

Und nun die Verheißung. Wie lange auch Gott zu verziehen scheint, in einer Kürze, bald wird er den Seinen Recht verschaffen. Hier treffen wir wieder die Erwartung einer nahen Vollendung der Welt, die einmal aus dem Evangelium nicht wegzunehmen ist, und die uns auch nicht anstößig sein kann, wenn wir nur nicht im Gegensatz zu Jesu eigner Erklärung (Mark. 13, 32) ihm auf Erden eine göttliche Allwissenheit zuschreiben. Er sah seine Zukunft wie in einer Fernsicht, in der man die Abstände nicht messen kann. Noch bevor dieses Geschlecht vorübergehen werde, erwartete er das große Gottesgericht, das auch mit entsetzlicher Schwere über Jerusalem hereingebrochen ist. Aber danach folgten wieder langdauernde und schwere Verfolgungen, bevor auch über das heidnische Rom dies Gericht ausgeführt ward. Schließlich wurde aber doch das Recht der armen Witwe gegenüber ihrem Widersacher zur Geltung gebracht.

Es würde nur die Frage sein, und zwar auch in kommender Zeit, ob die Witwe auszuharren verstünde, ob die Gemeinde dabei

bleibt, vertrauensvoll ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen. Darum weist Jesus die Seinen von ihren Feinden wieder auf sich selbst zurück. Das war nicht die Hauptsache, ob die Erlösung etwas früher oder etwas später kam, einmal würde sie kommen. Aber nur wer bis ans Ende beharren würde, sollte selig werden. Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?

Noch immer ist in manchen Ländern die Gemeinde des Herrn der verlassenen Witwe gleich. Nicht nur unter den Heiden, sondern auch da, wo Rom die Macht hat, das freie Evangelium zu unterdrücken. Doch selbst da, wo der Glaube frei ist, wie in unserm Vaterlande, hat er seine Widersacher, und die Gemeinde kann nur in Kampf und Gebet die Welt überwinden. Aber Gott tritt für ihr Recht ein, und der Wahrheit bleibt der Sieg; wenn wir auch manchmal zweifelnd fragen müßten, ob des Menschen Sohn, wenn er jetzt auf die Erde käme, den Glauben wohl in der Gemeinde herrschend finden würde.

Lassen wir schließlich die besondere Beziehung dieses Gleichnisses einmal für einen Augenblick beiseite, dann bildet es mit zwei anderen ein schönes Aleeblatt als sichtbare Darstellung des Herrenwortes: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan! Denn das Kind bittet um Brod, und sein Vater wird ihm einen Stein geben, der Nachbar klopft bei seinem Freunde, bis ihm aufgethan wird, und die Witwe sucht ihr Recht und ruht nicht eher, als bis sie es gefunden hat.

Unser Gebet beruht also nicht auf einem unsichern Vielleicht, wenn wir auch nicht wissen, wie und wann Gott es erhören wird. So also jemand von Gott etwas begehrt, der bitte im Glauben und zweifle nicht, denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird (Jak. 1, 5. 6).

Achte Abtheilung

Die Religion

Einleitung

Wie wir uns den Herrn bei der Erzählung seiner Gleichnisse immer inmitten seiner Umgebung, der schönen Natur und der eigenartigen Sitten seines Vaterlandes vorgestellt haben, so steht auch seine Lehre immer in Beziehung zu der Religion seines Volks. Ja noch mehr, Jesus ist selbst, wie er den Nathanael nennt (Joh. 1, 47), ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist. Er ist innig verwachsen mit seinem Volke und seinem Vaterlande und bekennt den Glauben seiner Väter aus voller Ueberzeugung. Und welches auch immer seine Aussichten für die spätere Zeit sein mögen, er selbst weiß sich nur gesandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.

Man teilt die Religion wohl manchmal in die beiden Bestandteile: Gottesdienst und Lehre, und von Anfang waren beide in Israel vorhanden. Die levitische Gesetzgebung bestimmte ganz genau, wie Gott bedient sein wolle. Opfer und Reinigungen, Fest- und Sabbathfeier, alles mußte in Uebereinstimmung mit dem Gesetze ausgeführt werden. Doch weit entfernt, daß Israels Gott, ebenso wie die Götter der Heiden, mit dieser äußeren Verehrung befriedigt werden konnte; das Prinzip des Gesetzes: Seid heilig, denn ich bin heilig, sollte das ganze Leben des auserkorenen Volkes durchdringen, und die Reinigungsgebote sollten nicht weniger als die sittlichen Vorschriften die Träger dieses Prinzips sein. Diese Gebote sollten ihre Weisheit und ihr Verstand vor den Augen der Völker sein (5. Mos. 4, 6). Diese sollten sie ihren Kindern einschärfen und davon sprechen, wenn sie in ihrem Hause saßen und auf dem Wege gingen, wenn sie sich niederlegten und wieder aufstünden (5. Mos. 6, 7). Doch es lag im gewohnten Lauf der menschlichen Dinge, daß der Priesterstand, der sich im ruhigen Genuß seiner feststehenden Einkünfte wiegte, mit dem äußern Gottesdienst genug zu thun meinte und sich mit der Volksbelehrung nicht befaßte. Später ist dies in der christlichen Kirche auch einmal so gewesen. Aber da nun im Streite gegen die Abgötterei auch der Prophetismus aufkam,

und infolge der babylonischen Gefangenschaft auch der Tempeldienst ins Strodien geraten war, begann man sich mehr auf die Kenntnis der heiligen Schriften zu legen, und besonders nach Esra kam der Stand der Schriftgelehrten auf. Die Priester hatten nun wieder ihr Amt im Tempel, die Schriftgelehrten indes ausschließlich in der Synagoge.

Jesus, der sich mitten inne zwischen Israels Gottesdienst und Lehramt befand, fühlte sich vor allem von dem letztern angezogen. Er übte gewiß selbst seine religiösen Verpflichtungen aus, wie schon seine Mutter es für ihn in seinen ersten Lebenstagen that. Aber Jesus treibt doch niemals zur pünktlichen Erfüllung derselben an. Schickt er geheilte Aussätzige zu ihrem Priester und empfiehlt er ihnen, die Gabe zu opfern, die Moses geboten hat, die ihnen zum Zeugnis gilt: so geschieht dies, damit sie auf gesetzliche Weise für rein erklärt und in die Gesellschaft wieder aufgenommen werden könnten (Matth. 8, 4). Und wo er den Pharisäern, bei ihrer ängstlichen Sorge gegenüber den äußern Formen, den Vorwurf macht, daß sie das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben, dahinten lassen, fügt er hinzu: dies (letzte) sollte man thun und jenes nicht lassen, und stellt dadurch das Sittengesetz hoch über das Ceremonialgesetz (Matth. 23, 23). Und wie Jesus unendlich viel mehr am Sittlichen hängt, wenn er auch die äußern Formen nicht vernachlässigt wissen will, das hören wir aus seiner Ermahnung (Matth. 5, 23. 24): Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirfst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe! — Die jüdischen Priester und Lehrer würden gesagt haben: Das mit deinem Bruder eilt nicht so, opfere erst, denn Gott kommt vor den Menschen.

Dennoch hatte Jesus eine große Ehrerbietung vor dem Tempel, dessen Untergang er nur mit Wehmut weissagte. Aber worauf gründete sich diese Ehrerbietung? Jesus sagt es selbst, als er den Tempel von Wechslern und Verkäufern reinigte und dabei die Worte Gottes bei Jesaias (56, 7) anführt: Mein Haus heißt ein Bethaus allen Völkern. Ja, in seinem Gespräch mit der Samariterin (Joh. 4) sah er bereits die Zeit voraus, in der Jerusalem so wenig wie der heilige Berg Samariens ausschließlich der Ort sein werde, wo man den Vater anbetete.

Aber es ist nicht nötig, noch weiter nachzuweisen, daß Jesus, ohne etwas an den gottesdienstlichen Formen seines Volkes, in denen auch er selbst aufgewachsen war, verändern zu wollen, ihnen nur insofern einen Wert beimaß, als sie der Ausdruck eines frommen Gemütes waren. Daher erklärt sich, daß er mehr als einmal (Matth. 9, 13; 12, 7) die Streitfrage der Pharisäer beantwortete mit dem prophetischen Wort (Hosea 6, 6): Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer.

Wie frei Jesus über den Sabbath dachte, wodurch er nicht selten mit den Juden in Streit geriet, wenn er an diesem Tage Kranke heilte,

oder seine Jünger bei einer Sabbathwanderung Aehren pflückten, geht aus seinem Spruch hervor (Mark. 2, 27): Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbath's willen. Ja, gegenüber den Reinigungsgeboten, die zu jeder Zeit noch die hohe Scheidemauer zwischen Israel und den Völkern gewesen sind, wagte Jesus den Ausspruch, der selbst für seine Jünger unsaßbar war: Was zum Munde eingeht, das verunreiniget den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet (Matth. 15, 11).

Wenn demnach auch Jesus mit den äußern Formen des Gottesdienstes nicht brach, so legen die Evangelisten darauf so wenig Gewicht, daß sie von Jesu Opfern oder von seinem Besuch des Tempelvorhofes mit keinem Worte sprechen. Der eigentliche Wirkungskreis Jesu war die Volksbelehrung, und dies brachte ihn in den Synagogen und in den Nebengebäuden des Tempels gar bald mit den Schriftgelehrten in Berührung, von denen wir nun auch noch etwas sagen wollen.

Schriftgelehrter wurde man unter den Juden einfach dadurch, daß man es war. Seitdem das Gesetz und die Propheten regelmäßig in der Synagoge vorgelesen wurden, stand es jedem, der dazu die Kenntnisse besaß, frei, etwas zur Erklärung oder Anwendung hinzuzufügen. So lesen wir auch von Jesu, daß er allermwärts in ganz Galiläa in ihren Synagogen lehrte. Und er scheint sich dabei nicht an den feststehenden Text des Tages gehalten zu haben. Wenigstens stand er in Nazareth in der Synagoge auf, um selbst etwas zu lesen, und es wurde ihm die Buchrolle vom Propheten Jesaias gegeben (Luk. 4, 15—17). Wer nun so als Schriftgelehrter aufgetreten war, wurde Rabbi (Meister) genannt, ein Name, der Jesu weder von Freund noch Feind streitig gemacht wird. Aber so kam er auch ganz von selbst in den Synagogen und erst recht im Tempel mit andern Schriftgelehrten in Berührung, vor allem mit der herrschenden Partei, der der Pharisäer.

Der Ursprung dieser Partei, denn eine eigentliche religiöse Sekte kann man sie nicht nennen, liegt im Dunkel. Sie war auch mehr die natürliche Folge der Verhältnisse als eine eigentliche Gründung. Von Esra an haben die Schriftgelehrten begonnen — das ist die erste Regel des jüdischen Talmud, der ihre Lehren enthält — „einen Zaun rings um das Gesetz zu machen“, d. h. durch Erklärungen und Anmerkungen seine Bestimmungen strenger zu fassen. Die Gesetzesumschreibung berühmter Rabbinen wurde durch mündliche Ueberlieferung weiter fortgepflanzt. Nun entstand, nach altjüdischen Berichten, bereits im 3. Jahrhundert vor Christus eine Trennung zwischen dem, was wir die orthodoxe und liberale Partei nennen würden; und da infolge der makkabäischen Freiheitskriege die Begeisterung der Juden für ihre Religion und ihre Abkehr von den Heiden den Gipfel erreicht hatte, erhielten die erstern einen überwiegenden Einfluß auf die Volksmasse. Sie nannten sich Pharisäer, d. h. Ausgesonderte, weil sie sich von andern absonderten, theils im Gefühl ihrer Heiligkeit, theils um

jeder Befleckung zu entgehen. Ihr Prinzip war die Uebung einer vollkommenen Gerechtigkeit oder Rechtfertigung durch unbedingten Gehorsam gegen das Gesetz nach seiner strengsten Auffassung. Wer das Gesetz nicht genau befolgt, ist in ihren Augen ein Sünder und infolgedessen unrein. Wir sprachen schon früher über den Gegensatz zwischen „Gerechten“ und „Sündern“. Obwohl Jesus, der sich der Sprache seines Volkes bediente, diese Ausdrücke mehrfach gebraucht, konnte er sie doch nicht gut heißen, da sie nicht in rein sittlichen Prinzipien, sondern größtenteils in äußerlichen Formen ihren Grund hatten.

Den Pharisäern gegenüber standen die Sadducäer, die wohl auch dem jüdischen Gesetz anhängen, aber — wie es scheint — mehr als einer Staatsform, und ohne sich an die Ueberlieferungen, Auslegungen und Erwartungen der Auferstehung, wie die Pharisäer, zu halten. Sie fanden besonders im Priesterstand ihre Stütze und achteten die Volksbelehrung für unter ihrer Würde. Wenigstens lesen wir nie von sadducäischen Schriftgelehrten, sondern immer nur von Schriftgelehrten und Pharisäern, d. h. Schriftgelehrten mit ihrem pharisäischen Anhang; denn — ebenso wie man bei uns das Wort orthodox versteht — man konnte Pharisäer sein, ohne darum doch Rabbi zu sein. Die Masse des Volkes gehörte zu keiner der beiden Parteien, aber sie hatte, wie überall, vor den Orthodoxen den meisten Respekt. Jesus mußte also ganz von selbst mit den Leuten in Berührung kommen, die gern obenan saßen, über Tisch und in den Schulen und es gerne hatten, daß sie von den Menschen Rabbi genannt wurden (Matth. 23, 6. 7); und diese Beziehung war von Anfang an keine vertrauliche. Sie bewachten ihn, sagen die Evangelisten. Mit einem gewissen Mißtrauen begegneten sie der Lehre des neuen Rabbi, als er plötzlich in dem verachteten Nazareth auftrat, ohne vorher zu den Füßen eines ihrer berühmten Lehrer gesessen zu haben, und sie entdeckten auch bald, daß er keiner der Ihrigen war. Besaß er auch eine hohe Ehrverbietung vor der Heiligen Schrift, so sah er doch in dem Gesetze, wenigstens in einem Teil desselben, nur Verordnungen des Moses, die dieser um der äußern Umstände willen gegeben hatte, und die nicht immer mit Gottes ursprünglichem Willen übereinstimmten (Matth. 19, 8). Und was ihre Ueberlieferungen betraf, so nannte er sie Aussätze, die aus Menschengeboten bestünden, wodurch sie Gottes Gebote aufgehoben hätten (Matth. 15, 6—9).

Doch ließ Jesus ihnen den Ruhm ihrer äußerlichen Gerechtigkeit, aber er sagte öfters zu seinen Jüngern, wenn ihre Gerechtigkeit nicht besser sei als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so würden sie nicht in das Himmelreich kommen (Matth. 5, 20).

Und warum nicht? Wir sahen es schon am Schlusse des Gleichnisses vom verlorenen Sohn und werden es jetzt wieder sehen in einem der kürzesten, aber auch der schönsten Gleichnisse des Herrn.

XXXII

Der Pharifäer und der Zöllner

Luf. 18, 9—14

Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel zu beten. Es war ein gewöhnlicher stiller Tag, denn im Gemüth eines Feftes würde der eine den andern nicht bemerkt haben. Wir Proteftanten haben für einen einsamen Gang nach dem Tempel nicht das rechte Gefühl, unsere Kirchen find leer und kalt, fobald der Gottesdienft geſchloffen iſt. Der Ort an ſich hat für uns keine beſondere Heiligkeit. Wir beten im Hauſe, im Kämmerlein oder ſonſt irgendwo. Man muß in die römische Kirche gehen, um dieſe ſtillen Beter zu ſehen, die ganz in ſich ſelbſt gekehrt niederknien, ohne ſich nach dem neugierigen Fremden umzuſchauen. Das hat nicht ſelten mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle ihre Kirchenpracht.

Auch Iſraels Heiligtum, ihr Ruhm und ihre Liebe, ſtand zu dieſem Zwecke den ganzen Tag offen. Aber die Beter waren in der Regel keine Frauen wie in chriſtlichen Ländern. Bei den Morgenländern beſorgen die Männer den Gottesdienſt für ihre Familie, und in dieſem Punkt verleugnen die Juden auch heute noch nicht ihre Abſtammung. Auch in Jeruſalem mochte manchmal eine einzelne Witwe, wie die alte Hannah, und die Frau, die mit dem Scherflein ihre ganze Nahrung in den Opferſtock warf, hinauf zum Tempel gehen; meiſt, und auch dieſmal waren es Männer. Aber zufällig waren es ſolche, die in der allgemeinen Achtung ſehr weit von einander verſchieden waren: der eine war ein Pharifäer, der andere war ein Zöllner.

Die Pharifäer kennen wir ſchon. Wir können uns alſo auch den Mann vorſtellen, der ſich hier naht, in ſeinem breitgeſäumten Mantel, an dem die Denkfettel oder Quaften, die der Jude im Andenken an das Geſetz (4. Moſ. 15, 38—40) trug, größer als gewöhnlich und ſchon von weitem an den Ecken ſichtbar waren. An den linken Arm und vor die Stirn ſind die Gebetsriemen gebunden, die bei ihm breit und in die Augen fallend waren. In gleicher Weiſe verwenden dazu auch heute noch die Juden lederne Riemen, in denen ſich Pergamentblätter mit Sprüchen aus dem Geſetz befinden. Ohne dieſe würde der Pharifäer ſein tägliches Gebet nicht verrichten können. Wer ſie nur ein einziges Mal vergaß, begab ſich jeglichen Anſpruches auf Heiligkeit.

So geht der Pharifäer den hohen Tempelberg hinauf und durch die prächtige Pforte ins Innere. Das Volk weicht ihm ehrerbietig aus, und er dankt dafür mit einem herablaſſenden Gruß. Er ſchreitet die geräumigen Hallen hindurch, vorbei an dem Vorhof der Frauen und der Heiden nach dem großen Vorhof. Als er hier, ſo nahe er kann, an das Heilige herangetreten iſt, in das nur die Prieſter eintreten durften, bleibt er ſtehen, ſchlägt die Augen nach oben und breitet

die Hände zum Himmel aus, denn die Form unseres Gebetes, das Händefalten, das ein Einkehren in uns selbst, ein demütiges Bitten bedeutet, war den Juden unbekannt.

Und nun betet er; er, der fromme Mann betet bei sich selbst, aber doch laut genug, daß wir ihn hören können. Doch nein, er richtet nur sein Gebet, er hat ja nichts zu bitten, am allerwenigsten braucht er sich vor Gott zu demütigen. Hört doch nur! Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. An diesem ist er vielleicht beim Heraufsteigen auf der Treppe vorübergegangen und war ihm wie einem Ausfägigen ausgewichen. Und wenn nicht, so fällt er ihm jetzt wenigstens in die Augen. Solches Volk dürfte man eigentlich gar nicht im Tempel leiden! Er hat also allen Grund, mit sich selbst zufrieden zu sein, als einer, der von allem, was sündig und unrein ist in Israel, abge sondert war. Und er kann nicht allein mit dem reichen Jüngling zu dem, der ihm vom Gesetze spricht, sagen: Alle diese Dinge habe ich gethan von Jugend an, sondern als Pharisäer thut er noch mehr. Da Moses, der Ueberlieferung nach, am Donnerstag den Berg Sinai bestiegen hatte und am Montag wieder von dort herabgekommen war, hielten die Pharisäer an beiden Tagen ein freiwilliges Fasten, indem sie vor Sonnenuntergang nichts aßen. Darum fügt der Pharisäer seinem Gebete noch die Worte hinzu: Ich faste zweimal in der Woche, und schließlich: und gebe den Zehnten von allem was ich habe.

Das letzte wird nicht für jeden sogleich verständlich sein. Die Zehnten vom Acker und vom Obstgarten waren durch das Gesetz für die Priester und Leviten bestimmt, und die Pharisäer zeigten dabei eine abergläubische Angst. Nicht das aller kleinste Gemüsepflänzchen würden sie benutzt haben, wenn sie den Zehnten nicht davon abgegeben hätten, wenn derselbe auch vollständig wertlos war. Das ist es, was Jesus an den Pharisäern tadelt: Ihr verzehntet die Minze, Dill und Kümmel, und laßt dahinten das Schwerste im Gesetz. Die Mücken (die in den Weinbecher fielen) seiget ihr, und die Kamele verschlucket ihr. (Matth. 23, 23.) Und ist nicht auch heute noch dies, wenigstens bei den meisten, der Geist des orthodoxen Judentums? Für uns, die wir in der Freiheit aufgewachsen sind, ist es fast unmöglich, uns eine so abergläubische Furcht vorzustellen, von der ich manches Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung erzählen könnte.

Doch das würde uns von dem betenden Pharisäer abziehen. Hören wir noch einmal genau hin. Doch wir hören nichts mehr, sein Dankgebet ist aus, und zu bitten hat er diesmal nichts: er bedarf keiner Vergebung, keiner Kraft in der Versuchung, keiner Stärke, keines Trostes in Not und Tod. Ist also in diesem frommen Mann nichts von jener heiligen Glut der Psalmendichter, von dem tiefen Ernst der Propheten? Nichts. Er sieht sich selbst wie in einem Spiegel und ist mit dem Bilde wohl zufrieden. Es kostete ihm wohl etwas Mühe, so

untadelig zu bleiben, aber es ist ihm, Gott sei Dank, geglückt. Nun ja, das „ich danke dir, Gott“, war ja sein erstes Wort, und ich will nicht behaupten, daß es der Mann nicht auch wirklich so meint. Es gehört wenigstens zu seinem Gebete, sonst würde es kein Gebet, sondern ein Selbstgespräch sein. Indessen hat er kein Gefühl dafür, daß es zarterer Regungen bedarf, daß heiligere Pflichten zu erfüllen sind als Fasten und Zehnten. Und anstatt sich über die Verdorbenheit seiner Zeitgenossen zu grämen, wird dieselbe ihm zum dunklen Hintergrunde, auf dem er sein helles Bild malt, und er schaut sich um nach dem Zöllner mit der ganzen tiefen Verachtung eines rechtgläubigen Juden, verurteilt ihn und schließt ihn aus dem Kreis des wahren Israel aus — und er thut dies, als ob er ihn Gott anzeigen wollte in seinem Gebete!

Doch wir müssen nun auch den Zöllner, den wir schon ein oder das andere Mal getroffen haben, näher kennen lernen. Die Juden standen zu Jesu Zeit unter Roms Oberhoheit. Wenn auch in Galiläa und jenseits des Jordans noch jüdische Fürsten dem Namen nach regierten, so dehnte sich das römische Zollsystem doch über das ganze Land aus. Wir finden wenigstens, ebensogut in Kapernaum wie in Jericho, ansehnliche Zollämter, die an den großen Handelswegen lagen, wo die eingehenden Zölle erhoben wurden. Diese Einkünfte und vielleicht auch das Kopfgeld, das jeder Israelit aufbringen mußte, wurden an römische Ritter verpachtet, und diese brauchten, um sie einzuziehen zu können, Leute aus dem betreffenden Lande, die mit Sprache und Sitten bekannt waren. Die Zöllner waren also Israeliten, die indes im Dienst der Römer standen. Selbst von dem Obersten der Zöllner oder Einnehmer zu Jericho, Zachäus, sagt Jesus, daß auch er ein Sohn Abrahams sei.

Schon daß dies Geld für Heiden aufgebracht werden mußte, gereichte den strengen Juden zu einem so großen Aergernis, daß in vollem Ernste zwischen Pharisäern und Herodianern die Frage erörtert wurde, ob es erlaubt sei, dem Kaiser den Zins zu bezahlen, da doch durch die Schrift verheißen worden war, daß im Gegenteile die Heiden diesen an Israel zu entrichten hätten.

Indes, was auch die pharisäischen Schulen lehren mochten, und wie sehr sie auch dadurch den Aufstand, der später ausbrach, vorbereiteten, man bezahlte vor der Hand doch, wenn auch nur gezwungen und widerwillig. Doch nun richtete sich der unterdrückte Groll gegen die Werkzeuge der römischen Oberherrschaft, die Zöllner, und zwar um so mehr, weil sie Einheimische waren. Durch die Uebernahme dieses Amtes hatten sich die Zöllner selbst zu den Parias der Gesellschaft erniedrigt. Dazu kam, daß sie als Mäkler und Tischgenossen mit Heiden und nicht selten auch mit dem Auswurf ihres Volkes Umgang hatten, überdies bei ihrem Geschäft unmöglich den strengen jüdischen Sabbath halten, sowie in der Passahzeit nicht auf alles, was gesäuert oder gegoren war, verzichten konnten. Ja, es ist denkbar, daß in ihrer Wohnung nicht einmal das

heilige Passah gefeiert wurde. Daher kamen die feststehenden Ausdrücke, deren sich auch Jesus in der Sprechweise des Volkes bediente: Zöllner und Sünder, und selbst: Hurer und Zöllner, oder wo Jesus bezeichnen will, daß man allen Umgang mit jemand abbrechen muß: halte ihn als einen Heiden und Zöllner (Matth. 18, 17). — Wer nun so allgemein verachtet wird, der wird auch meist verächtlich, da er keinen guten Namen mehr zu bewahren hat. Wie es im Morgenland noch heute allgemein Gebrauch ist, so rächten sie diese Schmach durch Erpressung, bei der sie auf den Schutz der römischen Kriegsmacht rechnen konnten. Wir dürfen darum nicht denken, daß sie im allgemeinen arm waren, Zachäus wenigstens war reich, aber sein Gewissen gab auch ihm schuld, daß er wohl manchmal jemand betrogen hatte.

Es ist darum noch bemerkenswert, daß Jesus zwar Samaritaner oder Heiden rühmt, aber nie einen Zöllner, oder doch höchstens nur um seiner Neue willen. Aber gerade darum zogen sie ihn an, ihn, der gekommen war, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Und sprach er in der Nähe eines Zollhauses, wie in Kapernaum, wohin er von Nazareth übergesiedelt war, dann fühlten sich auch die Zöllner zu dem freundlichen Rabbi hingezogen, der sie nicht, wie die Pharisäer, verächtlich zurückstieß, sondern ihnen vom verlorenen Sohn und vom Vaterhaus erzählte und darin ihr eigenes Bild zeichnete: denn sicher war mancher Sohn eines guten Hauses unter ihnen, der in seiner verfehlten Laufbahn als letzte Zuflucht diesen verachteten Beruf erwählt hatte. Und als nun Jesus sogar mit Zöllnern zu Tische saß, bei Zachäus sich selbst einlud, ja Matthäus, den Zöllner, zu seinem Jünger erwählte, da mußte er mit ihnen auch ihre Schmach leiden. Ein Lehrer in Israel, der sich so gemein machte, daß er allem, was gute Sitte hieß, ins Angesicht schlug! Doch Jesus antwortete einfach: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken. Halten sie sich für so weise, für so vollkommen, nun wohl; die, welche auf falschem Wege sind und es fühlen, die werden schon eher auf ihn achten. So haben die Zöllner — wahrscheinlich die aus Jericho — sich auch zur Predigt Johannis des Täufers eingefunden und verlangen getauft zu werden, und, so streng es der Täufer auch sonst nahm, er fürchtet nicht, daß sie ihrem Vorsatz untreu werden, sondern giebt ihnen nur die Mahnung: Fordert nicht mehr, denn jetzt ist (Luk. 3, 12. 13)!

Doch es wird Zeit, daß wir wieder nach dem Tempel zurückkehren, zu den einfachen Worten: Der andere war ein Zöllner.

Wenn auch Jesus keine Geschichte erzählte, so waren es doch Typen, Bilder, die sich immer wieder erneuten, und sicherlich konnte man jeden Tag in Jerusalem den Pharisäer zum Tempel hinaufgehen sehen und ihn ungefähr so oder so beten hören. Und gewiß wird dann und wann auch ein Zöllner, besonders bei der erregten religiösen Bewegung dieser Tage, denselben Weg gemacht haben. Stellen wir

uns nun, nachdem wir seinen Stand kennen gelernt haben, den Mann selbst vor: Wir brauchen dabei nicht milder über ihn zu urtheilen, als der Heiland und er selbst es thut. Vielleicht hat er wie der verlorene Sohn in jugendlichem Leichtsinne sein Erbtheil vergeudet und in seiner Armut und Ratlosigkeit sich an die Heiden verdingt. Und da er einmal ein Zöllner war, so war er ebensovienig charakterfest als die andern. Doch trägt er in sich eine Stimme, die nicht schweigt. Sitzt er am Abend vor seinem Zollhaus, oder steht des Nachts an der Grenze Posten, dann ist es ihm, als ob seine Mutter ihm zuflüsterte: „Habe ich dich dazu an meiner Brust ernährt?“ Oder als ob sein Vater spräche: „Du bist nicht mehr mein Kind, du entarteter Sohn Israels!“ Schon lange hält er den Sabbath nicht mehr und unterscheidet das Reine nicht vom Unreinen und denkt auch noch viel weniger an die Synagoge, wo er nicht zugelassen wird, an den Tempel, der ihm viel zu heilig ist. Doch nun kann er es nicht länger aushalten. Wohin soll er sich in der Angst seiner Seele wenden? Zu den halb oder ganz heidnischen Genossen? Sie verspotten ihn bloß. Zu den Lehrern seines Volkes? Sie weichen ihm aus wie einem unreinen Tiere und speien ihm nach. Doch wohlan, er will es wagen. Zu Gott will er seine Zuflucht nehmen, denn seine Barmherzigkeit ist groß. Vielleicht wird Er sich seiner erbarmen. Und so nimmt er den Spott seiner leichtsinnigen Genossen und die Schmach von seiten der Frommen auf dem Tempelweg ruhig hin. Hat er nicht es nur mit Gott zu thun, den er durch seine Sünden beleidigte? Aus seinem Bethaus kann ihn niemand verweisen. Sein Auge, von Thränen umflort, sieht nicht einmal die schmähenden Blicke des Pharisäers, der stolz an ihm vorbeigeht. Gesenkten Hauptes und klopfenden Herzens steigt er die Stufen des Heiligtums empor. Dort bleibt er am Eingang des Vorhofes stehen. Vom Pharisäer heißt es im Urtexte, daß er sich setzte, daß er also seinen festen Platz als Gerechter einnahm; vom Zöllner dagegen, daß er von ferne stehen blieb, und wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, wie es jeder Israelit beim Beten zu thun pflegte. So tief fühlte er seinen Unwert im Angesichte der Heiligkeit des Ortes. Doch thut es ihm wohl, hier an jene bessern Tage zu denken, als er noch mit der Menge heraufzugehen pflegte: denn hier kann er sein ganzes Herz ausschütten. Er vergißt alles, was rings um ihn geschieht, auch den Pharisäer, der sich gerade nach ihm umschaut, und schlägt in tiefer Reue mit seiner Faust an seine Brust, zerreißt als Büsser sein Obergewand und stammelt endlich auch sein Gebet, das sich unter Thränen und Schluchzen einen Weg bahnt: Gott sei mir Sünder gnädig. Wir finden hier den jüdischen Gedanken einer Schuld-sühnung oder Reinigung, denn alle Sünde muß versühnt und bedeckt werden nach dem Gesetze. Aber für solch einen gänzlichen Abfall giebt es kein Opfer, Gott allein kann ihn verjöhnen, wie David im 51. Psalm sagt: Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter

Geist. Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirfst du, Gott, nicht verachten.

Der Zöllner geht fort. Er sieht die Menge, die zum Morgenopfer heraufkommt, die sich mit Abscheu von ihm wendet; er selbst aber ist von einer schweren Last befreit, das Schuldbekenntnis gab ihm neue Lebenslust, und es ist, als ob das Licht von Gottes freundlichem Angesicht aus dem Allerheiligsten ihn angeschienen habe. Und wenn er gleichwohl ein Zöllner bleibt, so ist er von nun an doch ein Zachäus, der alles Unrecht, was er gethan hat, wieder gut zu machen sucht und nicht mehr fordert, als gesetzt ist, während er, so gut es ihm möglich ist, seine religiösen Verpflichtungen mit seinem Amte in Einklang zu bringen sucht.

Von dem allen, was uns unsere Phantasie, wie ich meine ganz der Wirklichkeit entsprechend, vor Augen malt, sagt Jesus nichts. Die beiden Gebete, die in so scharfem Gegensatz zu einander stehen, das ist alles. Und dann zum Schluß: Ich sage euch, dieser ging hinab, gerechtfertigt in sein Haus vor jenem. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Dieses Schlußwort des Herrn lenkt unseren Blick wieder zurück auf die Worte, mit denen Lukas die Parabel beginnt. Es kam öfter vor, daß dieser Evangelist eine oder die andere Ermahnung oder Erzählung Jesu in seiner Geschichte nicht unterzubringen mußte, und dann gab er einfach das, was er fand, mit einer kurzen Einleitung. Beispiele hierzu kann jeder finden, der das dritte Evangelium aufmerksam durchliest. Und so ist es auch hier Vers 9: Er sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die andern, ein solches Gleichnis.

Wer waren nun diese etliche? Es können wohl nur Pharisäer gewesen sein, oder wenigstens solche, die wie jene gesinnt waren. Wir wissen bereits, daß ihre ganze Lehre auf dem Gedanken von der Rechtfertigung nach dem Gesetz beruhte. Gegenüber dieser menschlichen Tugend stand die göttliche Billigung. Wer so war und handelte, wurde von Gott gerechtfertigt, in Gottes Gericht von aller Schuld freigesprochen. Dabei wird keineswegs an das Endurteil über jemandes Los in der Ewigkeit gedacht, es ist im Grunde ganz derselbe Gedanke, wie wenn wir im Anfang der jüdischen Geschichte lesen: Der Herr sah gnädiglich an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädiglich an; oder wenn in den Psalmen so oft gesagt wird, daß Gott an den Frommen und Gerechten ein Wohlgefallen hat. Aber die Pharisäer hatten hierüber, ebenso wie später die Scholastiker in der christlichen Kirche, eine menschliche Berechnung aufgestellt; aus der freien Gnade Gottes hatten sie ein Recht auf Vergabung, auf das Begleichen und Abschließen der Rechnung mit Gott gemacht. Dieser Gedanke ist es, dem Jesus mit Nachdruck widerspricht. Das Schuldbekenntnis des Zöllners rechtfertigt ihn eigentlich ebenso-

wenig wie der kleinliche Formendienst des Pharisäers, es kommt bei dem, der vor Gott erscheint, alles auf das Herz an. Trotzigen Eigendünkel erniedrigt er und den Demütigen erhöht er. Das Gebet des Zöllners war Gott viel angenehmer als das des Pharisäers, das eigentlich gar kein Gebet ist. Das ist es nun, was Jesus in der Sprache des Volkes in dem Vergleiche ausdrückt: Dieser ging hinauf gerechtfertigt in sein Haus vor jenem, mehr als jener. Denn selbst die Rechtfertigung nach dem Gesetz verwarf er nicht ganz, hier so wenig wie im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Tugend bleibt immer Tugend, wenn sie auch durch Trotz und Lieblosigkeit entstellt wird; aber von dem, der ins Himmelreich eingehen will, erwartet Jesus eine Gerechtigkeit, die besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, wenn er auch die ihre anerkennt, sobald sie aufrichtig ist. Denn der Pharisäer kommt in Jesu früheren Gleichnissen noch nicht als der Heuchler vor, wenn auch später im Gleichnis von den zwei Brüdern, von denen es der eine bei gleißenden Worten bewenden läßt, während der andere über seine harte Antwort Reue empfindet. Erst da sprach Jesus (Matth. 23) offen das Wehe über sie aus.

Es ist wohl keines von Jesu Gleichnissen allgemeiner bekannt und gebraucht als dieses. Pharisäer und Zöllner sind, neben dem verlorenen Sohn und dem Samariter, das unveräußerliche Eigentum der christlichen Welt geworden, auch da, wo die Bibel nur wenig oder gar nicht in Gebrauch ist. Und in der That, in diesem Kleeblatt spiegelt sich die ganze Lehre dessen, der nach dem Worte des Propheten das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht verlöschen will.

Aber ob der Geist und Sinn der Parabel darum immer richtig verstanden wird, die Moral richtig gezogen und angewandt wird, ist eine andre Frage. Man ist dabei nicht immer von Jesu Absicht ausgegangen, wie wir dieselbe in seiner Umgebung zu finden uns bemüht haben. Denn es giebt im sittlichen Leben zwei Strömungen, die hier wider einander laufen. Die eine ist die Gerechtigkeit nach dem Gesetz, die die Tugend auf Buchstabe und Form beschränkt, und sie in strenger Verurteilung und Fernhaltung alles dessen, was unrein und sündig ist, ausübt; die andre ist erbarmende Liebe, die, ohne die Sünde im mindesten zu schonen, den Sünder zu bewahren sucht und seine Reue ihm in Anrechnung bringt, gegenüber einer kalten Selbstgerechtigkeit.

Was das Letzte betrifft, so wird niemand leicht mehr die Worte des Pharisäers in den Mund nehmen, so wie sie durch das Evangelium gebrandmarkt worden sind. Eine andre Frage ist die, ob sie nicht bei manch einem im Herzen verborgen sind. Wenn wir das Verhalten vieler rechtschaffenen Menschen von untadeligem Lebenswandel betrachten, das sie dem gegenüber beobachten, an dessen Namen ein unverlöschlicher Makel klebt, dann müssen wir frank und frei sagen:

das Geschlecht der Pharisäer — im besten Sinne des Wortes genommen — ist noch nicht ausgestorben. Und wenn auch Gott oft Dank gesagt wird, so gehört eine Selbsterkenntnis dazu, um die wahre Dankbarkeit für die göttliche Führung und Bewahrung von der trohigen Selbstüberhebung zu unterscheiden, die mit dem Munde Gott, mit dem Herzen aber sich selbst die Ehre giebt und andere zum Dienste eines Fußschemels erniedrigt, auf dem man sich selbst erhöht. Wahrlich, am Tage aller Tage wird das uns nicht befreien vom Gericht, daß andere noch viel größere Sünder gewesen sind als wir. Und wenn wir uns selbst recht prüfen, bevor Gott uns prüft, so finden wir Grund genug zur Demut und Reue und fühlen, gesenkten Hauptes vor dem Kreuze stehend, daß auch der Beste von uns nur durch Gnade selig wird.

Doch gegenüber den vielen, die sich rühmen, daß ihr Lebenswandel immer sittenrein gewesen, und niemand von ihnen übervorteilt worden sei, und die sich darauf viel zu gute thun und sich damit beruhigen, stehen andere, die sich selbst mit Gewalt die Rolle des Zöllners aufdrängen und alle menschliche Rechtfertigung weit von sich weisen. Es liegt etwas Gefünsteltes und Unnatürliches in dieser Nachahmung des Zöllners, so gut als in der des verlorenen Sohnes. Jesus zeichnet ihre Gestalten keineswegs als Typen seiner wahren Nachfolger. Ist unsere Frömmigkeit aufrichtig, und unsere Lebensführung sittlich von Jugend an, dann sind wir nicht wie dieser Zöllner, und wir dürfen sein Gebet uns nicht selbst aufdringen wollen. Ich kann nicht daran glauben, daß Jesus es auf die Lippen des Pharisäers hätte legen wollen, es würde diesem nie von Herzen gekommen sein. Er hatte sich seines Hochmuts, seiner Hartherzigkeit und Lieblosigkeit zu schämen und sich vor Gott zu demütigen, anstatt sich mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft zu vergleichen.

Wer das Wiederaufleben des Methodismus in unserer Zeit näher kennen gelernt hat, wird besser erkennen, wie hier wieder einmal die Dogmatik das Evangelium verdunkelt hat, ebenso wie dies zu Jesu Zeit die pharisäische Ueberlieferung mit dem Gesetz gethan hatte. Indem man annimmt, und zwar ein für allemal, daß alle Menschen als verdammte Sünder vor Gott einander gleichstehen, und daß sie nur durch eine wunderbare Wiedergeburt gerettet werden können, sucht man sich selbst zu zwingen, allen Anspruch auf göttliche Gnade aufzugeben und sich Zöllnerthränen aus den Augen zu pressen. Und dann wird dieser gemachten Demut so viel Wert, ja so viel Verdienst zugerechnet, daß schließlich den verlorenen Söhnen und den Zöllnern die Krone aufgesetzt wird, die unser Heiland den Pharisäern genommen hat.

Aber man prüfe nur einmal und versuche es, ihn oder sie, die sich selbst so ganz wegwerfen, sich von Kopf bis zur Zehe ausfäzigen nennen, so daß nichts Gutes an ihnen ist — von einigen Verfehrtheiten zu überzeugen, dieser oder jener Sünde wegen zu tadeln: ob

sie nicht sogleich den Spieß umkehren und sich als brave, untadelige Menschen euch gegenüber erheben werden!

Laßt uns doch, meine Leser, an erster Stelle versuchen, der Wahrheit die Ehre zu geben, wie der Herr gesagt hat: die Wahrheit wird euch frei machen. (Joh. 8, 32.) — Wenn wir dann bedenken, in wie mancher Versuchung Gott uns bewahrt hat, und wie nur sein Wort uns zum Guten leitete, dann werden wir nicht so hochmütig auf den Gefallenen heruntersehen, aber dann werden wir auch keine Krone für frühere Sünden verleihen, als ob Jesu Ehrenwache und Elitetruppe aus verlorenen Söhnen und Zöllnern bestände. Vor allem gilt der Spruch, den der Herr beim Gastmahl (Luk. 14, 11) auf den Umgang mit Menschen anwandte und hier auf den Umgang mit Gott: Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

XXXIII

Der barmherzige Samariter

Luk. 10, 30—35

Das alte Kanaan, das Moses rühmt als Land, wo Milch und Honig fließt, ist ein Bergland. Aber nicht, wie die Schweiz berühmt durch seine hohen Berge, deren Gipfel, mit ewigem Schnee bedeckt, in die Wolken ragen. Dies mag ein erhabener und majestätischer Anblick sein, aber die armen Bewohner der tiefen Alpenthäler haben wenig Grund, ihr Vaterland zu rühmen. Palästina dagegen hat überall Licht und Lust. Die höchsten Berge sind doch immer nur von mäßiger Höhe und bis an den Gipfel bepflanzt und bewachsen. Fehlte dem Acker und dem Weideland nur der nötige Regen nicht, dann war überall Leben und Fruchtbarkeit. Daß es heute nicht noch ebenso ist, daran ist einzig und allein die schlechte Verwaltung schuld. Nicht mit Unrecht sagt das Sprichwort im Morgenland: Wo ein Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst in vielen Jahren kein Grashalm mehr.

Doch es gab von Alters her auch wüste unfruchtbare Strecken, einige waren wohl nach einem milden Regen noch als Viehweiden geeignet, andere dagegen brachten nicht einmal die wilde Rose von Palästina oder Gras für das Vieh hervor. Die unfruchtbarste von diesen ist die Wüste von Juda, heute Quarantania genannt, weil die Ueberlieferung das vierzigtägige Fasten Jesu hierher verlegt. Und wahrlich, nach der Vorstellung der Juden jener Zeit konnte sie wohl der rechte Wohnort für Dämonen sein.

Nach dieser Wildnis haben wir uns jetzt zu versehen. Bahnen wir uns erst den Weg dahin.

Nachdem man vom Berge Zion herabgestiegen ist und Jerusalem verlassen hat, steigt man, und zwar diesmal noch viel höher, den

Delberg hinauf. Aber sobald am östlichen Abhang das freundliche Bethanien erreicht ist, hat man auch zugleich die Grenze des Berglandes gewonnen, zu dem Zion und der Delberg gehören, und man beginnt mehr und mehr hinabzusteigen. Von Jerusalem nach dem Jordan ist nur ein Weg von 6 Stunden, aber während dieser Wanderung hat man nicht weniger als 2400 Fuß Senkung. Denn Jerusalem liegt 1200—1300 Fuß über dem Meerespiegel, und die Schlucht von Jericho, die für die tiefste Senkung der Erde gilt, liegt ebenso tief unter demselben. Daher der feststehende Ausdruck: „hinaufgehen nach Jerusalem“ und „hinabgehen nach Jericho“. Zwischen Bethanien und Jericho liegt die genannte Wüste.

Ich hatte das Glück, daß einige meiner Freunde (Dr. Weima und Prof. Rippold), und zwar zu verschiedenen Gelegenheiten, diese Wüste durchzogen, so daß ich aus ihrem Munde die schönste Illustration zu unserem Gleichnis empfang. „Nachdem wir Bethanien hinter uns hatten“, sagt der letztere, „hatten wir noch eine Zeit lang fruchtbares Land, kamen aber dann in das unwirtliche, von tiefen Klüften durchschnittene Felsengebirge. Man kann sich kein Terrain denken, das besser zu dem Gleichnis vom Samariter paßt. Die zerrissenen Felswände und steil abfallenden Thäler dazwischen bilden eine viel schauerlichere Wüste, als die stille Majestät der ägyptischen oder libyischen Sandflächen uns bietet, obschon dort wie hier kaum das genügsame Kamel einige stachelige Kräuter findet. Doch ist Juda's Wüste nicht immer so verlassen gewesen, wenigstens sahen wir hier noch die Ruinen eines alten Khan (Herberge) und die Ueberreste von einigen Wassermühlen. Prächtig ist am äußersten Rande dieses Felsengebirges die Aussicht auf die tief unten liegende, fruchtbare Jordanebene.“

War diese grausige Wüste nicht immer so ganz verlassen, so war sie es am allerwenigsten, wenn die Festkaramanen, Psalmen singend, hinaufzogen nach Jerusalem, und vielleicht auch zu der Zeit, als hier, ebenso wie im Lande jenseits des Jordans, Johannes der Täufer als die Stimme des Predigers in der Wüste ihnen zurief: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Es war dies hier nicht nur der Weg, der vom Ostjordanlande nach Jericho führte, sondern auch die Galiläer wählten diesen Weg meistens, um feindliche Zusammenstöße in dem unwirtlichen Samarien zu vermeiden, durch das selbst Jesus nur wenige Male hindurchzog.

Doch wenn auch der Weg für Karamanen sicherer war, so war er es doch nicht in gleicher Weise für einsame Reisende, die zur Darbringung eines besondern Opfers Jerusalem besuchten oder sich dort länger als die übrigen Festgenossen verweilt hatten. Wie alles im Morgenlande, gleichsam als eine Versteinering aus der Vorzeit, noch immer ganz denselben Charakter trägt wie in längst vergangenen Jahrhunderten, so sind heute noch ebenso wie vor zweitausend Jahren die Felsenklüfte von Juda's Wüste die Schlupfwinkel von Räubern. Der Beduine und Araber sieht in diesem Handwerk durchaus keine Schande.

Oder hat nicht Muhammed selbst mit Plündern von Karawanen seine Eroberungen begonnen? Die Römer dachten freilich über diese „Ritter vom Stegreif“ anders als die Morgenländer und kreuzigten — Golgatha lehrt es uns — die gefangenen Räuber, aber dies schreckte andere nicht ab.

Ich glaube, daß nun meine Leser das Bild lebendig vor Augen haben, wenn der Heiland erzählt: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.

Der Reisende hatte offenbar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Er kam aus weiter Ferne, hatte noch ein großes Stück Wegs vor sich und hielt vielleicht die Gerüchte von der Unsicherheit desselben für übertrieben. Der Umstand, daß gerade ein Priester und ein Levit hinter ihm her auf dem Wege kamen, läßt uns daran denken, daß soeben ein Fest seinen Abschluß gefunden hatte: eine ausgezeichnete Gelegenheit für die Räuber, um auf die Nachzügler Jagd zu machen. War dieser Mann mit der sichern Festkarawane gekommen und hatte sich nur etwas zu lange in der heiligen Stadt aufgehalten, dann läßt es sich viel eher verstehen, daß er an keine Gefahr dachte. Aber wie sollte ihn das gereuen! Als er gerade an den wildesten und einsamsten Teil seines Weges gekommen ist, hört er hinter den Felsen her ein verdächtiges Pfeifen oder Rufen, und bevor er noch jemand kommen sieht, erblickt er sich da, wo der Weg sich in eine tiefe Schlucht hinabsenkt, plötzlich von allen Seiten umzingelt, ohne daß ihm ein Ausweg übrig bleibt.

Ist er, wie es scheint, ein Fußgänger, dann ist um so weniger Möglichkeit vorhanden zu entfliehen, doch versucht er es und verteidigt sein Gut und Leben in verzweifelter Gegenwehr. Aber die Uebermacht erdrückt ihn. Schläge werden ihm von allen Seiten beigebracht, er wird aller Kleider beraubt und schwer verwundet, und vor Ermattung und Blutverlust halbtot, wird er von den Bösewichtern verlassen. Sie nehmen sich nicht Zeit, zu untersuchen, ob ihr Opfer noch lebt, und ihm vollends den Garaus zu machen, sondern eilen mit ihrer Beute von dannen.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, hier noch einen andern Freund, der nun schon längst entschlafen ist, zu Worte kommen zu lassen. Es ist Dr. Beima, der im Jahre 1852 mit Herrn Heemstra das heilige Land besuchte. Ich höre ihn noch mit seinem friesischen Accent und seiner eigenartigen Mimik erzählen, was ich später in der „Zeitschrift fürs Haus“ gedruckt fand. „Obwohl wir mit einem Firman des Sultans Abdul versehen waren, wovon die Muhammedaner sonst eine fast göttliche Schon bezeugten, erklärte der Pascha von Jerusalem, daß er für die Räubereien der Beduinen nicht einstehen könne. Unsere Freunde rieten uns ernstlich, uns mit dem Scheich dieser Räuber in Verbindung zu setzen. Wir gaben ihm für einen jeden von uns hundert Piafter (ungefähr zwanzig Mark) und ein Schaf, dafür erhielten

wir einen bewaffneten Beduinen zu Pferde mit, der, wenn es nötig wäre, den Räubern zu erklären hatte, daß wir freies Geleit erworben hätten. Kaum anderthalb Stunden von Jerusalem kamen wirklich aus dem Gebirge einige kleine Trupps auf uns zu, doch unser Beduine ritt zu ihnen hin und gab ihnen mit lauter Stimme von unserem Altkford Kenntniß, worauf sie sich zurückzogen. Solche Begegnungen hatten wir im Laufe des Tages noch ein- oder zweimal. Bisweilen hörten wir auch lautes Rufen in den Bergen, ohne daß wir jemand sahen, und es wurde bisweilen von unserm Beduinen beantwortet; dann war wieder alles still.

Die Nacht verbrachten wir in dem in den Felsen gehauenen und gebauten Kloster San Saba, zugleich mit vielen Pilgern, und machten uns früh am Morgen wieder auf den Weg. Als wir wohlgemut unsere Straße zogen, kam plötzlich hinter einem Berge hervor ein vom Kopf bis zur Kehle bewaffneter Araber zu Pferde in fliegendem Galopp auf uns zu gesprengt und gebot uns, stille zu stehen. Im nächsten Augenblick sahen wir uns von einer Menge Beduinen zu Fuß und zu Pferde umringt. Die ersten stürzten eiligen Laufes herbei. Nach einem Wortwechsel, der zwischen unserm Beduinen und dem zuerst gekommenen Araber, der reich gekleidet war und ein Scheich zu sein schien, geführt worden war, erhielten wir Erlaubniß, weiterzugehen, und es wurden uns noch außerdem acht Mann zu Fuß und zu Pferd zum Geleite mitgegeben. Nun vernahmen wir, daß etwa zwanzig Kamele, die wir unterwegs gesehen hatten, vor kaum einer Stunde von ihnen ausgeplündert und weggenommen und dabei auch drei Menschen getötet worden waren. Später trafen wir Reisende, die acht Tage danach noch immer ihre Leichen unbegraben auf dem Felde liegen gesehen hatten. Und so sind wir fast vierundzwanzig Stunden lang unter dem Geleite dieser mit Blut besleckten Menschen gereist, entlang dem Toten Meere und dem schnellfließenden Jordan. Sie unterhielten uns mit ihren Kunststücken, die sie mit bewundernswerter Schnelle ausführten, und ihrem eintönigen Gesang, pflückten Blumen und suchten Steinchen für uns. Mit einem Wort, sie waren so dienstfertig, so erkenntlich und so zuverlässig, daß wir sie für die sanftmütigsten Menschen der Welt gehalten haben würden, wenn wir von ihren Greuelthaten keine Kenntniß gehabt hätten. Ueber dieselben schienen sie sich indessen nicht mehr Gedanken zu machen als der Jäger über das Wild, das er eben getötet hat.“

So weit mein Freund Beima, der damals, als er mir dies alles erzählte, noch hinzufügte: „O, wie waren sie froh und dankbar, als wir ihnen bei der Abrechnung nicht nur ein Schaf, sondern einen Fettschwanz (ein Schaf mit einem Klumpen Fett am Schwanze) übergaben.“

Wir können es wohl verstehen, wenn die Reisenden bei diesem Zug durch die Wüste Juda immer wieder zu einander sagten: „Es ist, als ob hier in den achtzehn Jahrhunderten nichts verändert wäre.“ Nur das gastfreie Kloster war neu, ein Andenken an den liebevollen Heiland.

Aber es ist höchste Zeit, daß wir zu unserm Reisenden zurückkehren. Er atmet noch und ist nicht einmal tödlich verwundet, wenn auch ganz bewußtlos und wenigstens außer stande, sich aufzurichten oder selbst nach Hilfe zu rufen. Und wen sollte er hier in dieser trostlosen Wüste auch gerufen haben? Es ist keine einzige menschliche Wohnung in weitem Umkreise außer den Schlupfwinkeln der Räuber, und es vergehen Tage, bevor sich ein Reisender auf diesen gefährlichen Weg herauswagt. Entsetzliches Loß, so hilflos sterben zu müssen! Es ist noch ein Glück, wenn bei anhaltendem Blutverlust ihn eine fortwährende Bewußtlosigkeit als Vorbote des Todes umfängt, so daß er selbst den brennenden Durst nicht mehr fühlt.

Doch der Zufall ist dem armen Reisenden günstig. So nennt wenigstens Jesus in der gewöhnlichen Volkssprache das Zusammentreffen von Ereignissen, die nicht vorauszusehen oder zu berechnen sind, wenn er auch, noch besser als wir, es weiß, daß es bei Gott keinen Zufall giebt, und daß das, was wir Menschen so nennen, oft eine überraschende Kundgebung einer hohen göttlichen Vorsehung ist.

So ist es auch hier. Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog. Auch er kam also vom Zionsberge her. Er hatte seinen heiligen Dienst im Tempel verrichtet. Die Priestergeschlechter waren in vierundzwanzig Abteilungen geteilt, von denen jede eine Woche den Dienst hatte. Wir kennen diese Tagesordnungen bereits aus den Einrichtungen Davids und später aus der Geburtsgeschichte Johannis des Täufers (2. Chron. 24; Luk. 1, 5. 8). Nachdem für diesen Priester die Woche seiner Ordnung oder die außergewöhnliche Arbeit der Festtage vorüber ist, kehrt er nach Hause zurück, denn die Priester wohnten nicht alle in Jerusalem; in Jericho z. B. hielten sich viele auf, damit sie — nach der alten rabbinischen Ueberslieferung — dafür sorgen könnten, daß der Tempel immer mit dem Nötigen versehen würde.

Nun wird also sicher der Unglückliche gerettet. Dieser Zufall zeigt den Finger Gottes. Der Priester, der gerade im Tempel Dienst gethan hat, wird an dem Manne nicht vorübergehen und den ohne Hilfe lassen, der an derselben Stätte angebetet hat. Er sieht ihn, — aber er erschrickt und denkt: „Hier ist's nicht sicher. Vielleicht sind die Räuber noch in der Nähe. Es ist Zeit, daß ich hinwegeile und mich nicht bei diesem Erschlagenen aufhalte, damit es mir nicht bald ebenso ergeht wie ihm.“ Eine Leiche anzurühren, verunreinigt noch heute jeden Israeliten und vor allem den Priester. Allen, die den Namen Cohen tragen, das priesterliche Geschlecht der Juden, ist es darum noch heute unterjagt, mit Toten umzugehen. Er geht also nicht nur vorbei, sondern entzieht sich dem grausigen Anblick, indem er nach der andern Seite des Weges ausweicht und seinen Esel zur schnelleren Gangart antreibt. Da der Priester ihn sah, ging er vorüber.

Dieser zweite Reisende ist unsern Blicken entschwunden, der erste liegt noch ebenso hilflos da, und es ist ein Glück, daß er gewiß nichts

davon merkt. Doch der Zufall ist diesmal dem armen Mann besonders günstig und bietet ihm mehr als eine Gelegenheit zur Rettung.

Da naht wieder ein Reisender. Er kehrt gewiß auch von Jerusalem zurück und ist ein Levit: ein Jude vom heiligen Stamm Levi, der abge sondert war, um die Priester, ihre Stammesgenossen, im heiligen Dienst zu unterstützen. Auch von ihm darf man also mit Recht erwarten, daß er den unglücklichen Festpilger beachtet. Er kommt denn auch zur Stelle, hält sein Lasttier an, reitet näher herzu und sieht den bewußtlosen, mit dem Tode ringenden Menschen liegen. Soll er absteigen und wenigstens versuchen, ihn zu retten? Doch auch ihn ergreift die Angst für seine eigne Sicherheit und sein Leben. Der Aufenthalt kann ihm den Tod bringen und wird auch schwerlich viel nützen. Mit dem Manne ist doch nichts mehr anzufangen. Bald sinkt der Abend herein, der ihm doppelte Gefahr bringt. So denkt er, wendet sich eilig ab und treibt sein Reittier an . . . desselben gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte und sah ihn, ging er vorüber.

Noch einmal bietet sich Gelegenheit zur Rettung. Wird sie die letzte sein? Doch dieser Reisende kommt hier nicht von ohngefähr vorbei und kommt nicht von Jerusalem herab. Es ist ein Kaufmann, der diesen Weg zu reisen pflegt, mit all seinen Gefahren bekannt und gewiß dement sprechend auch darauf gerüstet ist. Er reiste und kam dahin, in seine Nähe. Aber — es ist ein Samariter; o, wenn wir nur einigermaßen den Widerwillen wüßten, den dieser Mann bei jedem rechtgläubigen Juden zur Zeit Jesu erweckte, dann könnten wir uns auch vorstellen, daß seine Landsleute von diesem am allerwenigsten Hilfe erwartet oder selbst begehrt haben würden. Kennt ihr den Grund zu dieser tiefgehenden Feindschaft, die nun schon seit vierundzwanzig Jahrhunderten besteht? Gehen wir ihm einmal nach.

Nach Salomos Tode zerfiel das israelitische Reich in zwei Teile, das Reich Israhel und das Reich Juda. Als dann schon sieben Jahrhunderte vor Christi Geburt von den Assyriern das erstere gestürzt, und seine Einwohner weggeführt worden waren, wurden an ihre Stelle von den Siegern in der Hauptstadt Samariens und in der umliegenden Gegend Kolonien mit Insassen aus allerlei Völkern gegründet. Wie es bei den Heidenvölkern Sitte war, fragten auch sie nach der Gottheit des Landes und erhielten auf ihre Bitte einen Priester von den Weggeführten, der sie, so gut es möglich war, in den Jehovadienst einweihte. Da jedoch zur Zeit von Juda's König Josia noch ein Rest von Israhel (2. Chron. 34, 9) beim Bau des Tempels mit beschäftigt war, so geht daraus hervor, daß diese Wegführung sich nicht auf alle erstreckt hatte, ebenso wenig wie die von Juda nach Babylon. So entstand ein aus Israheliten und Heiden gemischtes Volk, die sich darum Kinder Jakobs nannten (Joh. 4, 12). Die Juden wollten jedoch ihren halb israelitischen Ursprung nicht anerkennen, und auch manche christliche Gelehrte zweifeln daran.

Wie dem auch sei, als die Juden nach ihrer Rückkehr von Babel ihren Tempel wieder aufbauen, und die Samariter, als die Verehrer desselben Gottes, am Bau teilnehmen wollten, wurden sie schmachvoll zurückgewiesen. Von jener Zeit ab (500 Jahre vor Christus) datiert die Feindschaft zwischen den beiden kleinen Volksstämmen. Zur Zeit Alexanders des Großen bauten die Samariter ihren eigenen Tempel auf dem Berge Garizim in der Nähe des alten Sichem und erhielten wahrscheinlich zur Zeit Nehemias von einem verbannten jüdischen Priester die fünf Bücher des Moses, aus denen sie das Recht ihres heiligen Berges gegenüber der Jerusalemischen Tempelstätte zu beweisen suchten. Nachdem ihr Tempel zwei Jahrhunderte lang gestanden hatte, wurde er von dem makkabäischen Fürsten Johannes Hyrcanus zerstört. Aber auch dann blieb Garizim noch der Ort ihrer Gottesverehrung, und Sichem die heilige Stadt, wenn auch die Juden dieselbe Sichar, das ist Lüge, nannten. Nach vielerlei wechselnden Schicksalen ist doch noch immer ein Rest dieses merkwürdigen Volkes bestehen geblieben. Der deutsche Gelehrte H. Petermann, der sich vor mehreren Jahren zwei Monate lang in Nablusa (Sichem) aufhielt, fand noch eine Gemeinde von 120 Seelen mit einer Synagoge und einen bejahrten Hohenpriester, dessen Gesicht noch den israelitischen Ursprung verriet. Bei ihrem Passahfeste, dem er bewohnte, standen noch zwölf Männer — sicher zur Erinnerung an die zwölf Stämme — dem Hohenpriester bei dem Ceremoniendienste bei, und es wurden fünf Passahlämmer geschlachtet. Dies häusliche Opfer hat sich also noch erhalten, aber der Altar raucht nicht mehr wie ehemals.

Zu Jesu Zeit bewohnten die Samariter das ganze Westland am Mittellauf des Jordan und schieden so Galiläa von Judäa. Der Volkshaß hatte sich auf einen Punkt konzentriert: auf das Recht Jerusalems gegenüber dem Garizims, und der Abscheu gegen „dieses verachtete Volk, das zu Sichem wohnt“ (Jes. Sir. 50, 25. 26) war so groß, daß die Samariterin am Jakobsbrunnen (Joh. 4, 9) sich wunderte, daß ein Jude sie um einen Trunk bat. Diese Feindschaft entbrannte jedes Jahr aufs neue um die Zeit der hohen Feste. So wurde, als Jesus einmal mit seinen Jüngern in einem samaritanischen Orte um Nachtquartier bat, dasselbe ihm verweigert, weil er sein Angesicht als Reisender nach Jerusalem gewandt hatte; so daß selbst Johannes und Jakobus Feuer vom Himmel erbitten wollten, diesen ungastlichen Ort zu verzehren. Jesus indes strafte sie. Als er später zehn Aussätzige heilte, erkannte er ihre Religion an, indem er jeden, Juden sowohl wie Samariter, zu seinem Priester sandte. Und als nur der letztere wiederkehrte, beschämte Jesus die Juden mit der Frage: Sind ihrer nicht zehn rein geworden, wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling? (Luk. 17, 17. 18.) — So sprach Jesus manchmal ein Wort zum Frieden zwischen den streitenden Brudervölkern, die

denſelben Gott verehrten. Und da er nun in dieſem Gleichniß einen Fremden als Muſter hinfteſſen wollte, wählte er keinen Heiden, ſondern einen Samariter.

Ein ſolcher war der erſte, der, als er den Unglücklichen ſah, von herzlichem Mitleid ergriffen ward und ſich von demſelben allein leiten ließ. Er hielt ſein Reittier an, betrachtete den Geſchlagenen und dachte nicht, wie wohl manch einer von ſeinen Landsleuten gedacht haben würde: Dieſer Jude kommt gewiß aus dem verfluchten Tempel zu Jeruſalem. Was geht er mich an? Er iſt weder mein Bruder noch mein Nächſter, ſondern mein Feind. Er würde doch keinen Schluck Waſſer von mir begehren, wenn er noch lebte, und er würde ſich ſicher am allerwenigſten um mich bekümmern, wenn ich ſo daläge. Und ebenſowenig dachte er: Die Räuber ſind vielleicht noch in der Nähe, jeder Aufenthalt iſt gefährlich, ſobald der Abend herannaht. Dem Manne wird doch nicht mehr zu helfen ſein, und wie leicht trifft mich dasſelbe Loß. — Er denkt nichts und fragt nichts, ſondern folgt nur dem Zuge ſeines Herzens. Er hat Mitleid, tieſes Mitleid mit dem ausgeplünderten Reiſenden, der ohne ihn rettungslos verloren iſt. Ausdrucksvoll iſt in der Urſprache das Wort, durch das dieſes innere Mitgefühl bezeichnet wird. Denn es bedeutet eine Erregung der Eingeweide, und es iſt bei den drei erſten am meiſten judaiſierenden Evangeliſten ein feſtſtehender Ausdruck für das Erbarmen Jeſu über die irregeführten Menge oder die armen Kranken.

Doch was war nun zu thun? Mit dem hoffnungsvollen Gedanken: Sollte ihm nicht noch zu helfen ſein? ſpringt er von ſeinem Geſel herab, geht auf den Mann zu, richtet ihn auf und entdeckt mit Freude, daß er noch atmet, und daß nirgends an ihm eine tödliche Wunde zu bemerken iſt. Was alſo anfangen? Eilig wegreiten von dieſem gefährlichen Platz, um für den armen Fremden Hilfe zu ſuchen? Doch das würde vielleicht biß morgen dauern, und biß morgen — ſo lange hält er es nicht aus. Oder ſoll er ihn hinten auf ſein Laſttier ſetzen und dann, ſo ſchnell er kann, den unſichern Ort fliehen? Doch ſein Geſel iſt bereits mit Waren bepackt und kann ihn ſelbſt kaum tragen, auch kann der Schwerverwundete ſich nicht aufrichten und feſthalten und wird unterwegs inſolge des Blutverlustes ſterben. Nein, der Samariter läßt alle Gedanken an ſeine eigene Gefahr außer acht und unterſucht, als ein erfahrener Reiſender, zunächſt ſeine Wunden. Wenn doch nur ein friſcher Brunnen in der Nähe wäre, daß er dieſelben reinigen und den Dhmächtigen erfriſchen könnte! Doch halt, er hat ja noch ein wenig Del und Wein bei ſich, beides von Alters her für den Reiſenden im Morgenland beinahe ebenſo unentbehrlich wie ſein Waſſerbehälter. Aus beiden miſcht er eine Salbe, wie ſie auch unter den Juden ſchon ſeit alter Zeit gebräuchlich war, und wie ſie die Araber noch heute anfertigen, verbindet die Wunden, erquickt den Kranken mit dem letzten Reſt des Weines und vor allem mit ſeinem kleinen Vorrat Waſſer, denn brennender Durſt

(das lehrt uns schon Ismael) war die tödliche Qual der Wüste. Als nun der Samariter die Freude hat, den Ohnmächtigen wieder zu sich kommen zu sehen, hebt er ihn vorsichtig auf sein eigenes Tier und tritt ihm so seinen Platz ab. Er selbst geht zu Fuß dicht nebenher, um den Schwachen zu unterstützen und das Tier langsam am Zügel weiterzuführen. Und so gelangen sie spät und ermüdet in den Ort Jericho, oder finden vielleicht schon an dem Abhang des Gebirgszuges in der Nähe des Thales eine Herberge, wo er den Mann hinführt und seiner pflegt. Letzteres ist im Morgenland wieder nicht so einfach wie bei uns; gute Gasthäuser für verschiedene Stände haben die Morgenländer nicht. Der christliche Reisende in unserer Zeit muß oft sein Zelt auf dem Wege aufschlagen oder sich in den Weinbergen lagern, wenn kein gastliches Kloster in der Nähe ist. Mein Freund Nippold kaufte in Hebron einem Juden für eine Nacht sein Häuschen ab, weil kein Muhammedaner ihn und seine Reisegefährten unter Dach nehmen wollte. An einigen Orten, die am Wege lagen, hatte man jedoch schon in alter Zeit eine Art Karawanse-rais, die nicht selten durch die Wohlthätigkeit reicher Leute erbaut worden waren. Der Reisende fand für sich und seine Lasttiere ein Unterkommen, aber auch weiter nichts, am allerwenigsten Verpflegung für Kranke. Doch überdies waren an den stark besuchten Wegen Schlafstätten für Fremde, Krämer und Vagabunden, die nirgends ein gastfreies Haus finden konnten, vorhanden. Solch eine Herberge hielt schon in Jericho Rachab, eine Frau, die anfangs keinen guten Zeugmund besaß; und sie war es auch, die die Kundschafter verbarg. Wir sahen, daß früher ein Reisender noch die Ruinen sah von solch einem Khan an den stark besuchten Verkehrsstraßen. Lukas unterscheidet diese beiden Arten, indem er das Karawanenhaus in Bethlehem, wo Joseph und Maria keinen Platz mehr finden konnten, „Aufenthaltort“ und den Khan in unserm Gleichnis „Herberge für alle“ nennt. Gewiß wurde dieselbe nicht von einem Juden gehalten, wenigstens von keinem andern als von einem Sünder oder Zöllner, denn ein echter Israelit würde auch für Geld keinen Samariter aufgenommen haben.

Der reisende Kaufmann ist ein alter Bekannter; er bringt, so gut er kann, seine kostbare Fracht unter und bleibt auch noch die Nacht über dabei. Am folgenden Morgen ist der Fremde außer Todesgefahr, wenn auch noch nicht imstande, abzureisen. Der Samariter muß ihn am frühen Morgen verlassen, seine Geschäfte rufen ihn wo anders hin. Der unglückliche Jude ist noch weit von seiner Heimat entfernt, ist arm und krank und ausgeplündert. Doch sein Retter sorgt auch hier. Er kann zwar nicht viel thun, aber er thut doch, was er vermag. Des andern Tages reiste er und zog heraus (nahm aus seinem Gürtel) zwei Groschen (Denare) und gab sie dem Wirt. Wir sahen schon, daß ein Denar für einen guten Tagesverdienst galt, es war also für die ersten Tage genug. Doch damit ist er noch nicht zufrieden, der Wirt hätte ja den Kranken, halb gesund

und ohne Wegkost, vor die Thür setzen können. Von solchen Menschen war ohne Geld nichts Besseres zu erwarten. Er sprach also zum Wirt: Pflege sein, und so du was mehr wirst dathun, will ich dir's bezahlen (auf dem „ich“ liegt der Nachdruck), wenn ich wiederkomme, dieselbe Straße rückwärts passiere. Denn während er jetzt auf der Reise nach dem Lande jenseits des Jordan und vielleicht nach noch ferneren Gegenden begriffen ist, gedenkt er, denselben Weg wieder auf der Heimreise einzuschlagen. Er hat dies, wie es scheint, zu bestimmten Zeiten schon öfter gethan, ist insolgedessen dem Wirt bekannt und hat bei ihm Kredit. Dieser braucht es also nur auf seine Rechnung zu schreiben und wird sich nicht beeilen, den Mann, für den so gut bezahlt wird, vor der Zeit wegzuschicken.

Für die nötigste Kleidung hat gewiß der Samariter auch sorgen müssen, da die Räuber dem Ausgeplünderten wohl nichts gelassen haben werden. Und so zieht er nun fort und zieht seinen Weg mit Freuden. Wenn er auch möglicherweise den Mann, dessen Namen er kaum weiß, nie wiedersehen wird, ja selbst wenn der Jude vielleicht später, wenn er seinen Wohlthäter nicht erkennt, ihm ins Gesicht speien sollte: es ist ihm genug, er hat einem Menschen das Leben gerettet.

Das ist die Erzählung Jesu, zu der ich nichts anderes hinzugefügt habe, als was nötig war, um die Lokalfarbe zu verdeutlichen und die kleinern Züge mehr in die Augen fallen zu lassen. Wer die feineren Kunstwerke der Natur unter das Mikroskop oder in die Beleuchtung des elektrischen oder eines andern künstlichen Lichtes setzt, fügt keineswegs etwas hinzu, aber vermag er nicht um so mehr daran zu sehen? Siehe sie darum auch nur noch einmal an, diese sechs Verse, wer hätte je in so wenig Worten so viel zu erzählen gewußt? In seiner Einfachheit und Tiefe, Erhabenheit und Klarheit findet Jesus nimmer jeines Gleichen; die jüdischen Gerichtsdienere sagten es schon: „Nie hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch.“ Es ist kein Wunder, daß man in einer Zeit, in der man die parabolische Sprechweise der Rabbinen nicht mehr verstand, hier ebenso wie beim armen Lazarus an eine wirkliche Geschichte gedacht hat. Ein Wunder ist es dagegen nur, daß man sich die sieben Männer, die, nach der Erzählung der Sadducäer, die eine Frau gehabt haben, nicht auch als in Wirklichkeit vorhanden vorgestellt hat.

Doch damit, daß wir das Bild in das Licht des jüdischen Alterthums stellen, dürfen wir unsere Aufgabe noch nicht als vollendet betrachten; wir müssen es auch, um es recht würdigen zu können, in den Rahmen der Umgebung Jesu einfügen.

Wir versetzen uns zu dem Zwecke wieder in die Zeit der an allerlei Ereignissen so reichen letzten Tage Jesu. Es war vermutlich am Dienstag vor seinem Tode, als er zum letzten Mal im Tempel lehrte. Er hatte eine Frage der Sadducäer, die die Auferstehung

beträf, beantwortet, und die Pharisäer freuten sich, daß er ihnen den Mund gestopft hatte (Matth. 22, 34), doch nun wollten auch sie einmal versuchen, ob sie ihm nicht beikommen könnten. Ihnen kann er doch nicht, wie den Sadducäern, den Vorwurf machen, daß sie weder die Schrift kennen noch die Kraft Gottes. (Matth. 22, 29.) Sie senden also einen der Ihrigen an ihn ab und zwar einen Schriftgelehrten. War die Schrifterklärung in der Synagoge die Aufgabe jedes pharisäischen Rabbi, so hatten sich einige insonderheit auf die Kenntniß der Thora, oder des in den 5 Büchern Moses enthaltenen Gesetzes verlegt. Sie waren also die Rechtsgelehrten und wurden als solche oftmals um Rat gefragt.

Ein solcher gesetzeskundiger Schriftgelehrter kommt also zu Jesu, um ihn zu versuchen. Wir brauchen das letztere Wort hier nicht im üblen Sinne zu verstehen, so wie damals, als sie ihm mit der Frage nach der Steuerabgabe eine Falle zu stellen versuchten. Hier wollen sie einfach seine Weisheit und Schriftkenntniß auf die Probe stellen und mit der ihrigen prunken. Wußte er auf ihre Frage keine treffende Antwort zu geben oder seine Antwort nicht zu verteidigen, so hatten sie ihn endlich einmal aus dem Sattel gehoben. Hierin liegt, nach den Sitten der Zeit, gar nichts Befremdliches.

Und wie lautet nun diese Frage? Meister, welches ist das vornehmste (das erste) Gebot im Gesetz? Zu den spitzfindigen Studien der jüdischen Gelehrten gehörte auch das Zählen aller Gebote im Gesetz. Man sagt, daß sie 613 solcher Gebote gefunden hatten! Doch nun war wieder die Frage, in welche Reihenfolge man sie setzen mußte: Welches das erste von allen, das größte, das vornehmste zu nennen sei.

Jesús mußte also — man lasse das nicht außer acht — nicht mit seinen eigenen Worten, sondern mit denen des Gesetzes antworten, am besten, wie er es auch thut, mit den eigenen Worten des Moses. Das Bemerkenswerteste dabei ist, daß er einen Gedanken aus dem 5. Buch des Moses (6, 4. 5) mit Worten aus dem 3. Buche Moses (19, 18) ausdrückt. Nach Markus (12, 29) leitet er seine Antwort mit den Worten ein, die bei den Juden so beliebt waren, daß man sie noch den Sterbenden auf die Lippen legte: Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. Darauf folgt die eigentliche Antwort: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften, dies ist das vornehmste und größte Gebot; das andere aber ist dem gleich, du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten. Also nicht allein die Thora selbst, sondern auch das, was neben ihr als zweiter Teil der Heiligen Schrift in der Synagoge verlesen wurde; alles das, wodurch die Propheten das Gesetz befolgt und angewandt hatten. Ohne diese Liebe verliert das alles seine Kraft und seinen Zusammenhang und wird eine tote Form. Der Schriftgelehrte ist mit dieser Antwort zufrieden und wiederholt wörtlich, was Jesús gesagt hat (auch das ist

rabbiniſcher Stil, den Lukas nicht verſtand) und ſtimmt ihm darin bei, daß die Liebe zu Gott und den Menſchen mehr iſt als Brandopfer und alle Opfer. Und Jeſus ſagt darauf: Du biſt nicht ferne von dem Reiche Gottes.

So weit Matthäus und Markus. Lukas hat den rechten Zeitpunkt für dieſes Gleichniß nicht gewußt, hat es inſolgedeſſen früher an irgend einer Stelle eingefügt und bringt auch die Frageſtellung und Antwort in einem weniger treffenden Zuſammenhang. Doch unſchätzbar iſt die Bemerkung, die er aus eigener Quelle ſchöpft, und worum es ihm eigentlich zu thun iſt. Er bringt ſie in der Einkleidung an, daß der Schriftgelehrte ſeine zweite Frage: Und wer iſt mein Nächſter? that, um ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Jeſus verweiſt in demſelben Evangelium etwas ſpäter (Kap. 16, 15) das Gebahren der Phariſäer: Ihr ſeid's, die ihr euch ſelbſt rechtfertigt vor den Menſchen, aber Gott kennt eure Herzen, denn was hoch iſt unter den Menſchen, das iſt ein Greuel vor Gott. Unſer Gedanke, daß alle Menſchen Sünder ſind, war ihnen ebenſo fremd wie der, daß jeder Menſch unſer Nächſter iſt. Der Phariſäer — das ſahen wir bereits deutlich — mußte nach dem Geſetz ſich für einen Menſchen halten, der kein Sünder war. Wurde alſo der Kreis ſeiner Nächſten auf diejenigen beſchränkt, denen er Bruderliebe bewieſ, ſo war er gerecht nach der Regel der Schriftgelehrten, gemäß ihrer Stellung zum Geſetz und der Ueberlieferung der Alten: Du ſollſt deinen Nächſten lieben und deinen Feind haſſen (Matth. 5, 43).

Wer ſich in dieſen Gedankenkreis verſetzen kann, begreift leicht, daß Jeſus mit der Antwort: Alle Menſchen ſind deine Nächſten, kein Glück gehabt haben würde. Der Schriftgelehrte würde ſie nicht angenommen, nicht geglaubt, ja nicht einmal verſtanden haben. Befremdet von dieſer, in ſeinen Augen ungereimten Antwort, würde er ihn gefragt haben: „Wenn jeder mir der Nächſte iſt, wer iſt dann mir der Fernſte?“ Mit geringſchätzigem Achſelzucken über die geringe Geſetzeskenntnis Jeſu würde er ſich abgewandt haben und ſeines Weges gegangen ſein und — ſo ganz unrecht hätte er nicht gehabt.

Das Wort Nächſter bezeichnete bei den Alten immer jemanden, mit dem wir in einigermmaßen freundlicher Beziehung ſtehen, nicht in einer bald größern, bald geringern, ſondern in einer gleichmäßigen und brüderlichen. Es iſt der Gegenſatz ſowohl zu fremd und feindlich, als auch zu Unterthan und Herr. Wenn nun Moſes die Liebe zum Nächſten gebietet, meint er ſicherlich diejenigen, die er ſonſt die „Kinder deines Volkes“ nennt. Den Ausdruck dieſer Liebe finden wir in dem Wallfahrtsſpalm 133: Siehe, wie fein und lieblich iſt es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen! und das Bild dieſer Liebe iſt darin das geweihte Salböl (köſtlicher Balsam) und der Tau des Hermon. Liebe zu den Heiden verlangte Moſes ſicherlich nicht, und ſie würde auch bei der herrſchenden Neigung zur Abgötterei gefährlich geweſen ſein. Doch lauten viele humane Geſetze zu Gunſten der Fremd-

linge, mochten sie Freie oder Sklaven sein, wobei die Israeliten nicht vergessen durften, wie sie selbst in Aegypten Sklaven gewesen waren; doch eine brüderliche Beziehung hat bei den Juden zu aller Zeit nur bestanden gegen die Kinder ihres Volkes.

Aber nun zog der echte Pharisäer die Grenzen noch enger. Wie sollte ein untadeliger und frommer Israelit etwas lieb haben können, was unrein, sündig und also von Gott verflucht war? Auf diesem Wege weiterschreitend, gewann die Ausnahme einen viel größern Umfang als die Regel. Es wurden nicht nur die Heiden, und natürlich auch die Samariter, von der Bruderliebe ausgeschlossen, sondern auch Sünder und Böllner, die man des Namens eines Israeliten für unwert erachtete, dazu auch Feinde und Widersacher — und so wurde die Heiligkeit des Gesetzes dem Schein nach gewahrt, während sein Inhalt verloren ging, und man hörte, je länger, desto öfter, die Worte des reichen Jünglings: Alle diese Dinge habe ich gethan von Jugend an. — Aber darum hatte auch Jesus in seiner Bergpredigt recht, als er sagte: So ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Böllner?

Ihr seht also, daß die Beantwortung dieser Frage gar nicht so einfach war. Nahm Jesus Böllner und Sünder in Schutz, stellte er alle Israeliten gleich oder schloß selbst Fremde von der Bruderliebe nicht aus, es würde eine neue Anklage gegen ihn gewesen sein. Die Antwort Jesu ist das Gleichnis von dem Samariter. Dieser wird als ein Muster einer wahren Nächstenliebe hingestellt, und doch wird dies nicht mit vielen Worten gesagt. Jesus thut es, wie sonst wohl häufiger, indem er einer Frage eine andere gegenüberstellt; und mit dieser Gegenfrage treibt er den Pharisäer so in die Enge, daß dieser keine andere Antwort geben kann als die, welche Jesus haben will. Priester, Levit, Samariter, es ist eine Abstufung in dieser Dreizahl; und würde der Schriftgelehrte auch keinen Augenblick gezaubert haben, die zwei ersten seine Nächsten zu nennen, so würde ihm dies bei dem letzten nicht in den Sinn gekommen sein. Und nun stellt ihn Jesus einer That gegenüber; die Frage lautete wörtlich: Wer ist denn mein Nächster?, die Gegenfrage, mit der Jesus sein Gleichnis schließt: Wer dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Jesus stellt sich also ganz auf den Standpunkt des Gesetzes: Der Nächste ist der, zu dem man in einer freundschaftlichen Beziehung steht. Das ist hier am allerwenigsten der Priester, der nur auf seine eigene Sicherheit bedacht ist und darum am fernsten von dem Unglücklichen bleibt. Doch es ist auch ebensowenig der Levit, wenn dieser auch schon etwas näher herankommt. Aber wenn auch dem Schriftgelehrten der verhasste Name des Samariters noch nicht über die Lippen will, so kann er doch nicht anders antworten als: der die Barmherzigkeit an ihm that. Und Jesus schließt mit den Worten: So gehe hin und thue dergleichen! Mit andern Worten: Wenn du so gerechtfertigt sein willst,

dann handle wie jener Fremdling. Verstümmele die göttlichen Gebote nicht, frage nicht, ob jemand dein Nächster sei, bevor du ihm hilfst oder wohlthust, die Liebe schließt nicht aus, sondern bringt Fremde und sogar Feinde einander näher. Oft könnte in der Not sich der am weitesten von dir entfernt halten, den du dir am nächsten glaubtest.

Recht betrachtet, hebt also Jesus diese jüdische Unterscheidung vollständig auf. Man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, wer uns der Nächste sein wird, und darf am allerwenigsten auf ihn die Liebe beschränken. Will man nun sagen: Alle Menschen sind unsere Nächsten, so ist diese allgemeine Menschenliebe, wenn sie auch Jesus nicht in dieser Form gelehrt hat, doch sicherlich in seinem Geist und Sinn.

„Ein Mensch“ ist der einzige Name, den der Unglückliche in unserm Gleichnis trägt. Ihn liebt der Samariter wie sich selbst, auch du thue desgleichen. Das Gebot, sich andern zu widmen, sich für den Nächsten aufzuopfern, flößt vielen Bewunderung und Ehrverbiegung ein, aber sie selbst rühren dazu keinen Finger. „Ein Mensch — nun ja, aber brauche ich mir Juden oder Katholiken, Heiden oder Muhammedaner darunter zu denken? Es ist doch für Glaubensgenossen noch so viel zu thun“; oder: „Ich habe für meine Familie, für unglückliche Verwandte zu sorgen“; oder selbst: „Kann ich für meinen Feind, dessen heißester Wunsch es ist, mich zu beleidigen, mich zu benachteiligen, ein Gefühl der Liebe hegen oder irgend etwas Gutes thun?“ — Mein Lieber, wer so spricht oder vielleicht so denkt, ohne daß er es aussprechen durfte: die Heiden und Böllner thun auch also. Aber wollt ihr Kinder sein eures Vaters im Himmel, dann thut euer Herz auf für alle, die seine Sonne bescheint und sein Regen benetzt. Wo dort in fernen Landen ein Heide in Sünde und Elend lebt, oder wo tief unter euch in der Hefe der Gesellschaft der gefallene Mensch nur seinen Leidenschaften fröhnt, da erkennt in dem einen ebenso wie im andern den Menschen und insofern euren Nächsten. Vor allem möge nicht das „Jerusalem oder Garizim“, der beklagenswerte Religionshaß, einen Menschen von eurer Liebe trennen. Jemandes Glaubensbekenntnis, das in den meisten Fällen eine Erbschaft ist, ist nicht immer der Maßstab für seinen sittlichen Wert. Viele Menschen sind besser, viele leider auch schlechter als die Religion, die sie bekennen. Und ist euer Glaube besser, dann zeigt es dadurch, daß ihr mehr Liebe habt.

Der Heiland beruft sich dabei, wie wir sahen, auf das innere Gefühl des Mitleids, das auch ihn so oft ergriff, wenn er Verirrte und Unglückliche sah. Es ist also durchaus nicht in seinem Geiste, wenn manche Gelehrte dem Gefühl alles Recht absprechen und uns nicht einmal das Vergnügen gönnen, jemandem wohlzuthun, sondern einzig und allein der stoischen Anschauung von Pflicht den Namen der Tugend zuerkennen; das Evangelium dagegen ist echt menschlich, human, und erkennt die Regungen des Guten, die Gott in den Menschen gelegt hat, als ein Gegengewicht zum natürlichen Egoismus, der in neuester Zeit den Namen „Kampf ums Dasein“ trägt.

Nein, die Menschheit ist nicht nach dem Bilde Gottes geschaffen, um als hungrige Wölfe einander zu zerreißen, daß einer auf Kosten des andern sich erhebe und, wenn es not thut, ihn in den Staub trete. Das Recht des Stärksten ist, so sehr es auch in der Gesellschaft sein Wesen treibt, noch nicht als das höchste, das einzige erkannt worden. Bei allen Verwirrungen unserer Zeit rühmt sich doch noch immer die Barmherzigkeit gegen das Gericht. Die Menschenliebe hat dabei den Namen der Philanthropie angenommen und sucht als solche, mit Hilfe der Wissenschaft und unter dem Mitwirken vieler, die Wohlthätigkeit in geordnete Bahnen zu leiten. Ich stimme dem von Herzen zu. Nur auf christlichem Boden konnten so viele Einrichtungen der Barmherzigkeit entstehen; nur lege ich Verwahrung dagegen ein, daß jemand glaube, wenn er seinen Beitrag geleistet hat, allen Verpflichtungen persönlicher Hilfeleistung enthoben zu sein. Priester und Levit gaben sicher auch ihre Almosen für die Lahmen und Blinden am Tempelthore; aber hier, in der Wildniß wird von ihnen mehr verlangt, es ist auch niemand Zeuge ihrer That, und: sie gehen vorüber. Wenn sie heute lebten, würden sie vielleicht bei der Polizei in Jericho Anzeige gemacht haben, daß ein Mensch draußen am Wege liege, oder sie würden in Jerusalem darauf angetragen haben, daß man für die Festbesucher größere Sicherheitsmaßregeln treffe, und sie würden gewiß selbst gern etwas zu diesem Zweck beigesteuert haben . . . So wird auch mancher, der von so vielen hilflosen Kranken hört, von seinem Ueberfluß etwas zur Errichtung eines Krankenhauses oder für den Unterhalt einer Pflegerin bezahlen, oder wer von dem Schicksal der Gebrechlichen oder Gefallenen und Gefangenen gerührt ist, wird die philanthropischen Einrichtungen nach dieser Richtung hin begünstigen. Gut! Ja ausgezeichnet! Aber meine doch nur niemand, daß er damit genug gethan habe, daß er in das Lager der Barmherzigkeit einen Rekruten geliefert hat. Wenn das Vaterland in Not ist, werden alle Bürger aufgerufen. So ruft der König im Himmelreich alle seine Unterthanen zu Hilfe in den Kampf gegen Sünde und Elend der Menschheit. Wenn wir also nun gerufen werden, selbst die Kranken aufzusuchen in ihren Wohnungen, Kranke zu pflegen, ja selbst unsern guten Namen daran zu setzen, Zöllner und Sünder zu befehren — o, diese persönliche Hilfe thut so not, sie ist das Band, dessen unsere Gesellschaft so sehr bedarf; denn sie vereinigt Reiche und Arme, Glückliche und Unglückliche, Gebildete und Ungebildete durch die Barmherzigkeit Jesu Christi.

Schluss

So habe ich denn auch dieses Werk noch in meinem achtzigsten Lebensjahre zu Ende bringen dürfen, und ich danke meinem Gott dafür. Wird es das letzte sein? Das weiß nur Gott, mir fehlt es noch nicht an der Lust, und der Gedanke, daß ich, mit dem Evangelium in der Hand, das Haus und das Kämmerlein von so vielen besuchen darf, deren Antlitz ich hier auf Erden nicht sehen werde, ist für mich verlockend und wohlthuend genug.

Ob nun alle Gleichnisse besprochen worden sind? Die Beantwortung der Frage hängt von der mehr oder weniger weiten Auffassung des Wortes ab, das die Evangelisten selbst nicht immer recht begrenzt haben. Früher habe ich, um eine möglichst vollständige Uebersicht von Jesu sinnbildlicher Lehrweise zu geben, den Begriff der Parabel so weit als möglich gefaßt, diesmal aber habe ich mich beschränkt auf die eigentlichen Erzählungen, die eine höhere, meist sinnbildliche Bedeutung besitzen. Außer den behandelten gehören dazu noch ein paar, auf die ich am Schlusse zurückkomme. Ebenso wie es keine scharfen Grenzen im Leben der Natur giebt, sondern oft eine Art in die andere hinüberspielt, selbst vom Pflanzen- in das Tierreich hinein — wobei nur das Menschengeschlecht eine Ausnahme macht — ist es auch mit allem, was natürlich ist und lebt in dem Gebiete des geistigen Schaffens. Der Künstler, der eine Geschichte erzählen will, thut dies entweder in Prosa oder in Poesie, im Gedicht oder Schauspiel; aber wo die Natur noch ungekünstelt spricht, da hält sie sich an keine Grenzen und geht unwillkürlich von dem einen Gebiet (Genre) in das andere über und läßt dem Gelehrten späterer Zeit die freie Wahl, wie er es nennen will.

So geht das Gleichniß oder die Parabel einerseits unmerklich in die einfache Vergleichung über, die nur das Sinnliche und das Uebersinnliche gegeneinander hält, und andererseits in die Allegorie, die das Gleichniß bis in die Einzelheiten ausmalt und so bis zu Ende die Bildersprache beibehält, wie wir bei den Bildern vom guten Hirten und vom Weinstock gesehen haben. Und warum sollten wir bei diesen sanften Uebergängen zwischen dem, was innerhalb oder außerhalb jener Grenzgebiete liegt, scharfe Schranken errichten? Jesus hat gewiß ebensowenig daran gedacht, als es gewollt.

Fassen wir darum das Behandelte noch einmal unter einen Gesichtspunkt zusammen, so finden wir in den Bildern das morgenländische Leben unverändert wieder, so wie es sich heute noch im Leben des Muselmannes und des Israeliten, ja oft im Leben des jüdischen Volks mitten unter uns abspiegelt. Die Gleichnisse stehen auf dem klassischen Boden des alten Israel und konnten darum nicht einmal von Jesu eignen Jüngern nachgebildet werden, geschweige denn von einem folgenden Geschlecht. Aber gerade in diesem echt jüdischen Gewande hat eine Wahrheit ihren Ausdruck gefunden, die sich hoch über die Sphäre der Zeitgenossen Jesu erhebt. Die alte Religion hat hier ihre förmliche und ceremonielle Seite abgestreift und zeigt sich in ihrer ursprünglichen Schönheit. Gegenüber der Gerechtigkeit des Gottes Israels, der über der sittlichen Weltordnung wacht, erhebt sich der Ruckruf eines sich erbarmenden Vaters, und inmitten einer von Egoismus beherrschten und von Haß zersplitterten Welt erklingt die Melodie der himmlischen Liebe. Und als der Bote dieser Erbarmung und dieser Liebe tritt der Sohn Gottes, als der Friede auf Erden, in die Erscheinung.

O wie glücklich und vor aller andern Zeit begnadet war die Zeit und das Land, die ihn auftreten sahen! Wie kann doch oft in einsamen Stunden, wenn das Evangelium als ein Lebensbild an unserm Auge vorüberzieht, der Wunsch sich unser bemächtigen, daß wir unter dem bevorzugten Geschlechte gelebt hätten, daß wir zu den Füßen desselben sitzen dürfen, der Worte sprach, wie sie kein Mensch je gesprochen hat, daß wir hätten stehen dürfen an dem Kreuze und vor dem offenen Grabe unseres Heilands. . . .

Das Kreuz — ja es verherrlicht unsern Heiland, aber es verurteilt zugleich das Geschlecht, unter dem er gelebt hat. Das Licht schien in die Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen. Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf, wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden (Joh. 1).

Wie viele edle Männer, die als Reformatoren der Menschheit auftraten, wurden bald durch hartnäckigen Widerstand entmutigt und verbittert. Warum aber ging Jesus so ruhig und rüstig seines Weges, wenn auch gar oft dieser Widerstand seinen Zorn und das thörichte Vorurtheil seinen Schmerz hervorrief? Weil, wie derselbe Evangelist schreibt (Kap. 2, 25), er wohl wußte, was im Menschen war. Seine Menschenkenntnis ließ ihn eine solche Aufnahme voraussehen. Und sprach er unter dem Volke in Galiläa schon von dem kleinen Theile der Saat, der in die gute Erde fallen würde, gegenüber dem harten Boden des pharisäischen Judentums der Judäer, das nur allzubald sich feindlich gegen ihn wandte, so zeichnete er in scharfen Zügen die Art dieses feindseligen Geschlechts. Ein paar von diesen Bildern mögen diese Sammlung der Gleichnisse Jesu schließen.

XXXIV

Die spielenden Kinder auf dem Markte

Matth. 11, 16. 17; Luk. 7, 31. 32

Es ist bemerkenswert, daß Jesus sich so sehr zu den Kindern hingezogen fühlte, während viele, die tief unter ihm standen, sich über dieselben erhaben dünkten und das Kindergewühl als ihrer unwürdig betrachteten oder, durch das unruhige Wesen der Kinder gestört, murrten: Kinder sind Plagegeister. So dachten auch Jesu Apostel, als sie in ihrer eifrigen Sorge, Ordnung und Ruhe bei der Unterweisung ihres Meisters herzustellen, mit harten Worten die Mütter zurückwiesen, die den Segen Jesu für ihre Kinder erbitten wollten, und es überraschte sie, daß der Herr, sobald er es merkte, zu ihnen sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes, und daß er sie darauf herzte und sie auf seine Kniee nahm.

Aber sie wurden noch mehr beschämt, als sie, hinter ihm gehend, in Streit darüber geraten waren, wer der Größte im Himmelreich sein würde, und Jesus darauf in einem gastlichen Hause, wo er eingekehrt war, ein Kind in ihre Mitte stellte und sprach: So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Noch ein andermal, bei einem von Jesu letzten Tempelbesuchen am Tage seines Einzugs, geschah eine solche Zurechtweisung, zwar nicht seinen Jüngern gegenüber, sondern seinen Feinden. An diesem Einzug nahm auch, wie an allem, was öffentlich geschieht, die Jugend von Jerusalem teil. Verstanden sie auch noch nicht die tiefe Bedeutung seiner Worte, so sangen sie doch tapfer mit und schwenkten ihre Palmenwedel: ein recht festliches Kinderspiel! Ja, sie setzten es auch ohne Palmen bis in die Vorhallen des Tempels fort und riefen: Hosanna dem Sohne Davids! Dies ärgerte die Pharisäer, besonders weil es Jesus ruhig geschehen ließ, und sie sagten zu ihm: Meister, hörst du auch, was diese sagen? Ja, antwortete der Herr, habt ihr nie gelesen: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet? (Matth. 21, 16.)

Ist es nicht, als ob Jesus in der Kinderzeit das Bild Gottes im Menschen als noch weniger entstellt betrachtet, als ob der Kinder Einfalt und Aufrichtigkeit und ihre ungeheuchelte Freude ihm noch eine Erinnerung an das Paradies zu sein schien? Noch nicht oder nur wenig von dem, was in der Welt ist, verdorben und befleckt, stehen sie noch dem Himmel näher, wo — wie er versichert — ihre Engel immer das Angesicht seines Vaters im Himmel sehen.

Aber gerade weil die Kinder seinem Herzen so nahe standen, erkannte der große Menschenkenner gar bald die Schattenseiten des Kinderlebens. Nicht nur daß der Knabe, der zum Jüngling heran-

gewachsen ist, gar oft das Joch gewaltsam abstreift, der erwachenden Sinnlichkeit die Zügel schießen läßt und im Vaterhause als ein verlorener Sohn beweint wird, sondern schon in das Kinderspiel drängt sich die Leidenschaft und zerstört die unschuldige Freude. Dies beobachtete Jesus gewiß schon in Nazareth, das wegen seiner rauhen Sitten berüchtigt war, und da die Kinder vor ihm nicht scheu aus dem Wege gingen, konnte er es auch später gar manchmal erfahren. Und wie er nun alles, was menschlich war, und vor allem die Ereignisse des täglichen Lebens, auf die höhern Dinge des Himmelreiches anwandte, so wurden ihm auch die spielenden Kinder auf dem Markte zu einem Bilde seiner Volks- und Zeitgenossen. Doch betrachten wir uns das Bild einmal näher.

Kinder spielen, das ist ihre Natur, und sie verkümmern, wenn sie es nicht thun dürfen. Schon den Tieren ist dies eigen, und wie das Kalb und das Lamm auf der Weide hüpfen, so sieht man die Löwin mit mütterlichem Stolz und mütterlicher Sorgfalt das Springen und Tummeln ihrer Jungen betrachten.

Kinder spielen, und ihr liebstes Spiel ist die Nachahmung des Lebens der Erwachsenen. Ihre Phantasie eilt ihrem Alter voraus, der Knabe auf dem hölzernen Pferde ist schon ein mutiger Reiter, das Mädchen mit der Puppe ein sorgendes Mütterchen. Und wenn wir auch später die glücklichen Kinderjahre rühmen, so war es doch damals, als wir noch Kinder waren, unser höchster Wunsch, nicht so klein zu bleiben, sondern Menschen zu werden wie die Erwachsenen. In unserm Gleichnis finden wir solche spielenden Kinder auf dem Markte. Ich erinnere mich auch noch, daß wir als Kinder auf der Straße spielten und sogar ein gewisses Recht auf diejenigen Spielplätze beanspruchten, die vom Verkehr weniger berührt wurden. Im alten Rotterdam war auch innerhalb der Häuser wenig Raum, und andere Gelegenheiten waren nicht vorhanden; daher kam es auch, daß gebildete Eltern in dem Spielen ihrer Kinder auf der Straße oder auf dem Markte nichts sahen, was unter ihrem Stand gewesen wäre. Ich darf sogar behaupten, daß es weit sittlicher war als die Kinderbälle.

Doch noch mehr kam dies im Morgenlande vor, wo das Leben so wie so schon öffentlich ist, und die Lernzeit auch für diejenigen, welche einen ganz besonders sorgfältigen Unterricht erhielten, erst viel später begann. Es ist ein reizendes Bild, das der Prophet uns von jenen Tagen entwirft, in denen Jerusalem wieder eine Stadt der Wahrheit genannt werden soll und Zion ein Berg der Heiligkeit, weil Jehova wieder dort wohnen wird. Und dann, dann sollen noch fürder wohnen in den Gassen zu Jerusalem alte Männer und Weiber und die an Stecken gehen vor großem Alter, und der Stadt Gassen sollen sein voll Knäblein und Mägdlein, die auf ihren Gassen spielen (Sach. 8, 3—5).

So war es also auch hier, und so sieht es auch Jesus in seiner Erzählung auf dem Lithostrotos, dem gepflasterten Platz von Jerusalem,

oder auf dem Marktplatz einer kleinen Stadt. Aber — die Kinder spielen nicht, sondern, was ihrer lebhaften Art so fremd ist, sie sitzen auf dem Markte. Und warum? Das hören wir, indem der eine dem andern zuruft: Wir haben euch gepiffen, und ihr wolltet nicht tanzen, wir haben euch geklagt, und ihr wolltet nicht weinen. Denken wir nur an die Nachahmung der Hofiannarufe durch die Kinder im Tempel, dann verstehen wir diese Worte leicht. Es sind vor allem zwei Gelegenheiten, bei denen das Leben auch des Bürgerstandes an die Oeffentlichkeit tritt, und im alten Morgenlande noch viel mehr als bei uns: Hochzeit und Begräbniß. Von den Aufzügen bei der ersteren sprachen wir schon früher; aber auch das Begräbniß trat viel lärmender an die Außenwelt als bei uns. Während in unsern Sterbehäusern eine angemessene Stille herrscht, hält es der Morgenländer für seine Pflicht, seine Trauer laut zu äußern. Da das Klima bereits an demselben oder am nächsten Tage das Begräbniß fordert, und da eine Leiche nach dem Geseze alles unrein macht, beeilen sich die Juden damit, so sehr sie können. Um nun der Trauer in dieser kurzen Zeit genug zu thun, wurden zu Jesu Zeit Klagefrauen gemietet, die sich die Brust schlugen und ihr eintöniges Klagelied sangen, während Freunde und Verwandte in ihre Klagen einstimmten. So fand es Jesus im Hause des Jairus, wenige Augenblicke nachdem dessen Töchterchen gestorben war; und daß dies eine gemietete Trauer war, erhellt sogleich daraus, daß, als Jesus sagte: Das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft, sie ihn verspotteten. Aber — das gehörte so zu der letzten Ehre, die man den Verstorbenen erweist, wie man auch heute noch spricht.

Und das erklärt nun auch die bittere Klage von denen, die ihre Gefellen vergeblich zu einem fröhlichen Spiel aufgefordert haben. Wir haben euch gepiffen, wie beim Hochzeitsstanz, aber das war nicht nach euerm Sinn, und was soll dann das Pfeifen ohne die tanzenden Aufzüge? Dann haben wir gesagt: Nun gut, wenn ihr keine Lust habt zu einer Hochzeit, dann wollen wir Begräbniß spielen. Die Mädchen hoben schon ihre Klagelieder an, aber ihr habt nicht geweint. Was ist nun mit euch anzufangen, ihr Eigensinnigen?

Und nun die Bedeutung dieses Bildes. Jesus wählte es bei der Gelegenheit, als Johannes der Täufer aus seinem Gefängnis Jünger sandte, um ihn zu einem entschiedenern Auftreten zu veranlassen. Nachdem Jesus ihnen seine Antwort mitgegeben und darauf Johannes den größten Propheten genannt hatte, der aber noch nicht auf der Höhe des Evangeliums stehe, sah er sich rings unter seinen Hörern um und fragte: Wem soll ich aber dieses Geschlecht vergleichen? Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen... Und nachdem er nun diese geschildert hat, fährt er fort: denn Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht, so sagten

sie, er hat den Teufel; des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinket, so sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle. Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern.

Johannes und Jesus verfolgten dasselbe Ziel, aber wie verschieden waren die Wege, die sie dahin führten. Der düstere Bußprediger, der Elias des Neuen Testaments, ißt und trinkt nicht mit den andern Menschen und begnügt sich, wie ein Klausner, mit den Quellen der Wüste. Sein „thut Buße, denn die Art ist den Bäumen schon an die Wurzel gelegt“, klingt wie ein dumpfer Grabeston, wie ein Klage lied über die Sünden seines Volkes. Aber nachdem Jerusalem zu ihm hinausgelaufen ist, und die Pharisäer über seine streng jüdische Lebensweise nichts anderes zu sagen vermögen, heißt es von ihm: Warum lebt denn dieser Mann in der Wüste, dem Wohnort der bösen Geister, und redet so dunkle Worte? Sollte es uns nach diesem Befessenen, nach diesem Wahnsinnigen verlangen?

Aber nun trat Jesus auf und wie ganz anders! Nicht von einem „Wehe“ über die Sünde geht er aus, sondern von Seligpreisungen. Die Wüste ist seine Wohnung nicht, sondern der gesellige, häusliche Kreis. Er zeigt sich zuerst auf einer Hochzeit und weist später sogar am Tische des Zöllners den geselligen Becher nicht zurück. Und wiederum ist das nicht nach dem Sinn der Weisen und Großen Israels. Ohne Verständnis für den humanen Geist, der Jesus überall das Gute suchen und selbst den Lebensgenuß zum Höheren leiten ließ, tadelten sie ihn, weil es ihm nur um eine gute Mahlzeit zu thun sei, fände er sie auch bei einem Zöllner!

Wie könnte man es ihnen also recht machen, wenn sie den Klagegesang für zu düster und das Hochzeitslied für zu fröhlich hielten? Ebenso wie die eigensinnigen Kinder auf dem Markte wollten sie nicht. Sollten sie nicht ein schmerzliches Gefühl haben, von einer solchen Vergleichung mit starrköpfigen Knaben? Doch sie erweckte nur noch größern Haß bei denen, die nun einmal etwas anderes als das sittliche Gottesreich verlangten, wie es Johannes ankündigte und Jesus stiftete. Doch waren auch unter diesem Geschlecht manche, von denen Jesus etwas Besseres hoffte, die unter der rauhen Hülle des einen und unter dem lichten Gewande des anderen die göttliche Wahrheit erkannten. Die Weisheit ist gerechtfertigt von ihren Kindern.

Ich überlasse dem Leser die Anwendung der Wahrheit auf unsere Zeit, die auch gar manchmal dem Evangelium feindlich gegenübersteht, in welcher Form es ihr auch verkündet werden mag, weil es eben nicht nach ihrem Herzen ist.

XXXV

Der Beseffene

Matth. 12, 43, 45 a. Luf. 11, 24—26

Die Sucht nach dem Geheimnißvollen ist dem Menschen angeboren. Auf die Grenzscheide einer sichtbaren und einer unsichtbaren Welt gestellt, sucht er in die letztere einzudringen in der festen Ueberzeugung, daß er keineswegs wie das vernunftlose Tier nur geschaffen sei, um mit den zeitlichen Dingen wieder unterzugehen. Von den Totenbeschwörern im alten Aegypten bis zu den Spiritisten der neuesten Zeit sucht man darum fortwährend sich zur Geisterwelt in Beziehung zu setzen.

Im Alten Testament wird die Möglichkeit einer solchen Beziehung nicht in Abrede gestellt, aber jeglicher Versuch in dieser Richtung als abgöttisches Wesen streng verboten. Von guten Geistern oder Engeln wird darin manchmal gesprochen. Sie sind die Bewohner des Himmels und auf Erden die Boten der Vorsehung Gottes. Von bösen Geistern lesen wir dagegen selten. Selbst der Satan im Buche Ijob ist wohl der Spion und Ankläger, aber nicht der Verführer der Menschen und noch viel weniger der Feind Gottes, ohne den er nichts vermag.

Aber als nun die Juden zwei Jahrhunderte lang unter der Herrschaft der Perser standen, die dem Gott des Lichtes und dem der Finsternis eine Menge niederer Geister zugesellten, war es nicht unnatürlich, daß ihre Dämonenlehre, vor allem die der abergläubischen Pharisäer, eine weitere Ausgestaltung gewann, und dieser Aberglaube ihnen auch später noch anhing.

So begegnen wir in den drei ersten Evangelien unter denen, die von Jesu geheilt wurden, auch wiederholt Beseffenen. Der Zustand dieser Menschen wird als bejammernswert geschildert, während sie selbst jedoch darüber niemals Klage führen. Kein Beseffener kommt zu Jesus mit der Bitte um Heilung, und von keinem unter ihnen verlangt er, wie von den andern Kranken, Glauben. Ihre Persönlichkeit scheint als solche erniedrigt zu sein, so daß, wenn sie sprechen, ein anderer durch ihren Mund spricht, ein böser Geist, der ihnen einwohnt und der angiebt, Jesus zu kennen und zu fürchten als den Christus Gottes.

Wenn unsre Bibelübersetzung sagt, daß dieser Geist der Teufel ist, so trifft sie damit nicht den Ausdruck des Urtextes. Nicht der Teufel oder Satan spricht durch den Beseffenen, sondern ein Dämon oder Plagegeist, und man nahm unter den Juden allgemein an, daß der syrische Gott Beelzebul (also nicht Satan) der Oberste in diesem Reich der Dämonen sei. Es ist etwas ganz anderes, wenn der Satan in das Herz des Judas Ischarioth fährt, oder wenn er dem Ananias und der Saphira das Herz erfüllt hat. Sie sind keine Beseffenen, und andrerseits sind die von einem Dämon Beseffenen keine größern Sünder als andere Menschen. Jesus spricht niemals

zu ihnen: Deine Sünden sind dir vergeben, und noch viel weniger: Gehe hin und sündige nicht mehr. Es sind einfach Kranke besonderer Art, und wenn der Dämon ausgetrieben ist, werden sie gesund genannt und wohl bei Sinnen, oder es wird gesagt, daß sie fürs erste lange Zeit ruhig zu Bett lagen.

Wenn ich nun den Erscheinungen nachging, die mit diesem Zustand verknüpft, und mehr als einmal genau beschrieben worden sind, so fand ich, daß nur zwei Krankheiten unter dem Namen der Beseßtheit vorkommen: fallende Sucht (Epilepsie) und Geisteskrankheit. Denn zu der letztern kann man gewiß auch die Taubstummheit rechnen, wenn dieselbe ohne irgend welche Pflege sich selbst überlassen wird und vielleicht, was kein seltener Fall ist, mit Idiotismus gepaart war.

Daß der Geisteskranke von einem bösen Geiste in diesen unnatürlichen Zustand versetzt wurde, und daß es demnach gefährlich war, ihm Gewalt anzuthun, wurde ganz allgemein im Altertum angenommen. Es ist bekannt, wie David davon auf seiner Flucht Gebrauch machte. (1. Sam. 21, 12—15.) So war auch der Mann von einer Legion Dämonen beseßten, der das Land der Gadarener unsicher machte, keine Kleider am Leibe behalten konnte und mit Ketten nicht zu fesseln war. (Mark. 5, 2 f.; Luk. 8, 27 f.) Aber nicht weniger unerklärlich erschien den Zeitgenossen Jesu der Zustand des armen Jünglings, den der Dämon oft plötzlich ins Feuer oder ins Wasser warf, und dessen Vater kam, um das Erbarmen Jesu anzurufen. (Matth. 17, 14 f.)

Da nun dieselben Erscheinungen noch vielfach vorkommen, ohne daß jemand von uns sie einem bösen Dämon, einem unreinen Geist, was bei den Juden viel heißen will, zuschreiben wird, so sehe ich nicht ein, daß wir hier verpflichtet sein sollten, an der Auffassung der Evangelisten festzuhalten, wenn wir ihren Erzählungen auch Glauben beimessen. Jesus redete die Sprache seiner Zeit und seines Volkes und — da die Beseßten selbst unter der Macht dieser Volksmeinung standen — so mußte er das wohl auch thun, um seine Macht über das Reich der Finsternis auszuüben und den Glauben an seine erlösende Liebe zu erwecken.

Und so versetzt sich Jesus ganz in den Geist seiner Volks- und Zeitgenossen, wenn er ein neues Bild erwählen will, um dieses arge Geschlecht zu schildern. Die Heilung von Beseßten, bei denen ihre Zaubersprüche Schiffbruch gelitten hatten, konnten die Pharisäer nicht leugnen; aber da nahmen sie ihre Zuflucht zu der boshaften Verleumdung, daß Jesus sicherlich mit dem Beelzebul in Verbindung stehe, und daß er durch dessen Macht die Dämonen austreibe.

Und nun benutzt Jesus ihre eigene Vorstellung von der Geisterwelt, um sie in ihrer ganzen Bosheit zu kennzeichnen.

Ein unreiner Geist ist von dem Menschen ausgefahren. Es heißt nicht, daß er ausgetrieben worden ist, aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß er anders als gezwungen eine gute Wohnung verlassen haben wird. Und nun durchwandelt er dürre Stätten

und sucht Ruhe. Diese unbewohnbare Wüste, wie wir sie mit dem Samariter durchreist haben, malt sich die Fantasie mit allerlei Schreckbildern aus: das wilde Gethier erhebt sein dumpfes Gebrüll oder klagendes Geheul, der mörderische Wüstenwind verlangt nach seinen Opfern, der brennende Durst läßt den fieberhaft erregten Reisenden die seltsamsten Lustspiegelungen sehen, und von den Menschen haust nur das dort, was böse und blutdürstig ist. Eine solche Wildnis nun war gerade der geeignete Wohnort für unreine Geister. Auch dieser Dämon schweift umher und sucht Ruhe — eigentlich einen Ruheplatz — er sucht Ruhe, aber er findet sie nicht. Und nun spricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin.

Er untersucht es, aber — wörtlich übersetzt — er findet das frühere Haus „in Ruhe ausgelegt und sauber geordnet“. In eine solche Wohnung kann er nicht leicht hineinkommen. Was rein ist nach jüdischer Auffassung, das ist für den Unreinen keine passende Wohnung. Was soll er also anfangen? Er geht hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger (und dadurch stärker) sind als er selbst, und wenn sie hineinkommen, wohnen sie allda. Die Siebenzahl war für den Juden die Zahl der höchsten Vollkommenheit, ebenso im Bösen wie im Guten. Auch von Maria Magdalena wird gesagt, daß der Herr sieben Dämonen von ihr ausgetrieben hatte, und daß sie ihn darum so lieb hatte. (Mark. 16, 9.) Arme Magdalena! Darum weil man den Unterschied zwischen Teufel und Dämon nicht kannte, ist sie die Patronin der bekehrten öffentlichen Dirnen geworden, und noch obendrein von den Malern mit der Sünderin zu Jesu Füßen im Hause des Pharisäers Simon verwechselt worden. Und so ist, wie wir schon öfter gesehen haben, die Volkssprache selbst der Schrift zu mächtig: alles Wasser des Meeres kann diesen Schandfleck von Maria Magdalena nicht abwaschen.

Doch kommen wir zum Gleichnis zurück. Das Schlusergebnis ist: Es wird mit demselben Menschen hernach ärger, als es vorhin war, und die Anwendung lautet: Also wird es auch diesem argen Geschlechte gehen.

Betrachten wir nun die Beseßtheit einfach als eine Krankheit, so läuft die Anwendung auf das bekannte Wort hinaus: Der Rückfall einer Krankheit ist schlimmer als sie selbst. Und dies ist eine gute Lehre, für genesende Kranke nicht weniger als für bekehrte Sünder. Doch diese nüchterne Auffassung ist nur eine oberflächliche. Die Zeit ist glücklich vorüber, in der man die Poesie der Bibel so mißverstand und ihre Bildersprache nicht auslegte, sondern ausleerte. Würde hier zum Beispiel Jesus nicht ebenso gut haben sagen können: Wenn jemand das Fieber gehabt hat und sich nicht vorsieht, bekommt er es noch ärger als vorher?

Jesus spricht nicht nur, sondern er denkt auch im Geiste seiner Zeit. Alle körperlichen und geistigen Uebel gehören nicht ursprünglich

zur menschlichen Natur, sondern zu dem Reiche der Finsternis, dem Gebiete des Obersten dieser Welt. In der Gestalt einer geheimnisvollen Macht über den Körper zeigt sich die Wirkung der Dämonen; als Sünde wirkt dieselbe in des Menschen Seele der Teufel. So wie nun der geheilte Beseffene unter die siebenfache Macht seines Plagegeistes kommt, nachdem er für eine Zeitlang von ihm erlöst war, so werde es auch diesem Geschlechte, dem pharisäischen Judentum, ergehen. Von heidnischer Unreinheit äußerlich frei und der Abgötterei überdrüssig, vielleicht auch durch das Auftreten Johannis des Täufers und Jesu aufgeschreckt, aber nur allzu sehr vertrauend auf die eigene Gerechtigkeit, werde der diabolische Einfluß auf ihre Seele, ebenso wie der dämonische auf den Körper des Beseffenen, mit siebenfacher Gewalt wiederkehren. So verliert der Sünder zuletzt seine sittliche Freiheit, wie der Beseffene die natürliche Freiheit entbehrt, und mit tiefer Bemuß sieht der Herr die Zeit voraus, in der die Leidenschaft seines Volkes zur Raserei gesteigert werden und sich selbst rettungslos vernichten wird.

Die Fundamente des salomonischen Tempels liegen noch da, wie eine Erinnerung: So ist es gegangen mit diesem argen Geschlecht! Und wie eine Warnung für Menschen und Völker: Wer da meint, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle.

Und nun nehme ich Abschied mit dem Bilde, das die Bergpredigt schließt und das keiner Erklärung bedarf:

Darum wer diese meine Rede hört und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute. Da nun ein Platzregen fiel, und ein Gewässer kam, und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede hört und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und wehten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall.



Verzeichniss

der im Texte erklärten oder zur Erklärung benutzten und nachgewiesenen
Schriftstellen

(die fett gedruckten sind die eingehender erklärten Stellen)

Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile
1. Mos. 2, 24	176	18 u.	1. Sam. 11, 12	218	11 u.
1. " 4, 23. 24	222	14 o.	1. " 15, 32—34	218	15 u.
1. " 18, 6	112	6 u.	1. " 17, 34. 35	87	14 o.
1. " 19, 3	169	22 o.	1. " 21, 12—15	301	17 o.
1. " 23, 16	206	10 u.			
1. " 24, 65	177	20 o.	2. Sam. 10	190	11 o.
1. " 25, 6	127	21 o.	2. " 10, 4	48	15 u.
1. " 25, 29—34	127	22 o.			
1. " 26, 12	5	7 u.	1. Kön. 3, 16 f.	85	5 u.
1. " 43, 34	198	21 u.	1. " 4, 25 u. a.	40	18 u.
			1. " 19, 2	52	2 o.
2. Mos. 19, 4—6	50	21 u.	1. " 19, 10	52	2 o.
2. " 21, 2—6; 16	21	21 o.	1. " 21, 3	45	14 o.
2. " 22, 25	207	12 u.	1. " 22, 24	52	2 o.
3. Mos. 19, 18	289	16 u.	2. Kön. 2, 17	123	2 u.
			2. " 8	262	23 u.
4. Mos. 13, 23 f.	40	9 o.	2. " 8, 11	123	2 u.
4. " 15, 38—40	271	15 u.	2. " 12, 15	234	15 u.
			2. " 17, 13. 14	51	21 u.
5. Mos. 4, 6	267	9 u.	2. " 21, 16	52	17 o.
5. " 6, 4. 5	289	16 u.	2. " 22, 7	234	15 u.
5. " 6, 7.	267	6 u.			
5. " 15, 4	237	17 o.	1. Chron. 19	190	11 o.
5. " 16, 18. 19	260	7 u.			
5. " 20, 6	47	8 u.	2. Chron. 24	283	23 u.
5. " 21, 17	127	21 u.	2. " 24, 21	52	8 o.
5. " 24, 6	168	10 o.	2. " 34, 9	284	7 u.
5. " 28, 63	253	20 u.			
5. " 30, 11 f.	110	18 o.	Neh. 9, 26	51	13 u.
			" 13, 16	97	12 u.
Jos. 9, 12. 13	75	2 u.	Esther 6, 14	167	18 u.
Nicht. 9, 8—15	40	3 u.	Hiob 33, 23—26	58	17 o.
" 14, 12	189	23 u.			
" 16, 21	113	11 u.	Psalm 19	183	7 o.
			" 23	84	19 o.
Ruth 2, 8. 9	68	16 u.	" 39, 6. 7	27	19 o.
" 4, 11. 12	177	12 u.	" 45	178	14 o.
" 4, 14. 17	251	19 u.	" 51	275	1 u.

Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile
Psalm 51, 19	233	1 o.	Ser. 26, 20f.	52	9 o.
" 78, 70—72	84	12 o.	" 50, 8	96	7 o.
" 80	41	18 o.	" 52, 10	218	14 u.
" 88, 12. 13	151	21 u.	Ezech. 15	43	19 o.
" 91, 11. 12	152	19 o.	" 17	36	16 u.
" 95	84	23 o.	" 32	41	6 u.
" 103, 10f.	233	4 o.	" 34	101	2 o.
" 126, 5	10	31 o.	" 34, 1—6	96	10 o.
" 128	40	14 u.	" 34, 1—6	84	7 u.
" 130, 4	233	5 o.	Isa. 6, 6	268	3 u.
" 133	290	6 u.	" 10, 1	41	15 o.
Epr. 2, 4; 3, 15	109	7 o.	" 14, 8	41	15 o.
" 16, 2	209	1 u.	Amos 1, 6	221	3 u.
" 19, 17	261	10 u.	" 2, 6	221	3 u.
" 23, 23	243	12 u.	3eph. 3, 17	253	19 u.
" 24, 30—34	108	9 u.	Sach. 8, 3—5	297	3 u.
" 25, 6. 7	45	6 o.	" 8, 4. 5	29	5 u.
" 29, 21	164	6 u.	" 11, 4f.	85	1 o.
" 30, 9	21	10 u.	" 11, 16	92	17 o.
" 31, 15. 20	158	11 u.	Mal. (Reflexion)	62	3 u.
Pred. 7, 14 (Pred. 1, 15)	114	7 u.	Tob. 2, 2	166	7 o.
" 9, 8	19	10 u.	Sirach 24, 23	44	2 o.
" 9, 10	192	9 o.	" 27, 6	56	10 u.
Jes. 1, 23	151	22 u.	" 32, 15. 16	196	14 u.
" 3, 14	263	8 o.	" 50, 25. 26	285	16 u.
" 5, 1—7	41	14 o.	1. Matt. 8, 12. 13	216	17 o.
" 5, 8 u. a.	45	20 o.	1. " 9, 37—41	178	18 u.
" 5, 11	25	12 u.	Matt. 2, 22	219	20 o.
" 7, 23	196	12 u.	" 3, 10	18	6 u.
" 11, 9	45	5 o.	" 3, 12	18	9 u.
" 25, 6. 7	170	4 u.	" 4, 6	152	20 o.
" 27, 2—6	170	11 u.	" 5	242	2 u.
" 29, 13	45	10 u.	" 5, 3	172	17 u.
(vgl. Matth. 15, 8)	64	10 o.	" 5, 3. 6	156	11 o.
Jes. 37, 27	5	2 o.	" 5, 20	222	6 o.
(vgl. Ps. 129, 6)	84	22 u.	" 5, 22	270	4 u.
Jes. 40, 10. 11	125	6 o.	" 5, 23. 24	260	2 u.
" 49, 14—16	171	6 u.	" 5, 25. 26	268	22 o.
" 53	171	6 u.	" 5, 25. 26	231	21 u.
" 56, 7	268	14 u.	" 5, 43	261	4 o.
" 63, 2f.	67	4 u.	" 6, 19	290	23 u.
Ser. 2, 21	41	14 o.	" 7, 22. 23	123	3 o.
" 6, 9	41	15 o.	" 7, 22. 23	187	22 o.
" 7, 18	113	5 u.			
" 7, 25f.	51	15 u.			
" 8, 11	188	6 o.			
" 12, 10	41	15 o.			
" 20, 1	52	17 o.			
" 23, 1—5	84	12 u.			

Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile
Matth. 8, 4	268	14 o.	Matth. 24, 43. 44	202	5 o.
" 9, 13	268	5 u.	" 24, 45—51	196 f.	
" 9, 16	76	14 u.	" 25, 1—13	176 f.	
" 9, 17	74 f.		" 25, 14—30	205 f.	
" 10, 5	174	23 o.	" 25, 34—40	243	20 o.
" 11, 16. 17	296 f.				
" 12, 7	268	4 u.	Marc. 2, 7	140	10 o.
" 12, 43—45 ^a	300 f.		" 2, 22	74 f.	
" 13, 3 ^b —8;			" 2, 27	269	2 o.
19—23	1 f.		" 4, 3—8; 14—20	1 f.	
" 13, 24 ^b —30	15 f.		" 4, 26—29	10 f.	
" 13, 31. 32	33 f.		" 4, 30—32	33 f.	
" 13, 33	112 f.		" 5, 2 f.	301	20 o.
" 13, 44	29 f.		" 5, 13	130	7 u.
" 13, 45. 46	105 f.		" 10, 30	175	1 u.
" 13, 47, 48	97 f.		" 10, 43 u. a.	221	2 o.
" 13, 52	212	2 u.	" 12	252	6 o.
" 14—17	157	4 o.	" 12, 1—9	44 f.	
" 14, 22	169	23 u.	" 12, 29	289	15 u.
" 15, 6—9	270	9 u.	" 13, 32	182	11 u.
" 15, 8	64	10 o.	" 13, 33—36	265	11 u.
(vgl. Jes. 29, 13)			" 16, 9	196 f.	
" 15, 11	269	8 o.		302	23 o.
" 17, 14 f.	301	23 o.			
" 18, 12—14	89 f.		Luc. 1, 3	218	10 o.
" 18, 15	221	14 u.	" 1, 5. 8	283	23 u.
" 18, 15—17	221	22 u.	" 3, 12. 13	274	9 u.
" 18, 17	274	5 o.	" 4, 15—17	269	22 u.
" 18, 23—34	220 f.		" 5	98	17 u.
" 18, 24	209	7 u.	" 5, 37—39	74 f.	
" 19, 8	270	12 u.	" 6, 20	172	17 u.
" 19, 27—29	244	14 o.	" 6, 20. 24	243	1 o.
" 19, 28	220	21 o.	" 6, 20. 21. 24. 25.	156	16 o.
" 20, 1—15	246	5 o.	" 7, 31. 32	296 f.	
" 20, 16	66 f.		" 7, 36 f.	228	7 u.
" 21, 16	195	10 u.	" 7, 41. 42	228	8 u.
" 21, 28—31 ^a	296	11 u.	" 8, 3	199	18 o.
" 21, 31. 32	60 f.		" 8, 5—8; 11 ^b —15	1 f.	
" 21, 33—41	172	5 u.	" 8, 27 f.	301	20 o.
" 22	44 f.		" 10, 30—35	279 f.	
" 22, 1—14	171	18 o.	" 11, 5—8	120 f.	
" 22, 29	188 f.		" 11, 24—26	300 f.	
" 22, 34	289	5 o.	" 11, 38	229	17 o.
" 23	289	2 o.	" 12, 1	224	2 o.
" 23, 6. 7	277	18 o.	" 12, 16—21	24 f.	
" 23, 8	270	22 u.	" 12, 32	37	13 o.
" 23, 23	220	2 u.	" 12, 33	243	14 u.
" 23, 29—32	268	20 o.	" 12, 35—38;		
" 24, 25	272	13 u.	42—48	196 f.	
" 24, 21	52	22 u.	" 12, 37 ^b	198	10 o.
" 24, 28	182	14 u.	" 12, 39. 40	202	5 o.
" 24, 43	53	7 o.	" 12, 48	213	16 u.
	101	7 o.	" 12, 58. 59	231	20 u.
	123	3 o.		261	6 o.

Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile
Luc. 13, 6—9	54 f.		Joh. 10, 1—16	82 f.	
" 13, 18. 19	33 f.		" 12, 24	{ 14	3 o.
" 13, 20. 21	112 f.		" 13, 4	{ 174	12 u.
" 13, 23 f.	186	21 u.	" 13, 13. 14	197	23 u.
" 13, 28	153	19 o.	" 13, 35	221	6 o.
" 13, 29	174	21 u.	" 15, 1—8	221	1 o.
" 14, 1—24	162	13 u.	" 18, 20	39 f.	
" 14, 11	279	11 o.	" 21	6	17 o.
" 14, 16—24	161 f.		" 21, 11	{ 98	17 u.
" 14, 28—30	254 f.		" 21, 11	{ 101	20 o.
" 14, 31—33	257	16 u.		98	6 u.
" 14, 34. 35	259	17 o.	Apgefch. 6, 7	175	3 o.
" 15	252	21 o.	" 7, 52	52	15 u.
" 15, 16	246	17 u.	" 10, 34 f.	174	1 u.
" 15, 4—7	89 f.		" 13, 46	175	12 o.
" 15, 8—10	248 f.		" 14, 16	50	21 u.
" 15, 11—32	125 f.		" 15, 7 f.	174	1 u.
" 16, 1—9	233 f.		" 16, 15	169	18 u.
" 16, 10—12	245	10 u.	" 16, 16	23	22 o.
" 16, 13	{ 241	17 o.	" 17, 5	69	11 o.
" 16, 14	{ 246	14 o.	" 17, 6	118	9 u.
" 16, 15	246	20 o.	" 21, 30	49	23 u.
" 16, 16—18	{ 246	21 u.			
" 16, 18	290	13 o.	Röm. 2, 4—6	58	11 u.
" 16, 19—31	246	14 u.	" 3, 20. 28	243	2 u.
" 17, 7—9	157	3 o.	" 8, 28	125	17 o.
" 17, 17. 18	143 f.		" 11, 12	174	16 o.
" 18, 1	20 f.		" 11, 16—24	59	8 u.
" 18, 2—8	285	2 u.			
" 18, 9—14	263	8 u.	1. Kor. 1, 26—29	242	15 u.
" 19, 8	260 f.		1. " 2, 9	{ 150	1 u.
" 19, 9	271 f.		1. " 4, 1. 2	{ 215	15 o.
" 19, 12—27	241	10 u.	1. " 5, 6—8	203	23 u.
" 19, 27	{ 140	2 o.	1. " 6, 3	116	23 u.
" 20, 9—16	{ 255	13 o.	1. " 9, 16	220	22 o.
" 21	205 f.		2. Kor. 5, 4	213	11 u.
" 21, 24	190	15 o.	2. " 5, 10	202	1 o.
" 22, 30	44 f.		2. " 11, 20	244	17 o.
" 24, 27. 44	252	7 o.		263	16 u.
" 24, 29	53	7 o.	Gal. 2, 16 u. a.	243	2 u.
	246	6 o.	" 5, 1	80	5 o.
	155	19 o.	" 5, 9	116	18 o.
	169	21 u.	Eph. 2, 10	81	14 u.
Joh. 1	295	14 u.	" 2, 12	194	23 u.
" 1, 47	267	8 o.	Phil. 2, 7	171	5 u.
" 2, 25	295	8 u.	" 3, 12	142	21 o.
" 4, 7 f.	263	13 u.	Rol. 4, 1	24	16 o.
" 4, 9	285	15 u.	" 4, 14	242	10 u.
" 4, 12	284	3 u.			
" 4, 36—38	8	14 u.			
" 7, 49	{ 139	16 u.			
" 8, 32	172	22 u.			
	279	5 o.			

Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile
2. Theff. 3, 10	247	4 u.	Hebr. 2, 11	118	22 u.
1. Tim. 3, 1	204	20 o.	" 6, 4. 6	260	4 o.
2. Tim. 2, 2	214	7 o.	" 6, 10	166	19 o.
2. " 2, 19	19	19 u.	" 9, 27	150	12 u.
2. " 4, 10	{ 172	13 o.	" 11, 10	220	12 u.
	{ 240	14 o.	" 13, 20. 21	89	12 o.
Tit. 1, 7	203	20 u.	Jak. 1, 5. 6	266	1 u.
1. Petr. 2, 5—9	213	3 u.	" 1, 21	10	22 o.
1. " 4, 7	202	8 u.	" 2, 1—9	242	19 u.
1. " 4, 10	203	16 u.	" 2, 13	243	14 u.
1. " 4, 10. 11	214	1 o.	" 3, 2	142	17 o.
			" 4, 4	172	13 o.
2. Petr. 3, 4. 8	184	19 o.	" 5, 1—6	145	17 u.
2. " 3, 9	265	20 o.	" 5, 7	14	3 u.
1. Joh. 1, 8	142	17 o.	Offenb. Joh. 3, 4. 5	195	8 o.
1. " 3, 2	150	4 u.	" " 5, 11	224	3 o.
Hebr. 1, 1. 2	51	6 o.	" " 7, 13—15	195	8 o.
			" " 19, 7	183	15 o.
			" " 19, 7. 8	195	8 o.
			" " 20, 4—6	18	13 u.
			" " 21, 2	183	15 o.

Verzeichnis

der im Texte benutzten, dort aber nicht nachgewiesenen Schriftstellen

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
2	4 v.	1. Mos. 4, 2	29	27 v.	Apgsch. 20, 35
	22 v.	Luf. 9, 62	33	7 v.	Matth. 7, 21
	19 u.	Philipp. 3, 13. 14		8 v.	" 10, 37 (16, 24)
4	10 v.	Matth. 12, 1. 2.	34	4 v.	Ser. 5, 24
		Luf. 6, 1. 2; Mark. 2,			5. Mos. 11, 14
		23. 24		7 v.	" 25, 4
	23 v.	Matth. 6, 26		9 v.	Psalm 65, 10—14
		Luf. 12, 24		10 v.	" 126, 5. 6
6	5 v.	Jes. 6, 10 (Ser. 5, 21)		22 v.	Matth. 23, 23
	11 v.	Matth. 13, 12		2 u.	" 23, 24
		(Matth. 25, 29)	35	5 v.	" 17, 20
		Mark. 4, 25		9 u.	4. Mos. 13, 24
		Luf. 8, 18	36	8 v.	Jonas 4, 6. 10
	19 v.	Matth. 13, 10		4 u.	Matth. 6, 26
		Luf. 12, 41	37	5 v.	Dan. 5
7	12 v.	Apgsch. 20, 35	38	5 v.	Matth. 7, 16 f.
8	3 u.	2. Kor. 12, 9	40	9 v.	4. Mos. 13, 24
9	10 v.	Matth. 9, 38	41	4 u.	Ezech. 15, 6
	23 v.	5. Mos. 8, 7 f.	42	11 v.	Joh. 2, 1 f.
		5. Mos. 11, 10 f.		16 v.	Matth. 11, 19
	17 u.	Matth. 17, 17 u. a.			Luf. 7, 34
	6 u.	2. Mos. 16, 29	43	14 v.	Matth. 13, 30
11	1 v.	Matth. 10, 1 f.		15 v.	" 3, 12
		Mark. 3, 14 f.			Luf. 3, 17
		Luf. 9, 1 f.	47	1 v.	Ser. 31, 29. 30
	5 v.	Luf. 5, 11			Ezech. 18, 2. 3
	13 v.	Matth. 4, 18 f.	48	1 v.	Ser. 48, 33; 25, 30
		Mark. 1, 16 f.		15 u.	1. Chron. 20, 3. 4
		Luf. 5, 1 f.	49	22 u.	1. Mos. 37, 18 f.
	20 v.	Matth. 16, 17	51	18 v.	Jes. 8, 20
	19 u.	" 4, 13		19 v.	Ser. 25, 5
		Luf. 4, 31			Ezech. 18, 32 u. a.
14	5 u.	1. Kor. 12, 6 f.	52	20 u.	Matth. 23, 37
19	3 v.	Matth. 5, 14			Luf. 13, 34
	15 v.	Luf. 7, 16		9 u.	Matth. 27, 25
	17 v.	" 23, 21	53	20 v.	Tit. 2, 14
	19 u.	Ruth 2, 4		5 u.	Matth. 26, 64
24	23 u.	Luf. 12, 1—15			Mark. 14, 62
25	20 u.	4. Mos. 26, 52 f.			Luf. 22, 70
26	19 v.	Apgsch. 27, 6 f.	54	17 v.	1. Kön. 4, 25
27	11 v.	Matth. 6, 19			Mich. 4, 4
		Luf. 12, 33	55	13 v.	Mark. 11, 12—14

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
56	21 o.	Matth. 3, 10	72	22 o.	Matth. 8, 11, 12
	6 u.	Luf. 3, 9			Luf. 13, 29, 30
57	5 o.	Matth. 7, 16		8 u.	Matth. 9, 37, 38
	21 u.	5. Mos. 28, 23	73	9 u.	Ep̄. 1, 21; 1. Tim. 4, 8;
		Matth. 3, 10			Hebr. 2, 5; 6, 5
		Luf. 3, 9	74	12 u.	1. Mos. 9, 20f.
	18 u.	Matth. 3, 12		11 u.	Psalm 104, 15
	4 u.	1. Tim. 2, 5		3 u.	Eph. 20, 1; 21, 17; 23,
	3 u.	1. Mos. 18, 23f.			30, 31; 31, 4
	2 u.	2. Mos. 32, 11f.	75	20 o.	1. Mos. 21, 14f.
58	4 o.	Luf. 23, 34	76	14 u.	Matth. 9, 16
		Joel 2, 13			Matth. 2, 21
		Jonas 3, 9			Luf. 5, 36
	10 u.	Matth. 21, 9	77	14 u.	Matth. 9, 9f.
	8 u.	" 21, 17f.			Luf. 5, 27
59	7 o.	Mark. 11, 12—14		5 u.	Matth. 9, 13
		Matth. 24, 21f.			Luf. 5, 31, 32
		Mark. 13, 19f.	78	3 o.	Matth. 9, 14
	11 o.	Matth. 24, 32f.			Luf. 5, 33
		Mark. 13, 28f.		13 o.	" 18, 12
		Luf. 21, 29f.		23 u.	Matth. 9, 15
60	8 u.	Matth. 11, 19			Luf. 5, 34
		Luf. 7, 34	79	8 o.	" 18, 12
61	19 u.	" 14, 18		23 o.	Matth. 11, 11
62	20 u.	Matth. 21, 23f.			Luf. 7, 28
63	15 o.	" 21, 31b. 32		17 u.	Ap̄ḡsch. 21, 20
	20 u.	" 3, 1f.	80	14 o.	Gal. 3, 24
	9 u.	" 23, 29		1 u.	" 5, 1
		Luf. 11, 47	81	19 u.	2. Kor. 5, 17
	5 u.	Matth. 14, 1f.		6 u.	2. Kön. 2, 13
		Mark. 6, 17f.	83	16 u.	Jes. 11, 6, 7
		Luf. 3, 19f.		7 u.	1. Mos. 4, 2, 20
64	22 u.	Matth. 7, 21	84	14 o.	1. Sam. 17, 34f.
65	19 u.	2. Kor. 7, 10	85	10 o.	Matth. 9, 36
66	5 o.	3. Mos. 23, 33f.			Mark. 6, 34
		5. " 16, 13f.		14 o.	Matth. 10, 6; 15, 24
	15 o.	Neh. 8, 14f.	87	18 u.	Ezech. 34, 2
	18 o.	3. Mos. 23, 43		15 u.	Ap̄ḡsch. 5, 36
	18 u.	3. " 23, 27	88	1 o.	Joh. 17, 6, 9
67	2 o.	3. " 19, 13		5 o.	" 18, 37
	10 u.	Ser. 25, 30; 48, 33		14 o.	" 10, 28, 29
	9 u.	Offenb. Joh. 14, 19, 20		20 u.	Matth. 26, 31
		" 19, 15			Mark. 14, 27
69	15 u.	3. Mos. 19, 13			Ezech. 13, 7
70	20 u.	Matth. 26, 50		18 u.	Joh. 18, 8
71	20 o.	" 19, 22		10 u.	" 21, 15f.
	21 o.	" 19, 13f.		9 u.	1. Petr. 5, 1—3
	23 o.	" 19, 24—30		6 u.	1. " 2, 25
		Mark. 10, 25—31			(Ap̄ḡsch. 20, 28)
		Luf. 18, 25—30	89	24 u.	Hiob 1, 3
72	6 o.	1. Thess. 1, 9, 10		15 u.	1. Sam. 25, 2
		1. " 4, 15—17		13 u.	2. " 17, 27f.
		1. Kor. 15, 51, 52	90	2 o.	Psalm 65, 13
	11 o.	1. " 15, 9, 10			Jes. 32, 15

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
90	2 o.	Joel 2, 22	102	13 u.	Klagel. 1, 13
	19 o.	2. Sam. 12, 3			Hoſea 7, 12
	23 u.	Jeſ. 40, 11		12 u.	Richt. 2, 3
	7 u.	Ezech. 34, 4f.		11 u.	Psalm 31, 5; 35, 7. 8;
91	17 o.	Jeſ. 40, 11			57, 7
92	12 u.	Matth. 18, 10		10 u.	Ezech. 12, 13
	11 u.	18, 11		9 u.	32, 3
93	10 o.	Luf. 15, 2		3 u.	Matth. 4, 19
	17 o.	Matth. 21, 31. 32			Mark. 1, 17
	23 o.	Luf. 7, 39		1 u.	Joh. 21, 1f.
	16 u.	Mark. 2, 14f.	105	11 o.	Mark. 14, 3
	15 u.	Luf. 19, 2f.			Joh. 12, 3
	12 u.	Gal. 2, 12		13 o.	Luf. 16, 19
	4 u.	Matth. 11, 19		17 o.	2. Moſ. 28, 9; 39, 6
94	3 o.	Mark. 2, 16	106	14 u.	Eſr. 8, 11
	6 o.	Matth. 9, 12			Weish. Sal. 7, 9
		Mark. 2, 17	107	11 u.	1. Moſ. 37, 25
		Luf. 5, 31		10 u.	Luf. 10, 33
	20 o.	Matth. 12, 11	108	21 o.	Eſr. 20, 14
		Luf. 14, 5	109	1 o.	Matth. 6, 20
95	18 o.	Matth. 15, 24; (10, 6)			Luf. 12, 33
	20 o.	Luf. 19, 9		2 o.	Matth. 7, 6 (Eſr. 23, 9)
	22 o.	Jeſ. 53, 6 u. a.		10 o.	Luf. 10, 42
	2 u.	Matth. 25, 32. 33		12 o.	Philipp. 3, 8
98	5 o.	7, 9. 10		16 u.	Eſr. 2, 2. 4 u. a.
		Luf. 11, 11. 12		15 u.	1. Kor. 1, 22
	8 o.	Joh. 21, 5		8 u.	Joh. 3, 1. 2
	10 o.	21, 10		6 u.	1, 45f.
	16 o.	Matth. 4, 21		5 u.	Apſich. 10, 1f.
	22 o.	17, 27		3 u.	22, 3
	12 u.	3. Moſ. 11, 9. 10	110	5 o.	Hiob 28
		5. „ 14, 9. 10		5 u.	Matth. 19, 22
	7 u.	Luf. 5, 9		3 u.	Mark. 12, 42
	2 u.	Matth. 19, 27 c. par.			Luf. 21, 2
100	8 o.	Luf. 5, 5. 6	113	19 u.	1. Moſ. 18, 6
		Joh. 21, 3f.		16 u.	2. Sam. 13, 8
	14 o.	Luf. 5, 7	114	1 o.	1. Moſ. 18, 6
	17 u.	3. Moſ. 11, 9. 10		4 o.	1. „ 19, 3
		5. „ 14, 9. 10		5 o.	2. „ 12, 15; 13, 7 u. a.
101	13 o.	Matth. 13, 57		16 o.	Matth. 23, 24
		Luf. 4, 24		20 o.	Luf. 10, 40
		Joh. 4, 44		22 u.	Richt. 6, 19
	15 o.	Matth. 9, 1; 4, 13		21 u.	1. Sam. 1, 24
	18 o.	4, 18. 21 u. a.		19 u.	2. Moſ. 16, 16
	23 u.	Mark. 5, 1	116	8 o.	2. „ 12, 15
		Luf. 8, 26			2. „ 13, 7 u. a.
	22 u.	Matth. 13, 2		3. „ 2, 11 u. a.	
		Luf. 5, 3		12 o.	Hoſea 7, 4
	4 u.	2. Kön. 21, 13		15 o.	Matth. 16, 6
		Jeſ. 34, 11			Mark. 8, 15
102	4 o.	Luf. 5, 3		17 u.	3. Moſ. 11; 5. Moſ. 14
	16 o.	Matth. 13, 49		16 u.	3. „ 23, 17
	23 u.	13, 30		13 u.	3. „ 7, 16; 22, 29, 30
	14 u.	Hiob 18, 8	117	9 o.	2. „ 16, 15 u. a.

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
117	20 o.	Matth. 5, 13	145	11 o.	Dan. 5, 7, 16, 29
	8 u.	1. Mos. 18, 20		13 o.	Gen. 44, 18
		Jona 4, 6, 10	146	19 o.	Psaln 31; 42; 62; 71;
119	3 o.	Röm. 7, 1		73 u. a.	
	11 o.	2. Kor. 3, 6		21 o.	Lut. 19, 9
	11 u.	2. Mos. 11, 5 (Jes. 47, 2)		23 u.	Joh. 11, 1 u. a.
120	7 o.	Joh. 4, 37		16 u.	" 1, 42
	18 o.	Jes. 11, 9 (Habak. 2, 14)		15 u.	Mark. 3, 17
121	18 u.	Joh. 3, 1, 2	147	4 o.	3. Mos. 13, 46
123	18 u.	Apgsch. 12, 16		4. "	5, 2 (2. Kön.
124	3 o.	Matth. 5, 41		7, 3)	
		Joh. 12, 25		12 u.	Joh. 9, 1, 8
	12 o.	Lut. 11, 9			Apgsch. 3, 2
	16 o.	Matth. 25, 11		8 u.	Matth. 15, 27
	23 o.	Lut. 18, 2 f.	148	11 o.	1. Kön. 22, 38
	18 u.	Matth. 7, 9 f.		12 o.	2. " 9, 33 f.
		Lut. 11, 11 f.		2 u.	1. Mos. 3, 19
125	12 o.	Matth. 6, 8			Hiob 10, 9
126	21 o.	5. Mos. 21, 18—21			Pred. 12, 7
		(2. Mos. 21, 15, 17)	149	9 o.	Matth. 27, 7, 8
	6 u.	3. Mos. 19, 13			(Apgsch. 1, 19)
127	12 o.	5. " 21, 17		11 o.	4. Mos. 5, 2; 19, 16
129	19 u.	Epr. 24, 34		21 o.	Mark. 14, 8
	7 u.	1. Mos. 42 f.			Joh. 19, 39, 40
	5 u.	1. " 46		23 o.	Jer. 9, 17
	4 u.	1. " 12, 10		17 u.	Epr. 22, 2 (29, 13)
	2 u.	1. Kön. 17; 18, 2	150	17 u.	Hiob 3, 18 (7, 2)
130	13 o.	3. Mos. 19, 13		15 u.	Jes. 14, 12
132	6 u.	Epr. 6, 9, 10	151	12 u.	Weish. Sal. 3, 13 f.
133	3 o.	1. Mos. 32, 10		1 u.	2. Kön. 23, 10
134	1 o.	1. " 33, 4	152	7 o.	Psaln 34, 8; 91, 11
	2 o.	1. " 46, 29			(Matth. 4, 6; Lut. 4, 10)
135	21 u.	Richt. 21, 21		20 u.	Matth. 8, 11
		1. Sam. 18, 6, 7			Lut. 13, 28, 29
		Baruch 6, 8		14 u.	Lut. 7, 37, 38
		Matth. 14, 6; Mark. 6, 22		11 u.	Joh. 13, 23 (21, 20)
	19 u.	1. Sam. 21, 11	153	5 o.	Eph. 4, 9
139	4 o.	Lut. 15, 1, 2			1. Petr. 3, 19
	10 o.	Matth. 15, 24	154	11 u.	1. Sam. 28, 8, 11 f.
	18 o.	Josua 1, 8			Mark. 9, 4
		Psaln 1, 2 u. a.			Lut. 9, 30, 31
	21 o.	Röm. 2, 14	156	2 o.	Jak. 2, 1 f.
	23 o.	5. Mos. 27, 26		21 o.	2. Kor. 6, 10
	16 u.	3. " 7, 21 u. a.		22 u.	Matth. 19, 24
140	4 o.	Lut. 15, 7			Mark. 10, 25
	22 o.	" 15, 10			Lut. 18, 25
	5 u.	Matth. 18, 11		20 u.	Matth. 19, 22, 23
		Lut. 19, 10			Lut. 12, 19, 20
141	23 o.	Matth. 26, 69 f.		14 u.	" 16, 9
		Lut. 22, 55 f.	157	13 o.	5. Mos. 4
	23 u.	Apgsch. 9, 1 f.		14 o.	2. " 34, 10 f.
142	6 o.	1. Mos. 4, 13		5. "	7, 9 f. u. a.
143	17 o.	Röm. 6, 1, 15		15 o.	5. " 27, 15—26 u. a.
144	1 o.	2. Sam. 12, 1 f.		5. "	11; 30

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
157	17 o.	3. Mos. 20, 11	172	9 o.	Matth. 3, 8; Luk. 3, 8
		5. " 30, 15. 19		10 o.	" 16, 24
		5. " 13, 1 f.			Mark. 8, 34; Luk. 9, 23
	18 o.	2. " 20, 5; 34, 7		12 o.	Luk. 12, 15. 19
	19 o.	5. " 7, 4; 30, 17. 18		21 u.	Joh. 7, 48
	22 u.	Psalm 1; 33; 34; 119	173	3 o.	Luk. 7, 37 f.
		u. a.			Joh. 8, 3 f.
	20 u.	Psalm 73		4 o.	Luk. 15, 10
	18 u.	" 11, 5		10 o.	" 7, 36 f.
	2 u.	Luk. 13, 1—5	174	17 o.	Jes. 41, 5; 42, 4
158	2 o.	Joh. 9, 1—3		18 o.	Matth. 15, 24
	13 o.	" 9, 34		16 u.	Joh. 12, 20 f.
	15 o.	1. Kor. 6, 9; Gal. 5, 21	175	22 u.	Jes. 55, 1 (Sach. 13;
	20 o.	Luk. 12, 16 f.			Joh. 7, 37)
	17 u.	Röm. 8, 17. 18.		11 u.	Matth. 16, 24. 25
159	13 o.	Matth. 22, 13; 25, 30;			(19, 29)
		5, 22; 18, 9			Mark. 8, 34. 35 (10, 29)
	14 o.	Matth. 10, 15; 11, 24			Luk. 9, 23. 24
		Joh. 5, 29; 11, 24	176	14 o.	Jer. 3, 8. 9; 5, 7
	15 o.	1. Kor. 13, 9. 12.		15 o.	Joh. 3, 29
	20 o.	Röm. 8, 17. 18		16 o.	" 2, 1 f.
	16 u.	1. Mos. 3, 19a		13 u.	Matth. 19, 3 f.
	11 u.	Matth. 6, 33			Mark. 10, 2 f.
161	14 o.	3. Mos. 23, 27 f.	177	4 o.	3. Mos. 18, 1 f.
	17 u.	Luk. 7, 33. 34.		10 o.	1. " 24
	9 u.	Matth. 9, 10. 11		14 o.	1. " 29, 18 f.
		Mark. 2, 14 f.	182	9 o.	Matth. 24, 1 f.
		Luk. 5, 29. 30		6 u.	Luk. 19, 43 f.
	8 u.	Luk. 7, 36	183	9 o.	Joh. 3, 29
	7 u.	Matth. 11, 18. 19	184	7 o.	Apgek. 1, 6
	2 u.	2. Sam. 9, 7		12 o.	2. Thess. 3, 10
		Matth. 15, 2	185	6 o.	Luk. 6, 48
162	2 o.	1. Mos. 25, 29. 34		12 o.	Epr. 1, 7 u. a.
	3 o.	Luk. 11, 11 u. a.		19 o.	Psalm 14, 1; 53, 2
	8 o.	Joh. 2, 1 f.		21 u.	1. Thess. 5, 2. 4
	14 o.	Matth. 26, 20 u. a.			2. Petr. 3, 10
163	15 o.	Neh. 8, 10	186	15 o.	Offenb. Joh. 20, 4—7
	9 u.	Luk. 20, 20 (Mark. 3, 2)		20 o.	Matth. 7, 7
164	5 o.	Joh. 7, 23			Luk. 11, 9
	7 o.	Luk. 13, 14	187	12 u.	Matth. 7, 7
	11 o.	Joh. 9, 6			Luk. 11, 9
	12 o.	Matth. 9, 6	188	10 u.	1. Kön. 1, 13
166	15 o.	Epr. 19, 17	189	13 u.	3. Mos. 1, 8
	22 u.	Matth. 16, 27			3. " 1; 3 u. a.
	21 u.	" 6, 2 f.		11 u.	5. " 16, 10 f.
169	6 u.	1. Petr. 2, 23			Neh. 8, 10
	5 u.	Matth. 26, 52	191	19 o.	Esther 4, 11
		Joh. 18, 11	192	14 o.	Matth. 26, 50
170	2 o.	3. Mos. 13, 46	193	3 o.	Mark. 9, 43. 44. 46. 48
		4. " 5, 2		6 u.	Matth. 13, 39
	19 u.	Offenb. Joh. 19, 7	195	13 o.	Röm. 5, 9; Offenb. Joh.
	13 u.	" 21, 1 f.			1, 5
171	1 o.	Matth. 12, 32; 13, 22		14 o.	Tit. 3, 5
		Mark. 4, 19; 10, 30		23 o.	Ezech. 23 u. a.

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
195	22 u.	Joh. 3, 29	223	12 o.	Luf. 16, 1
	16 u.	Johel. 1. 2. 3 f.	224	2 o.	„ 12, 1
197	23 u.	Joh. 13, 4		3 o.	Offenb. Joh. 5, 11
198	13 u.	Luf. 12, 39—41	225	1 o.	Matth. 6, 34
199	13 u.	1. Moſ. 41, 40 f.	227	4 u.	Apgſch. 16, 22—24
201	1 o.	Matth. 26, 41			(Pſalm 105, 18; Hiob
		Marf. 14, 38; Luf. 22,			13, 27)
		40. 46	228	20 o.	Joh. 8, 46
	18 o.	Joh. 16, 13 f.		7 u.	Luf. 7, 36 f.
	20 o.	Matth. 25, 31 f.	229	4 o.	Joh. 12, 3 (Matth. 26, 7)
	12 u.	Marf. 13, 32 (Matth. 24,		8 o.	Joh. 13, 1 f.
		36; Apgſch. 1, 7)	230	18 u.	2. Sam. 12, 7
	9 u.	Matth. 24, 42; 25, 13		2 u.	Marf. 2, 17 u. a.
	7 u.	Joh. 21, 22	231	6 o.	Joh. 5, 30
	6 u.	Matth. 24, 34		23 o.	Matth. 13, 1 f.
	2 u.	1. Theſſ. 5, 2. 6			Marf. 9, 35
202	10 u.	1. Petr. 4, 8			Luf. 9, 46 f.
203	1 o.	Jeſ. 21, 12 (Pſalm 27,	232	22 o.	„ 23, 40 f.
		14; 31, 25 u. a.)		17 u.	2. Kor. 5, 19
	17 o.	Luf. 12, 41	234	14 o.	1. Moſ. 15, 2. 3; 24, 2 f.
	5 u.	2. Kor. 1, 24		17 o.	1. Moſ. 39, 1 f.
	2 u.	1. Petr. 4, 10	237	11 o.	Joh. 9, 1—8
204	22 o.	1. Kor. 4, 2			Apgſch. 3, 2
205	1 u.	Jeſ. 40, 3; Matth. 3, 3		14 o.	4. Moſ. 5, 2
		Marf. 1, 3; Luf. 3, 4	240	3 o.	Matth. 12, 32
		Joh. 1, 23			Luf. 12, 56; 1. Tim. 4, 8
206	4 o.	Matth. 5, 16			Eph. 1, 21; Hebr. 2, 5;
	8 o.	Luf. 14, 23			6, 5
	9 o.	Matth. 20, 16; 22, 14	20 o.		Matth. 7, 24. 25
207	4 o.	2. Moſ. 30, 13			Luf. 6, 48
		2. Sam. 14, 26	22 o.		Matth. 10, 16
	19 o.	Job. 1, 17	18 u.		2. Kor. 11, 14
	17 u.	Matth. 21, 12	241	17 o.	Matth. 6, 24
		Marf. 11, 15			Luf. 16, 13
	9 u.	Matth. 25, 27 u. v. a.	8 u.		Joh. 12, 6
210	9 o.	1. Moſ. 3, 12	7 u.		Matth. 19, 22
211	10 u.	Matth. 24, 1 f.	1 u.		„ 19, 24; Luf. 18, 25
212	20 u.	Joh. 1, 17	3 u.		„ 5, 3
213	12 o.	Joh. 12, 6	242		
214	17 u.	Matth. 9, 37. 38	244	10 o.	Luf. 17, 10
		Luf. 10, 2	245	2 o.	Matth. 22, 35—40
		Joh. 4, 35			Marf. 12, 28—31
218	3 u.	Luf. 19	14 o.		Joh. 4, 34
219	3 o.	Luf. 19, 10	15 o.		Hebr. 12, 2
221	8 o.	Pſalm 133, 1	19 u.		Matth. 5, 48
	13 o.	Matth. 18, 1 f.	246	10 o.	„ 6, 24
	18 u.	„ 18, 21	18 u.		Luf. 15, 1. 2
	8 u.	2. Moſ. 21, 23—25 u. a.	247	5 o.	Matth. 25, 31 f.
222	6 o.	Matth. 5, 20			Joh. 16, 8. 11; 5, 27. 29
	12 o.	„ 18, 22	6 o.		Apgſch. 24, 25
	10 u.	„ 22, 21			2. Petr. 2, 9
		Marf. 12, 17; Luf. 20, 25			Hebr. 10, 27. 30
	9 u.	1. Röm. 4, 7 u. a.			Jaf. 2, 13
223	1 o.	Luf. 2, 1; Apgſch. 5, 37	249	17 u.	Matth. 20, 6. 9
			8 o.		„ 26, 15

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
249	12 o.	Matth. 22, 19	267	12 o.	Matth. 15, 24
250	23 u.	Luf. 11, 25	5 u.	3. Moj. 27, 26—33	
251	1 o.	Mark. 4, 21		4. „ 18, 8—24; 35,	
		Luf. 11, 33		1—8	
	21 o.	Mark. 15, 40, 41	268	8 o.	Luf. 2, 21—24, 42
		Luf. 8, 1—3	18 u.	Matth. 23, 37, 38; 24, 1 f.	
254	3 o.	Jes. 42, 3, 4		Mark. 13, 1 f.	
	22 u.	Luf. 7, 16		Luf. 21, 5 f.	
	18 u.	Matth. 8, 22	1 u.	Matth. 12, 10, 13 f.	
	17 u.	„ 8, 19		Luf. 13, 10, 11 f.; 14, 3 f.	
	13 u.	„ 5, 1 (Luf. 6, 17 f.)		Joh. 7, 23	
	5 u.	Mark. 2, 18 u. a.	269	1 o.	Matth. 12, 1 f.
255	6 o.	Luf. 14, 25—27		Mark. 2, 23 f.	
	23 u.	Matth. 7, 9; Luf. 11, 11		Luf. 6, 1 f.	
	13 u.	2. Chron. 8, 6	21 o.	Matth. 4, 23 u. a.	
		1. Kön. 9, 19		Mark. 1, 21, 39 u. a.	
		Hohel. 7, 4		Luf. 4, 15 u. a.	
	12 u.	2. Sam. 18, 18	270	14 o.	Matth. 22, 23
257	20 u.	Luf. 14, 31 f.		Apgefch. 23, 8	
258	12 u.	„ 14, 33	21 u.	Luf. 6, 7; 11, 54 u. a.	
259	5 o.	Matth. 10, 23; 23, 34;	21 o.	Mark. 12, 42	
		24, 9; Luf. 21, 16, 17		Luf. 2, 36, 37; 21, 2	
		Joh. 15, 20	1 u.	1. Moj. 14, 22	
	12 o.	„ 3, 1 f.		Psalm 121, 2	
	18 u.	Psalm 127, 1	272	17 o.	Matth. 19, 20
260	1 o.	Luf. 14, 34	22 u.	3. Moj. 27, 30 u. a.	
	10 o.	Offenb. Joh. 5, 9	273	19 o.	Matth. 9, 9, 10
		1. Kor. 6, 20; 7, 23		Mark. 2, 14, 15; Luf. 7, 29	
	15 u.	2. Moj. 21, 24 u. a.		Luf. 19, 2	
	5 u.	1. Sam. 12, 3	22 o.	„ 2, 1; Apgefch. 5, 37	
261	1 o.	Luf. 12, 13	21 u.	„ 19, 9	
262	6 o.	1. Moj. 16, 2; 30, 1 f. 23	17 u.	Matth. 22, 15 f.	
		1. Sam. 1, 11; Jes. 54, 4	3 o.	„ 21, 31	
	8 o.	Joh. 29, 13; 31, 16		Luf. 19, 8	
		Epr. 15, 25; Jer. 49, 11	14 o.	„ 10, 33 f. (17, 15, 16)	
	12 o.	5. Moj. 10, 18; 24, 17	15 o.	Matth. 12, 21; 21, 43	
	16 o.	5. „ 27, 19		Luf. 15	
264	12 u.	Matth. 7, 11	17 o.	Matth. 18, 11; Luf. 19, 10	
		Luf. 11, 13	18 o.	„ 9, 10	
	3 u.	Matth. 10, 16	22 u.	Mark. 2, 16	
		Luf. 10, 3	21 u.	Matth. 9, 9; Luf. 5, 27;	
265	2 o.	Psalm 5; 7; 10; 11 u. a.		19, 5	
	3 o.	1. Moj. 18, 25	17 u.	Luf. 5, 31	
	4 o.	Joh. 19, 25	275	8 u.	1. Moj. 37, 34; Jos. 7, 6
	6 o.	Psalm 13; 42, 10; 77,		Nicht. 11, 35; Esra 9, 3	
		8—10; 88, 15 u. a.		u. a.	
		Jes. 49, 14; Habak. 1, 2	5 u.	3. Moj. 4 u. a.	
		u. a.	276	8 o.	Luf. 19, 8
	9 u.	Matth. 24, 34	10 u.	1. Moj. 4, 4, 5	
266	4 o.	„ 10, 22; 24, 13	8 u.	Psalm 1 u. v. a.	
		Mark. 13, 13	2 o.	1. Petr. 5, 5; Jak. 4, 6	
	21 o.	Matth. 7, 7; Luf. 11, 10	12 o.	Matth. 5, 20	
	22 o.	7, 9, 10	22 u.	„ 12, 20 (Jes.	
		Luf. 11, 11, 12		42, 3)	

Seite	Zeile	Schriftstelle	Seite	Zeile	Schriftstelle
279	18 v.	2. Mos. 13, 5 u. a.	296	5 u.	Matth. 18, 10
		(2. Mos. 3, 8)	298	16 v.	4. Mos. 19, 11 f. u. v. a.
280	18 u.	Jes. 30, 29 (Psalm 68, 26)		18 v.	Jer. 9, 17
	15 u.	Matth. 3, 2		20 v.	Luf. 7, 12
	11 u.	Joh. 4, 4		21 v.	Matth. 9, 23. 24
281	2 v.	Matth. 27, 38 c. par.		9 u.	" 11, 2 f.
283	21 v.	1. Chron. 25 u. a.		2 u.	" 11, 18
	9 u.	4. Mos. 19, 11 f. u. a.	299	10 v.	" 3, 8—10
284	4 v.	4. " 8; Ebra 6, 18 u. a.			Luf. 3, 8. 9
	23 u.	Ebra 50, 27. 28		19 v.	Matth. 5, 3 f.
		Joh. 4, 9; 8, 48		21 v.	Joh. 2, 1 f.
	11 u.	2. Kön. 17, 27 f. u. a.			Luf. 19, 5
285	2 v.	Ebra 4, 2. 3 (Neh. 2, 20)	300	13 v.	2. Mos. 22, 1
	7 v.	Joh. 4, 20			3. " 19, 26. 31
	15 v.	" 4, 5		16 v.	1. " 21, 17 u. v. a.
	13 u.	Luf. 9, 52 f.			1. Sam. 16, 14 f.
	8 u.	" 17, 12 f.		17 v.	Hiob 1 f.
287	16 v.	Jer. 41, 17		20 u.	Matth. 8, 28 f.
	21 v.	1. Mos. 42, 27			Mark. 5, 2 f.
	23 u.	Jos. 2, 1		13 u.	" 1, 24. 34
	19 u.	Luf. 2, 7		6 u.	Matth. 12, 24 c. par.
288	16 u.	Joh. 7, 46		4 u.	Luf. 22, 3
	12 u.	Matth. 22, 23 f.		3 u.	Apgef. 5, 3
289	12 v.	Matth. 22, 35 f.	301	1 v.	Matth. 9, 2 c. par.
		Mark. 12, 28 f.		2 v.	Joh. 8, 11
290	1 u.	5. Mos. 16, 11. 12; 26, 12		3 v.	Mark. 5, 15
291	15 v.	Matth. 19, 20			Luf. 8, 35. 36
	17 v.	" 5, 46		9 v.	Matth. 9, 32
292	23 u.	" 5, 45			Mark. 5, 2 f. u. a.
293	1 v.	1. Mos. 1, 26. 27		8 u.	Matth. 12, 24 c. par.
	6 v.	Jaf. 2, 13	302	1 u.	Luf. 13, 11
296	8 v.	Mark. 10, 13—16 c. par.	303	19 v.	1. Kor. 10, 12
	15 v.	Matth. 18, 1 f.		10 u.	Matth. 7, 24—27

Kinderpredigten

Von

C. C. van Boetsveld

Aus dem Holländischen übersezt

von

Dr. W. Kohlschmidt

Pfarrer in Mönchenholzhausen bei Weimar

Band I

Behn Kinderpredigten über alttestamentliche Texte

7 Bogen. gr. 8°. geb. 1.50 Mk. geb. 2.— Mk.

Inhalt: 1. Cain (Die Sünde ruhet vor der Thür); 2. Samsaels Todesgefahr; 3. Moysis Rettung (gehalten bei einer Mäthernepidemie, die 30 Kinder einer kleinen Stadt dahinraffte); 4. Das vierte Gebot; 5. Engedi; 6. Mephiboseth; 7. Abdonia; 8. Ein siebenjähriger König (Joas); 9. Der Tod des Kindes der Sunamitin (gehalten aus Anlaß eines Unglücksfalles eines Kindes); 10. Abschiedsrede über: Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht. Prediger 12, 1. (Ein Meisterstück!)

„Es ist wunderbar, wie ergreifend der Verf. dem kindlichen Verständnis die einzelnen Geschichten nahezubringen und vor die Seele zu malen weiß und wir begreifen es wohl, daß, wie der Verf. im Vorwort versichert, Erwachsene ihm nachher versichert haben, sie hätten mehr davon gehabt als von einem gewöhnlichen Gottesdienste.“

Neue Preuß. Kreuzzeitung 1895. 20. Nov.

Der Verf. erzählt und erklärt, führt in die jedesmalige Lage mit einer Anschaulichkeit, die Kenntnisse, Phantasie und Gemüt in gleichem Maß verrät. Die Anwendung ist überaus schlicht, passend, ergreifend. Ein herrliches Buch!

Herrnhut 1895. Nr. 46.

Der Krankenfreund

Ein biblisches Hausbuch

Nach dem Holländischen des C. E. van Koetsveld

frei bearbeitet

von

Pfarrer Ernst Müller

18 Bogen. gr. 8°. geh. 3.— Mk.; geb. 4.— Mk.

Der Verfasser hat diejenigen Erzählungen, Gleichnisse, Lehrworte der heiligen Schrift, die für den Kranken besondere Bedeutung haben, sei es tröstend oder ermahnend, zusammengestellt und seelsorgerlich erklärt. Damit hat er ein Hausbuch geschaffen, das dem Kranken in den verschiedensten Lagen und Wechselfällen ein rechter Freund sein kann.

Das Buch zerfällt in fünf Teile. Nach der Einleitung, die ein „Wort zum kranken Leser“, ein „Wort zum gesunden Leser“ redet und von der „Bibel“ spricht, bringt der erste Teil 68 Betrachtungen — eine jede mit besonderer Ueberschrift und einem biblischen Motto — über biblische Geschichten, denen im zweiten Teil Worte der Bibel selbst folgen. Der dritte Teil berücksichtigt besondere Zeiten und Gelegenheiten, z. B. die christlichen Feste, Morgen, Mittag, Abend, Sommer, Winter, Genesung, Rückfall u. Der vierte Teil bietet „Allerlei Zuspruch“, der letzte elf Gebete und eine passende Liederauswahl. Es ist ein Buch, in dem die ganze Trostfülle der Bibel zum Ausdruck kommt.

Das Wort vom Glauben

Predigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres

von

Hg. Rietschel

D. und ordentl. Prof. der Theologie, erstem Universitätsprediger und Direktor
des Predigerkollegiums zu St. Pauli in Leipzig

43 Bogen. gr. 8^o. geh. 7.— Mk., geb. 8.— Mk.,
in 2 Bänden geb. 9.— Mk.

Die Predigtsammlung Rietschels darf als eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der evangelischen Homiletik bezeichnet werden.

Post 1892. 26. April.

Glücklich die Studenten und Kandidaten, welche nach einem solchen Vorbilde in der Homiletik unterwiesen werden. Sie lernen einfach und klar und doch auch geist- und gedankenvoll reden, ebenso fesselnd für den geringen Mann als für den Gebildeten und Gelehrten.

Neue preuß. Kreuzzeitung 1892. 30. Mai.

Besonders vorbildlich sind diese Predigten durch die ebenso treue wie geschickte Ausnutzung des gegebenen Bibelwortes.

Pastoralblätter 1892. Nr. 6.

Besonders an der prägnanten, aus dem Text erwachsenen und mit ihm verwachsenen Fassung der Themata und Partitionen erkennt man den Meister der Homiletik.

Theol. Literaturblatt 1892. Nr. 39.

Als innere Vorzüge der Predigtweise Rietschels dürfen namentlich drei hervorgehoben werden: 1) ein großes Geschick in gründlicher, feiner und ungezwungener Textverwendung, 2) eine sehr glückliche Hand in der Bildung und Formulierung der Disposition, 3) eine edle, gehobene, ungekünstelte, warme und lebendige Ausdrucksweise.

Theol. Literaturzeitung 1893. Nr. 8.

Druck von Fr. Richter in Leipzig.

[illegible]

DEMCO, INC. 38-2931

10480

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY

BERKELEY, CA 94709



GTU Library

2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709

For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall

